in den ersten Stock, wo sie vorerst einen kleinen, blumengeschmückten Vorsaal betraten, aus dem sich mehrere hohe, mit Goldleisten verzierte Thüren nach den verschiedenen Gemächern des Hauses öffneten.

Eine derselben schloß der Haushofmeister auf und bat, selbst im Vorsaale bleibend, die Dame mit einer Verbeugung, einzutreten.

Rasch schritt sie an ihm vorüber.

Ein geräumiges, mit verschwenderischer Pracht ausgestattetes Gemach nahm sie auf; große Spiegel, kostbare Gemälde, reiche Teppiche schmückten dasselbe, welches durch eine, von der Decke niederhängende Astrallampe hell erleuchtet war.

Das Auge der Dame hatte jedoch keinen Blick für all' diese Herrlichkeiten, an welche es gewohnt schien, sondern concentrirte seine ganze Sehkraft auf einen hochgewachsenen Mann in eleganter Salontoilette, der inmitten des Gemaches stand und die Eintretende mit einer tiefen Verbeugung empfing.

Das Antlitz des Mannes war verlarvt.

Eine Minute lang blickten sich die Gegenüberstehenden schweigend an; durch den dichten Schleier der Dame blitzte ein Paar feuriger, schwarzer Augen, während durch die Oeffnungen der Larve, welche die Züge des Mannes verhüllten, ein Paar grauer, ausdrucksvoller Augen leuchtete.

Der Mann brach zuerst das Schweigen.

„Signora," begann er mit wohllautender Stimme in italienischer Sprache, „ich heiße Sie willkommen in Wien. Ich zolle Ihrem Muthe alle Anerkennung, der Sie die weite Reise so rasch unternehmen ließ, und danke der Bereitwilligkeit, welche Sie bewog, meiner Bitte so schnell Genüge zu thun."

„Sie also schrieben mir den geheimnißvollen Brief?" frug die Dame, ein gefaltetes Blatt duftenden Papieres aus dem Busen ziehend.

„Ich war es."

„Ich kenne die Züge Ihrer Hand, nicht aber die Ihres Gesichtes. Wozu die Maske?"

Der Verlarvte deutete auf den Schleier.

„Vertrauen um Vertrauen," sagte er.

Die Dame begann den Schleier abzuwickeln, der Herr löste den Knoten, der die Larve befestigte — fast in einem Augenblicke fielen beide.

Es waren ein paar interessante Gesichter, welche da zum Vorschein kamen.

Das Antlitz der Dame deutete auf ein Alter von sieben- bis achtundzwanzig Jahren und war von bewundernswerther, stolzer Schönheit. Der Teint war leicht gebräunt, Lippen und Wangen strahlend von frischem Roth. Reiches, glänzendes, tiefschwarzes Haar fiel in zierlichen Ringeln und Wellen über Hals und Nacken, schöngeschwungene Brauen überwölbten ein Paar feuriger dunkler Augen mit langen, seidenen Wimpern und zwischen den halbgeöffneten Lippen wurde eine Doppelreihe weißer perlenartiger Zähne sichtbar.

Die Dame hatte auch das weite Reisegewand abgeworfen und enthüllte dadurch die durch ein eng anliegendes, seidenes, lang niederwallendes Kleid scharf begrenzten Formen einer Gestalt, welche dem Meißel des Praxiteles ihren Ursprung zu verdanken schien.

Ein schwaches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie bemerkte, welchen Eindruck ihre Schönheit auf den Mann, der vor ihr stand, zu machen schien.

Der Mann selbst jedoch bot in seiner Art ein nicht minder interessantes Bild. Seine Gestalt, wenig über Mittelgröße, war von vollkommenem Ebenmaße und verrieth in jeder Bewegung Eleganz, gepaart mit Kraft. Sein Antlitz war braun, die Züge desselben scharf und kräftig geschnitten, die Lippen sinnlich, die Stirne hoch und breit, die Augen groß, von lichtem Grau, voll Ausdruck und Beredtsamkeit.

Die Beiden standen einander gegenüber, wie ein Paar Kampfhähne, die ihre Kräfte messen, und wenn der Herr sich gestand, daß die Dame von bezaubernder Schönheit sei, daß aus ihren Blicken Muth, Kraft und Leidenschaft sprächen, so mußte die schöne Italienerin zugeben, daß ihr Gegenüber, trotz der Unschönheit seines Angesichtes, ein Mann sei, geeignet, hohes Interesse einzuflößen, daß er darnach aussehe, als Freund von unbestreitbarem Werthe, als Feind von bedeutsamster Gefährlichkeit zu sein.

„Nun, Signor," begann die Dame endlich mit graziös spöttischem Lächeln, „haben Sie mich blos hierher nach Wien kommen lassen, um mich so zu betrachten?"

„Vergebung, Signora," antwortete der Geheimnißvolle, ohne jedoch die mindeste Verlegenheit zu zeigen, „aber ich konnte mich dem Eindrucke, den Ihre Schönheit auf jeden Beschauer üben muß, nicht entwinden."

Nach diesen Worten schob er Stühle zurecht für die Dame und sich selbst, und bat Erstere, sich niederzulassen.

„Signora," sprach er weiter, „Sie hatten den Muth und die Güte, der Aufforderung eines Unbekannten Folge zu geben und das sonnige Florenz mit dem viel kälteren Wien zu vertauschen."

„Ich bin nicht furchtsam, Herr," entgegnete die Dame, „und da, was der Brief enthielt, so ziemlich mit meinen eigenen Wünschen und Verlangen übereinstimmte, war ich rasch entschlossen, dem unbekannten Aufforderer den Willen zu thun, wenngleich der Name, den Sie unterschrieben —"

„O, finden Sie ihn anstößig?"

„Nein; doch ein schwächeres Herz hätte ihn vielleicht als eine üble Vorbedeutung genommen."

„Was thut der Name zur Sache?"

„Doch! Sie unterschrieben sich: Mephisto. Wissen Sie, daß dies einen Geist bedeutet, der Fäden des Dunkels spinnt, des Elends, des höllischen Verderbens?"

„Hm, man legt ihn gar verschieden aus; Einige nennen ihn das Oberhaupt jener Geister, die Thorheiten oder allerhand loses Zeug in die Welt senden."

„Nun, ich finde die eine Auslegung so wenig vertrauenerweckend, wie die andere."

„Ich habe darum für eine dritte gesorgt."

„Ich bin begierig, sie zu hören."

„In meinen Augen ist Mephisto ein Geist, der auf gewundenen Wegen zu erreichen sucht, was auf geradem nicht zu gewinnen ist; der einem hohen, glänzenden Ziele zustrebt, aber gezwungen ist, im Dunkeln nach demselben zu arbeiten —"

„Und Andere seinen Zwecken dienstbar zu machen sucht —"

„Und sich mit Anderen verbündet," verbesserte der geheimnißvolle Briefschreiber mit bedeutungsvollem Lächeln, „dem Grundsatze gehorchend: Dienst um Dienst."

Die Dame senkte die Blicke und dachte einige Augenblicke nach.

„Ich bin nicht ungeneigt," sagte sie, „ein solches Bündniß mit Ihnen einzugehen, wenn ich erst Ihre Ziele kenne."

„Erlauben Sie mir, mich heute nicht näher zu erklären. Die kurze Zeit, welche ich Sie noch der nach einer so anstrengenden Reise nöthigen Ruhe berauben will, sei einzig und allein Ihnen geweiht. Haben Sie mich nichts zu fragen?"

Das Antlitz der Dame färbte sich mit leichtem Roth. Sie zog

abermals den Brief aus dem Busen, entfaltete ihn und überflog dessen Inhalt.

„Sie schreiben, ich sei in Gefahr, einen schweren Verlust zu erleiden?"

„Ich sagte damit keine Lüge."

„Meine Hieherkunft allein könne mich davor bewahren."

„Ich zweifle, nachdem ich Sie gesehen, umsoweniger daran."

„So unklar die Worte Ihres Briefes sind, so konnten sie mich doch nicht im Zweifel lassen, von welchem Verluste ich bedroht würde."

„Ich wußte, daß eine bloße Andeutung genügen würde, Sie das Richtige errathen zu lassen."

„Und von welcher Seite droht die Gefahr?" frug die schöne Frau stirnerunzelnd.

„Von zwei Seiten."

„Ah!"

„Seien wir offen, Signora Livia," fuhr der Mann fort. „Sie lieben den jetzigen Kaiser."

„Ich liebe ihn."

„Sie wurden wieder geliebt."

„Ich wurde?"

„Stoßen Sie sich nicht an das hart klingende Wort. Ich spreche jetzt nicht von dem Kaiser, sondern von dem Großherzoge von Toskana. Sie wurden von diesem wiedergeliebt und, was Ihnen um so höheren Werth verleiht, sogar von dessen Frau hochgeschätzt. Man erzählt sich hier, daß die Großherzogin wiederholt ihren Stickrahmen zu Ihnen bringen ließ, um mit Ihnen zu arbeiten."

„Das ist wahr, doch —"

„Das gehört nicht hierher, meinen Sie? Ei, es soll nur beweisen, wie groß die Liebe des Großherzogs zu Ihnen gewesen sein muß, wenn selbst dessen Gemahlin sich derselben unterordnete."

Signora Livia senkte das Haupt und barg die Stirne in der Fläche der linken Hand.

„Die Großherzogin ist eine edle, hochherzige Frau, die kein Opfer zu schwer fand, es ihrem Gatten zu bringen," sagte sie.

„Ich bewundere sie; Frauen sind leicht geneigt, ihr Gut, ihr Leben einem geliebten Manne zu opfern, selten aber erheben sie sich so hoch, ihn ruhig im Besitze einer Anderen zu sehen. Louise muß Ihren hohen Werth richtig erkannt haben, ehe sie sich zu so Schwerem entschloß."

Die Dame antwortete nicht und machte nur eine leichte Geberde der Abwehr.

„Halten Sie mich für keinen Schmeichler," fuhr der Geheimnißvolle fort, „ich besitze einige Menschenkenntniß und schöpfe daraus meine Beurtheilungen. Der Kaiser ist ein edler, gütiger Mann, aber ein Mann, in dessen Adern das warme Blut Italiens kreist — er ist, ungleich seinem verstorbenen Bruder, der ähnliche Sohn seines Vaters, von dem er die Lebenslust und die Liebe zum schönen Geschlechte geerbt hat, und vielleicht auch die — Unbeständigkeit."

Die schöne Lauscherin gerieth bei den Worten des geheimnißvollen Sprechers in immer größere Erregung, die sich in ihrem Antlitz getreulich wiederspiegelte.

„Sie werden es nicht auffallend finden, meine Freundin, — Sie gestatten mir wohl jetzt schon, Sie bei diesem Namen zu nennen — daß es genug Leute an jedem Hofe giebt, welche sich die Neigungen oder Schwächen der Herrscher dienstbar zu machen suchen, indem sie denselben huldigen, und daß folglich auch an diesem Hofe, an welchem sich eben jetzt zwei Parteien gegenüberstehen, jede derselben versucht, den Monarchen für ihre Ideen zu gewinnen. Nun, die Eine, zahlreichere Partei baut ihr Glück auf die Unbeständigkeit, die zweite auf die Macht einer wahren, tief in's Herz gewurzelten Neigung. Ich darf Ihnen wohl nicht mehr sagen, daß ich der letzten angehöre."

„Was hoffen Sie von mir?"

„Alles! Leopold liebt Sie — Ihr Anblick wird das Bild derjenigen, mit welcher ihn die Gegenpartei Ihr Andenken vergessen machen will, wieder in Nichts zerrinnen lassen."

„O, — erst jetzt sehe ich völlig klar," sagte Donna Livia mit bebenden Lippen. „Man will mir eine Nebenbuhlerin schaffen."

Der Unbekannte nickte bejahend.

„Mein Herr, ich danke Ihnen, daß Sie mich berufen," sagte die Italienerin rasch und heftig, ihrem Nachbar die Hand bietend. „es gilt einen Kampf — ich will ihn aufnehmen."

Der Geheimnißvolle führte die schöne Hand an seine Lippen; Er heftete seine klaren Augen mit durchdringenden Blicken auf die Sprechende.

„Ich sehe Sie muthig und entschlossen," sagte er, „das ist der halbe Sieg."

„Wer ist meine Nebenbuhlerin?"

„Eine junge, schöne Polin aus guter Familie — fromm wie alle Polinnen, intriguant wie eine Französin, listig wie alle Slavinnen."

„Und schön?"

„Sehr schön."

„Schöner als ich?"

Der Geheimnißvolle betrachtete die Sprechende mit so leuchtenden Blicken, daß sie unter denselben erröthete und ein leichtes Zittern ihre Glieder überlief.

„Nein," sagte er dann kaum hörbar.

„Und wenn auch," fuhr Livia fort, „wenn sie auch schöner ist, ich will in die Schranken treten gegen sie und nicht ruhen, bis sie mich, oder ich sie überwunden."

Mit entschlossener Geberde hatte sich das schöne Weib erhoben.

Der Geheimnißvolle blickte bewundernd empor zu dem glühenden, schönen Antlitze.

„Reichen Sie mir die Hand zum Bunde, Signora," sagte er, „vertrauen Sie sich meiner Führung an, und der Sieg über die schöne Polin ist Ihnen gewiß."

„Hier meine Hand," antwortete Livia, ihre Rechte in jene des Unbekannten legend, „der Pact ist geschlossen — auf treue Waffenbruderschaft!"

„Auf treue Waffenbruderschaft!" wiederholte der Fremde.

„Doch — mir fällt eben ein," fuhr Livia nach einer Pause fort, „Sie sprachen, daß mir von zwei Seiten Gefahr drohe?"

„Es ist so; nur weiß ich nicht, ist jene, die ich Ihnen schon genannt, die Gefährlichere, oder jene, welche ich noch verschwiegen."

„Ist dies auch eine — Frau?"

„Ja. Jung, schön — eine deutsche Schönheit mit blondem Haar und blauen Augen."

„Und wer sind die Freunde dieser — Dame?"

„Sie hat keine. Sie steht allein; — übrigens ist es vielleicht nur mir, der ich scharf zu beobachten pflege, bekannt, daß die blonde Deutsche den Kaiser mit so schmachtenden Blicken betrachtet, daß man aus selbem wohl entnehmen dürfte: sie liebe den Kaiser. Vielleicht weiß sie es selbst nicht — und wenn, so strebt sie gewiß nicht darnach, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen."

„Welche Vermuthung!"

„Eine nicht ganz unwahrscheinliche. Die blonde Deutsche schlägt

die Augen stets zu Boden, so oft Seine Majestät in ihre Nähe kommen und das süße Kreuzfeuer ihrer Blicke entwickelt sie nur dann, wenn sie sich von aller Welt unbeachtet wähnt."

„Heuchelei! Daß Sie das nicht durchschauen, Mephisto!"

„Sie kennen die Deutschen nicht, Signora," entgegnete der Unbekannte mit feinem Lächeln; „die Liebe des Südländers ist Gluth und Flamme, die des Deutschen Schmachten und Anbeten; die Südländerin tödtet die Nebenbuhlerin, welche ihr das Herz des Geliebten geraubt, die Deutsche entsagt und stirbt, um das Glück des Mannes nicht zu stören, den sie liebt."

„Ich verstehe diese Art Liebe nicht."

„Wozu auch? Sie ist für Deutsche."

„Und doch -- wissen Sie, was ich denke?"

„Nun?"

„Ich fürchte, daß uns die blonde Deutsche gefährlicher wird, als die dunkeläugige Polin."

„Was bewegt Sie zu diesem Glauben?"

„Ich suche vergebens eine Antwort auf diese Frage; mir ist, als fühlte ich's; Ahnung — Instinct — geben Sie dem Gefühle selbst einen Namen."

„Nun, wir werden die blonde Schönheit im Auge behalten. Vorerst ist sie noch nicht aus ihrem Dunkel herausgetreten, während die Polin den Schauplatz bereits bestiegen hat. Ihr müssen also unsere ersten Schritte gelten."

„Wie ist deren Name?"

„Wanda von Prohaska."

„Ich werde nicht vergessen. Prohaska — wie barbarisch das klingt!"

„Er ist nicht für die weiche Sprache Italiens geschaffen; die harten Zungen der Deutschen finden sich zurecht mit ihm."

„Er soll trotzdem meinem Gedächtnisse nicht entschwinden, und müßt' ich meine ungelenke Zunge stundenlang üben, ihn zu erlernen."

Der geheimnißvolle Mann erhob sich und griff nach seinem Hute, der auf dem Kaminsimse lag.

„Sie scheiden?" frug Livia.

„Um Sie der Ruhe zu überlassen, deren Sie bedürfen."

„Ich bin nicht müde."

„Dies Haus steht zu Ihren Befehlen; gebieten Sie als Herrin über Alles, was es enthält. Aber — gestatten Sie mir eine Bitte."

„Sprechen Sie, mein Freund."

„Verlassen Sie es nicht früher, ehe ich Ihnen mitgetheilt, daß Sie es ohne Scheu thun können."

„Ich bin fremd und unbekannt, es fällt mir nicht schwer, Ihre Bitte zu erfüllen."

„Schreiben Sie auch nicht an — Sie wissen, wen ich meine. Es umgeben ihn hier zu viele Personen, die Sonderinteressen vertreten, und man ist nicht sehr scrupulös in der Wahl der Mittel."

„Sie fürchten, man könnte den Brief unterschlagen?"

„Es wäre möglich; und wenn man auch nicht so weit ginge, so bin ich überzeugt, daß man ihn lesen würde, ehe er in seine Hände gelangt. Das gäbe dem Gegner vorzeitig Nachricht, und — Sie wissen — ein vorbereiteter Feind ist doppelt gefährlich."

„Ihr Rath ist gut — ich werde ihn befolgen."

Der Fremde führte die Hand der schönen Italienerin an seine Lippen.

„Uns're Interessen gehen Hand in Hand," sagte er. „Ich werde morgen wieder kommen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

„Sie gehen, ohne mir Ihren Namen zu sagen?"

„Nun — Mephisto."

„Gut, mein geheimnißvoller Freund, heute noch will ich diesen gelten lassen — morgen jedoch werde ich Sie nur empfangen, wenn Sie sich unter Ihrem wahren Namen melden lassen."

Der Geheimnißvolle verneigte sich und verließ den Salon.

Im Vorgemache empfing ihn der Majordomus und geleitete ihn die Treppen hinab.

„Hyppolit," frug ihn der Unbekannte leise, „haben Sie meine Befehle ausgeführt?"

„In jeder Hinsicht, Euer —"

„Pst — keinen Titel, keinen Namen. — Die Leute, welche Sie gewählt, sind verläßlich?"

„Wie ich selbst."

„Sorgen Sie vor Allem, daß Madame keinen Grund hat, sich zu beklagen."

„Sie soll zufrieden sein."

„Und — ich binde Ihnen das ein= für allemal auf das Herz — es darf Niemand in das Haus, der Ihnen nicht das Zeichen bringt."

„Meine Anstalten sind getroffen."

Der Unbekannte nickte seinem Vertrauten zu und trat durch das Gitterthor auf die Straße.

Es war bereits Nacht geworden.

Der Geheimnißvolle schritt rasch vor an die Straßenecke, an welcher ein Wagen harrte, an dessen Schlag ein Diener in einfacher, dunkler Livrée ohne alle Abzeichen stand.

Er öffnete dem Ankommenden den Schlag, stieg, nachdem derselbe seinen Platz im Wagen eingenommen, auf den Bock und gab dem Kutscher den Befehl, fortzufahren.

Das Gefährte rollte durch das Kärntnerthor in die innere Stadt und machte auf dem neuen Markte Halt.

Der Unbekannte stieg aus und setzte seinen Weg zu Fuße fort in die Seilergasse, wo er in das, zu allen Zeiten sich eines gewissen Rufes erfreuende Hotel „Matschakerhof" trat.

Der Speisesaal war bereits leer von Gästen, denn es war nahe an Mitternacht; nur an einem in einer Ecke des Saales stehenden Tische saß noch ein kleiner Mann von jovialem Aussehen, in für sein faltiges Gesicht und seine grauen Haare fast allzu jugendlicher Kleidung.

Er trug eine weiße Halsbinde, ein großes Spitzenjabot, einen blauen Frack mit blanken Knöpfen, Kniehosen, gestreifte Strümpfe und Schnallenschuhe. Die kleinen mageren Hände waren durch weit vorstehende Spitzenmanschetten fast versteckt.

Beim Eintritte unseres Geheimnißvollen brachte der kleine Mann ein Lorgnon an das Auge, erhob sich dann, als erkenne er erst jetzt den Ankommenden, rasch vom Stuhle und eilte ihm entgegen.

„Ah, Baron," sagte er mit näselnder Stimme, „ich verzweifelte schon an Ihrer Pünktlichkeit."

„Warten Sie schon so lange auf mich?"

„Eine halbe Stunde."

„Ei, das ist zu ertragen."

Der Baron, wie wir unsern Unbekannten nennen hörten, ließ sich an der Seite des Kleinen nieder und bestellte eine Flasche Wein.

Ein Garçon brachte dieselbe mit etwas schläfriger Miene und setzte sich dann, fern von den beiden Gästen, deren langes Bleiben er

verwünschte, in die Ecke zu einem Credenzkasten, an den er sein müdes Haupt lehnte und die Augen schloß.

„Nun, Burger,“ begann der Baron leise und hastig, „was haben Sie herausgebracht?“

„Die schöne Polin ist heute richtig angekommen.“

„Acht Tage früher wäre sie mir höchst unwillkommen gewesen.“

„Ist sie es heute nicht mehr?“ frug verwundert der Kleine.

„Bei Weitem nicht so sehr. Doch weiter. Wo hat man sie einlogirt?“

„In der Spenglergasse im Seizerhof.“

„Wie — haben Sie recht gehört?“

„Gewiß; ich habe mich selbst überzeugt. Im ersten Stock, die letzte Wohnung links —“

„Wo das Nebenhaus anstößt?“

Der Kleine nickte.

„Nun verstehe ich. Sonst wahrhaftig schien's mir wunderbar, daß man ein so bekanntes und belebtes Durchhaus gewählt.“

„Ei, die klugen Herren mögen denken, daß man am Unbeachtetsten bleibt, wenn man sich mit keinen Geheimnissen umgiebt; und sie haben gerade nicht Unrecht mit dieser Ansicht.“

„Gut — weiter. Was hat die Polin an Dienerschaft mit sich?“

„Ich sah nur eine Zofe.“

„Die ist für Sie, Burger.“

Der Kleine schüttelte sich.

„Herr —“

„Sie werden ihre Eroberung machen. Legen Sie nur die Perrücke ab, waschen Sie sich den garstigen Anstrich vom Antlitz und Sie sind ein ganz schmucker Junge — Sie müssen ihr gefallen.“

„Ihr — ihr — das ist möglich, Herr; aber — Sie haben das Ungethüm nicht gesehen. Sie ist dick, alt, häßlich, schnupft Tabak, wie ein Kapuziner —“

„Was haben Sie mir versprochen, Burger?“

„Ihnen treu und redlich zu dienen, das will ich —“

„Und doch sind Sie eben jetzt ungehorsam?“

Der Kleine schnitt eine wahre Jammermiene.

„Muth, Burger,“ fuhr der Baron lächelnd fort, „für jeden Tag, den Sie in Gesellschaft der Alten zubringen müssen, erhalten Sie, außer den Kosten, fünf Ducaten. Sind Sie nun zufrieden?“

Die Miene des Kleinen heiterte sich auf.

„Herr Baron finden ein Pflaster für Alles," antwortete er mit einem Seufzer; „ich will's in Gottesnamen wagen. Prr — 's ist aber ein schweres Stück Arbeit."

„Wir müssen die Alte ganz in unsere Hände bekommen. Es ist dies unbedingt nöthig, denn sicher weiß sie Manches aus dem Leben ihrer Gebieterin, das uns von Nutzen sein kann."

„Ich gehorche, gnädigster Herr."

„Sind Sie mit Ihren Nachrichten zu Ende?"

„Noch nicht. Ich machte heute Abends einen Spaziergang beim „grünen Brückel"*). Die Gesellschaft war sehr zahlreich und ebenso elegant."

„Ist das Alles?"

„Ich ließ mich an einem Tischchen nieder, um Eis zu nehmen. Am Nachbartische saßen zwei Herren von ziemlich gutem Aussehen, allenfalls wie Officiere im Ruhestande."

„Weiter — weiter."

„Sie sprachen —"

„Von wem — warum zögern Sie?"

Von der schönen blonden Baronin."

„Von ihr! Und was — worüber drehte sich ihr Gespräch?"

„Hm, die Herren meinten wohl nicht, daß Einer in ihrem Rücken säße, der sie verstünde und thaten sich, da sie spanisch sprachen, keinen Zwang an. Der Eine behauptete, sie als ganz junges Mädchen gekannt zu haben und — er sagte so, wenn auch verblümt —, ihr Liebhaber gewesen zu sein."

„Ein alter Officier auf Halbsold? Phantasterei."

Hm, mir war, als machten sich die Beiden älter, als sie wirklich sind; ich glaube auch nicht, daß sie Officiere sind — ich habe einen ziemlich scharfen Blick."

„Wofür halten Sie dieselben also?"

„Für ein Paar — Spitzbuben."

„Das ist noch ungereimter. Wie käme ein solcher dazu, der Geliebte einer jungen Baronesse zu sein!"

---

*) Die Promenade beim Café Milani auf der Burgbastei, welche in der Nähe der Bellaria durch eine kleine grün angestrichene Brücke mit der innern Stadt in Verbindung gesetzt war.

„Er, er mag eben erst später die Spitzbubenlaufbahn eingeschlagen haben, oder, wenn er's schon damals war, so spielte er irgend eine Rolle, die ihn zu dem befähigte, was Herr Baron für so unwahrscheinlich halten."

„Woraus aber nehmen Sie das Alles?"

„Aus den Worten der Beiden. Sie müssen auf dem Trockenen sein, die Schelme, und die Börse der Baronin soll ihnen wieder aufhelfen."

„O, ganz gemeine Gauner also!"

„In diesem Augenblicke wohl; die Noth treibt sie dazu, indessen halte ich die beiden Patrone auch einer höheren Gaunerei fähig."

„Was meinen Sie damit wieder?"

„Daß sie mit dem Gelde der Baronin bald eine Rolle in der Gesellschaft spielen und die arme Frau zugrunde richten werden."

Der Unbekannte versank in Nachdenken.

„Das soll nicht sein, Burger," sprach er dann; „es muß etwas geschehen gegen die beiden Schelme."

„Ich weiß deren Wohnung."

„Sie sind eine Perle. Wo ist selbe?"

„In der Naglergasse, im Neubad."

„Ein Haus mit zwei Thoren, die in ganz verschiedene Gässen münden — die Schelme scheinen praktisch."

„Und eine Wohnung mit zwei Thüren, deren jede auf eine andere Stiege mündet. Die Schelme sind praktisch, nicht nur, daß sie es scheinen."

„Ich muß das Geheimniß der Baronin kennen. Ich werde den Spitzbuben von der einen Seite einen Besuch machen."

„Und von der andern?"

„Sie."

O, ich bin bereit, Herr Baron. Lieber in die Höhle eines Löwen, als in die Arme der entsetzlichen Zofe."

„Haben Sie die Ducaten schon vergessen, Burger?"

„Mein einziger Trost."

„Vor Allem suchen Sie die Namen der Schelme zu erfahren."

„Ich werde sie morgen wissen. Wahrscheinlich werden Sie falsche angegeben haben."

„Das ist gleich. Und dann —"

„Dann?" frug der Kleine, als der Baron inne hielt.

„Burger, Burger!“ sagte der Geheimnißvolle mit dem Finger drohend, „Sie werden zu neugierig.“

Der Kleine erröthete.

„Der Eifer, Ihnen zu dienen, Herr Baron —“

„Was weiter zu thun ist, werde ich Ihnen morgen mittheilen. Bis dahin müssen Sie Ihren Eifer zügeln.“

„Wo darf ich Sie aufsuchen, gnädigster Herr?“

Der Geheimnißvolle sann einige Augenblicke nach.

„Kommen Sie Abends in meine kleine Wohnung in der Singerstraße.“

„Um welche Stunde?“

„Zwischen neun und zehn Uhr.“

„Ich werde kommen.“

„Und nun gehen wir. Es ist Zeit, man wird uns für ein paar Zechbrüder halten.“

Der Kleine klopfte mit dem Glase auf den Tisch, so daß der Garçon aus seinem Schlummer fuhr und, sich die Augen reibend, an den Tisch trat.

Die beiden Herren bezahlten ihre Zeche und verließen dann, Arm in Arm, den Gasthof.

Als sie den nahen Platz, den Graben, erreicht hatten, löste Burger seinen Arm aus den seines Begleiters und schritt in ehrerbietiger Haltung an dessen Seite weiter.

Am Stock-im-Eisenplatze blieb der Geheimnißvolle stehen.

„Gute Nacht, Burger,“ sagte er; „vergessen Sie nicht: Erstens die Namen der beiden Spitzbuben, den Vorwand ihres Aufenthaltes in Wien und dann — die Zofe der schönen Polin. Auf morgen!“

Mit einer grüßenden Geberde schritt der Geheimnißvolle weiter.

Der Kleine verneigte sich tief, wendete sich mit jugendlicher Leichtigkeit auf dem Absatze um und schritt wieder zurück über den Graben.

„Er ist splendid,“ murmelte er vor sich hin, „und behandelt seine Leute voll Anstand. Er hat mir Gutes gethan und mich aus schwerer Noth gerettet, das vergesse ich ihm nicht — und so lange er sich mit seiner Passion für schöne Weiber nicht zu meinem Mädel versteigt, will ich ihm dienen mit all meiner Kraft.“

Der geheimnißvolle Mann war quer über den Stefansplatz geschritten und nahte sich einem alten Gebäude, einem der interessantesten Bauwerke alter Zeit mit Erkern und auf Spitzbogen-Tragsteinen vorspringenden Stockwerken. Es war dies das sogenannte „Firl-Stifts-

haus“ oder Domherrnhof (heute mit der Nummer 5 versehen, in der jetzigen modernen Gestaltung seit 1845 an der Stelle des alten Gebäudes aufgeführt.)

Er klopfte daselbst an eines der im Erdgeschosse befindlichen Fenster, das sich neben einer sogenannten Ladenthüre befand.

Im nächsten Momente wurde letztere geräuschlos geöffnet und der Unbekannte trat in ein kleines Gewölbe, das nur durch ein schwaches, vor einem Marienbilde brennendes Lämpchen erleuchtet wurde.

Die Frau, welche geöffnet hatte, mochte wenig über dreißig Jahre zählen, war ziemlich hübsch und üppig, und das lose Nachtgewand enthüllte zeitweilig ganz verlockende Formen.

Der Unbekannte hatte kein Auge für dieselben; er trat aus dem Gewölbe in die Nebenstube und ließ sich daselbst ziemlich ermüdet auf einen Rohrstuhl nieder.

Die Frau schlug Licht, nachdem sie zur Vorsorge sich überzeugt hatte, daß die Vorhänge an den Fenstern dicht geschlossen waren, um keinen Lichtstrahl nach Außen dringen zu lassen.

„War Dein Bruder hier, Toni?“ frug der Baron nach einer Pause.

„Ja, Euer Gnaden, gestern Abends. Er hat einen Brief überbracht; hier ist er.“

Die junge Frau hatte ein in Briefform gefaltetes Papier aus einer Lade genommen und reichte es dem Unbekannten.

Hastig erbrach dieser das Siegel. Der Brief war in Chiffern geschrieben, die der Mann jedoch mit Leichtigkeit zu lesen schien.

Ein Ausdruck der Befriedigung zeigte sich in seinem Antlitze. Er faltete das Blatt, nachdem er gelesen, wieder zusammen und hielt es an die Flamme der Kerze, welche es bis auf das letzte Stück verzehrte.

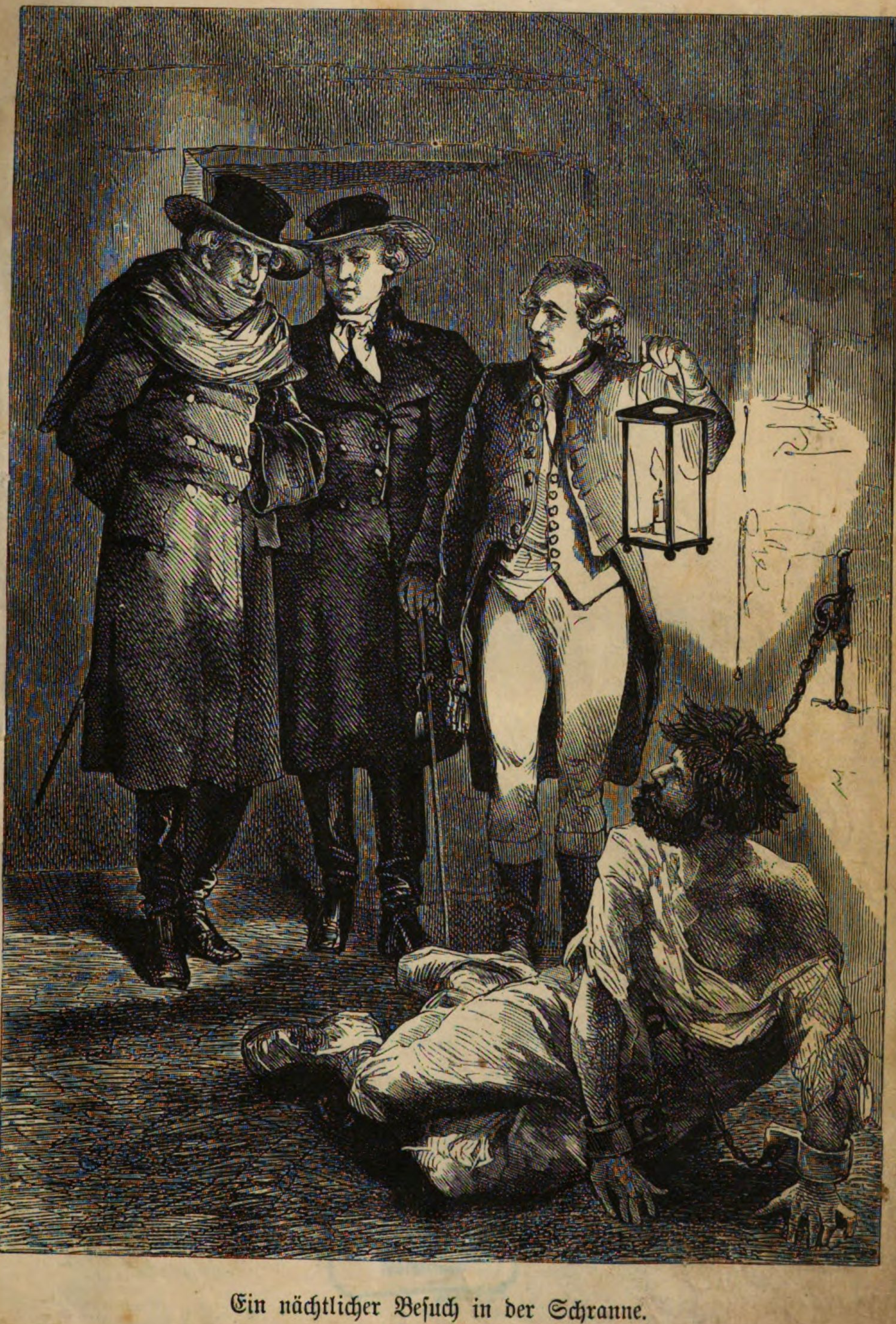
Dann erhob er sich.

„Gute Nacht, Toni!“ sagte er, der Frau freundlich zunickend.

Mit diesen Worten verließ er die Stube durch eine Thüre, welche in das Innere des Hauses führte.

Die junge Frau blickte ihm traurig nach.

„Er liebt mich nicht mehr,“ flüsterte sie; „seit Langem geht er von hier, ohne mir nur einen Kuß zu geben; und doch ist mir immer, als sollte ihm die Liebe, die er einst mir geschenkt, bessere Früchte tragen, als die, welche er an die großen Damen verschwendet!“



Ein nächtlicher Besuch in der Schranne.

Schöne Sünderinnen

oder

Ein neuer Mephisto.

I. Band.

Erstes Capitel.

Ein Pact mit dem geheimnißvollen Manne.

An einem heiteren Frühlingsabende rollte ein schwerer, hochbepackter Reisewagen durch die Matzleinsdorfer Linie in das Weichbild der Stadt Wien.

Vor dem Wagen ritt ein Postillon, der dem Rosselenker als Führer diente und endlich in einer der Seitenstraßen der Vorstadt Wieden vor einem Gitterthore anhielt und, ohne vom Pferde zu steigen, die Glocke zog.

Ein Mann trat aus einem neben dem Thore befindlichen Häuschen und schloß die beiden Flügel des Gitters auf, so daß der mittlerweile herangekommene Reisewagen ungehindert in einen weiten Vorgarten einfahren konnte, der im Hintergrunde durch ein altes, massives, einstöckiges Gebäude, das in der Mitte eine breite Treppe zeigte, abgeschlossen wurde.

Die Fenster im ersten Stockwerke waren beleuchtet, ebenso jene des Saales im Erdgeschosse, zu dem man von der Terrasse aus gelangte, und an einem der ersteren zeichnete sich in dem Augenblicke, als der Wagen in den Hof fuhr, der Schatten eines Mannes ab, um jedoch gleich wieder zu verschwinden.

Der Wagen hielt am Fuße der Freitreppe; der Diener sprang vom Rücksitze und öffnete den Schlag. Im selben Momente ging auch

die auf die Terrasse führende Thüre auf und zwei Diener mit Windlichtern erschienen, um die Treppe zu erleuchten.

Unmittelbar nach ihnen folgte ein bejahrter Mann, mit gepudertem Haar, ganz schwarz gekleidet. Derselbe stieg rasch die Treppe herab und kam eben zurecht, um einer Dame, die aus dem Wagen stieg, die Hand als Stütze zu bieten.

Die Dame war dicht verschleiert, ihr Anzug von dunkler Farbe und so weit, daß er die Gestalt völlig verhüllte. Sie warf einen neugierigen Blick auf den Mann, der ihr mit ehrfurchtsvoller Miene seinen Beistand bot und schien die dargereichte Hand erst nach einigem Besinnen zu ergreifen.

Leicht und graziös stieg sie zu Boden und eilte ziemlich raschen Schrittes die Freitreppe empor.

Eine zweite Dame, gleichfalls im weiten Reisemantel und mit verschleiertem Gesichte folgte ihr.

Der Majordomus, einem solchen sah der alte Herr ähnlich, öffnete die Glasthüre und ließ die beiden Damen in einen geräumigen Vorsaal treten, der mit Blumen, Statuetten und Wandgemälden reich und kostbar verziert war.

„Madame," wendete er sich dann in französischer Sprache an die zuerst ausgestiegene Dame, „wird die Gnade haben, mir zu folgen?"

„Führen Sie mich," antwortete sie nach kurzem Zögern. „Doch — meine Begleiterin?"

Der Majordomus trat an einen Tisch, auf welchem eine kleine Glocke stand, und schellte.

Aus einer, durch eine Art Laube verborgenen Thüre erschien ein Diener in kostbarer Livrée.

„Gaspard," sagte der alte Herr, auf die Begleiterin der Dame zeigend, „führen Sie Madame in ihre Zimmer und machen Sie dieselbe bekannt mit der Einrichtung des Hauses. Tragen Sie Sorge, daß auch das Gepäck so rasch als möglich in's Haus gebracht werde."

Nach diesen Worten wendete er sich mit einer Verbeugung wieder an die Gebieterin.

„Ist Madame geneigt, mir zu folgen?" frug er.

Die Dame wechselte einige Worte in italienischer Sprache mit ihrer Begleiterin und gab dann dem Majordomus durch ein Kopfnicken bekannt, daß sie sich seiner Führung überlasse.

Sie schritten eine hellerleuchtete, teppichbelegte Treppe hinan

Zweites Capitel.

Nach Regen folgt Sonnenschein.

Das Zimmer, in welches wir nun die freundlichen Leser führen, ist ziemlich wohnlich eingerichtet, doch nicht sehr licht, obwohl es draußen heller Tag ist. Aber das einzige Fenster mündet in ein schmales Gäßchen, das von hohen, altersschwarzen Häusern eingefaßt ist.

Zwei Thüren aus dem Gemache führen, die eine in ein enges, vollkommen finsteres Vorgemach, die zweite in die anderen, zur Wohnung gehörigen Zimmer.

Besondere Ordnung herrscht nicht an diesem Orte. Auf dem Bette liegt ein langer schwarzer Rock, eine zerknüllte breite weiße Halsbinde und ein Filzhut, der am Deckel breiter ist, als an der Krempe. Auf dem Boden liegen ein Paar Kappenstiefeln friedlich neben einem Paar Pantoffeln, auf einem Stuhle ein Paar Handschuhe, auf dem andern ein kleiner offener Handkoffer mit spärlichem Inhalte.

Zwei Männer sind in dem Gemache, der Eine, jung, ziemlich hübsch, aber von etwas verwildertem Aussehen, hat einen weiten alten Schlafrock übergeworfen, seine Füße stecken in Filzschuhen, das kurze gekrauste Haar deckt eine rothe türkische Mütze. Sein Oberleib ruht auf einem Rohrsopha, die Beine hat er über einen Stuhl ausgestreckt und in der Rechten hält er eine lange holländische Thonpfeife, der er zuweilen dichte Rauchwolken entlockt.

Der Zweite ist bedeutend älter, hager, mit gelblichem Antlitze, kleinen verschmitzten Augen und schmaler niedriger Stirne. Ein brauner, bis an die breite schwarze Halsbinde zugeknöpfter Rock, hohe Steifstiefeln, ein starker, steif aufgewichster Schnurbart gaben ihm das

Aussehen eines ausgedienten Officiers, auf welchen Stand auch seine stramme Haltung hinzudeuten scheint.

Er geht, die Hände auf dem Rücken, in dem Gemache auf und nieder; zuweilen scheint ihm der linke Fuß den Dienst versagen zu wollen, indem er leicht zusammenknickt, was jedesmal eine Grimasse auf des Mannes Antlitz lockt.

„Zum Henker, Grimani," begann endlich der Jüngere, „wie lange willst Du noch so auf- und abwandeln wie ein Bär im Käfig."

„So lange es mir gefällt," antwortete der Gefragte kurz und unwirsch.

„Prr, Du bist also übler Laune. Nun, meinetwegen, wandle herum, wie der ewige Jude, aber gewöhne Dir endlich das verdammte Zucken mit dem Beine und das obligate Gesichterschneiden ab; Du könntest sonst doch gelegentlich auf Einen treffen, der sich darauf versteht, daß dies Zucken von keiner Wunde herrührt, wie Du glauben machen willst."

„Scioccaccio (Hans Narr)! — schrei's hinaus in die Welt," sagte Grimani mit zornigen Blicken, „daß wir Schlafgenossen gewesen sind im Bagno von Gaëta!"

„Ich hüte mich wohl. Aber ich will auch nicht, daß man's erräth. Sieh' mich an, ich gehe wie ein Tanzmeister und habe die Kugel so gut hinter mir hergeschleppt, wie Du."

„Semplicione (Einfaltspinsel.)! Ein Jahr und fünfzehn Jahre machen wohl einen Unterschied. Mir ist, als hinge mir die verdammte Last noch am Beine. O, wenn ich je dem Schelm wieder begegne, dem ich's zu danken habe, daß sie mich in's Bagno gesteckt — ich wollt's ihm heimzahlen —"

„Ist er nicht todt?"

„Es hieß so im Bagno; ich glaube jedoch nicht daran."

„Wie war denn eigentlich die Geschichte — Du hast zwar immer davon gesprochen, doch nur so obenhin."

„Wie sie war — einfach genug. Ich war ein capocchio (Dummkopf), der sich in eine Falle locken ließ von einem Klügeren, dem er die Kastanien aus dem Feuer geholt."

„Nun bin ich so klug, als zuvor. Kannst Du nicht deutlicher sein?"

Grimani nahm eine Pfeife, wie sie der junge Mann rauchte, von einem Schranke, füllte sie mit Tabak und setzte sie in Brand.

„Höre also, ich will kurz sein," sagte er, nachdem er eine Anzahl blauer Ringeln zum Himmel gepafft, „es lebte damals in Florenz ein Edelmann, Namens Carlo Novi; der hatte ein schönes Weib und eine noch schönere, dreizehnjährige Tochter. In sein Haus kam ein Cavalier — seinen Namen brauchst Du nicht zu wissen — den man allgemein als den Freier der Tochter bezeichnete. Ich aber wußte das besser — ich diente damals im Hause Novi's und kannte den guten Freund als den Liebhaber der Mutter, denn er hatte mich zu seinem Vertrauten gewählt und es gab genug Briefchen hin und her zu tragen und Botschaften auszurichten. Donna Angiolina war eine schöne Frau und ein junger Mann, den der Herr in's Haus brachte, als den Sohn eines Jugendfreundes, schien dies gleichfalls zu bemerken, denn er verfing sich bald fest in den Netzen derselben. Er war schmuck, jung, feurig und nach den Blicken Signora Angiolina's zu rathen, gefiel er ihr nicht übel. Der bisher bevorzugte Galan nahm dies gewaltig krumm und sann auf Rache. Er war außer sich vor Zorn und Eifersucht. Da machte Signor Novi mit seiner Familie eine Reise in's Neapolitanische, die beiden Verehrer seiner Frau schlossen sich dem Zuge natürlich an. Und da geschah's, daß mich der Satan meinem bisherigen vertrauten Sennor Gehör schenken ließ."

„Was verlangte er von Dir?"

„Er schenkte mir hundert Zecchinen für einen Dolchstoß."

„Ah, Du hast sie verdient?"

„Redlich; aber schließlich fiel der Verdacht dennoch auf mich, und da sie mich nicht zum Tode verurtheilen wollten — zugesehen hatte mir Niemand dabei — so sandten sie mich in's Bagno, was tausendmal schlimmer ist, als der Tod.

„Pah, das ist unwahr, Freund. Wenn man Dich damals geköpft hätte, wärest Du heute nicht hier. Nur aus dem Grabe kann man nicht wiederkehren."

„Na, im Grunde hast Du Recht — doch fünfzehn Jahre im Bagno, die Kugel am Fuße, behandelt wie ein Hund — was sage ich! — hundertmal schlechter als ein Hund —"

„Ei, das stärkt die Glieder, Freund Grimani, das leiht dem Herzen Festigkeit, und macht, daß es nicht so leicht den Dienst versagt, wenn es eine entschlossene That gilt. Doch, Du hast nicht auserzählt —"

„O ja — ich bin zu Ende."

„Wie Du später erfahren, daß der Mann, welcher Dich gedungen, es selbst war, der Dich mit Hilfe seiner Freunde in's Bagno brachte —"

„Nun ja," fuhr Grimani mit finsterer Miene fort, „da brachte es eine gewaltige Aenderung hervor in meinem Wesen. Von dem Tage erst dachte ich daran, wieder frei zu werden, um mich an dem Elenden rächen zu können."

„Es war ein Glück, das uns zu Schlafgenossen machte; ich kam zu rechter Zeit."

Grimani zuckte die Achseln.

„Hm, wenn's wahr ist, was ich erfuhr, daß er todt ist," sagte er, „so liegt mir nicht viel an dem Andern; um so weniger, als wir eben nicht auf Rosen gebettet sind."

„Geduld; setzt's heute noch schmale Bissen, so schwelgen wir morgen im Ueberflusse."

„Du hoffst viel von Deinem Briefe."

„Nicht mehr, als in Erfüllung gehen soll."

„Vielleicht doch. Was mag der jungen Frau daran liegen, wenn Du's erzählst, daß Du einst ihr Geliebter gewesen?"

„Mehr als Du glaubst. Man huldigt hier anderen Grundsätzen als bei Euch. Und dann, wäre der junge Alfred von Merklin nicht bekannt als der größte Bruder Liederlich und Thunichtgut, dann ging's noch an — so aber — o, sie wird sich hüten, einen Eclat zu provociren."

„Wie aber, wenn etwas von den italienischen Geheimnissen hierher dringt?"

„Pah, das fürchte ich nicht — ich hieß dort Battista Randolfi — und Niemand wußte, daß in der doppelfärbigen Jacke ein österreichischer Baron stecke. Und hier — nun, ich werde den Leuten das T. F. (travaglio forzato, Zwangsarbeit) auf meiner Schulter nicht freiwillig zeigen, und wer's mit Gewalt sehen wollte, der müßte erst über meine Degenspitze wegsteigen."

„Nun, ich wünsche, daß Deine Hoffnungen sich erfüllen."

Alfred, wie er sich genannt hatte, sprang empor und horchte.

„Die Glocke!" sagte er.

Auch Grimani lauschte.

Abermals ertönte das leise Klingeln des ober der Eingangsthüre angebrachten Glöckchens.

„Man kommt — jetzt ein Besuch!“ sagte Alfred mit einiger Besorgniß. „Geh — rasch in Dein Zimmer.“

Grimani verschwand.

Alfred legte die Pfeife weg, trat in das dunkle Vorgemach und öffnete.

Ein Mann in mittlerer Größe trat ein; er war in dunkle Farbe gekleidet, einfach, ohne Prunk; das Haar war an den Schläfen glatt gestrichen und ungepudert, die ganze Haltung des Mannes, in Verbindung mit dem forschenden Blicke seines tiefliegenden Auges, gleich der eines Luchses, welcher beutesuchend umherschleicht.

„Mein Herr,“ frug Alfred, „Sie suchen —“

„Ich habe mit Ihnen zu reden, Baron Merklin,“ antwortete der Besucher in freundlichem Tone, „und bitte Sie um eine halbe Stunde Aufmerksamkeit.“

Alfred schloß die Thüre und folgte, von geheimer Besorgniß erfüllt, dem Fremden, der seinen Rang und Namen kannte, in das Zimmer.

Derselbe hatte schon Platz genommen und wies den Hausherrn an, sich gegenüber zu setzen.

Mechanisch gehorchte Alfred.

„Sie scheinen etwas verwundert,“ begann der Fremde, daß ich Sie kenne?“

„Ich gestehe es.“

„Daß ich Ihren Namen weiß, obwohl Sie erst vor zwei Tagen hier angekommen sind und sich bisher nicht einmal in Ihrer wahren Gestalt gezeigt haben.“

Alfred erbleichte.

„Herr —“

„Ruhig,“ fiel der Fremde lächelnd ein, „wir sind Freunde — das heißt: ich bin Ihnen freundlich gesinnt und hoffe, daß wir uns verstehen werden.“

„Woher konnten Sie erfahren —“

„Lassen wir das. Gehen wir zur Sache. Ihre Angelegenheiten, Herr Baron Alfred von Merklin sind nicht zum Besten bestellt; das heißt — Sie haben kein Geld und keine Aussicht auf solches, es wäre denn, daß ein Brief —“

Alfred sprang auf.

„Ein Brief!“ rief er.

„Dieser hier.“

Der Fremde nahm ein kleines Briefchen aus der Brusttasche und zeigte es dem jungen Manne.

Hastig griff dieser darnach.

Das war ja sein Brief, den er an die blonde Baronin geschrieben hatte.

Der Fremde zog jedoch seine Hand schnell zurück und steckte den Brief wieder ein.

„Wie kommen Sie zu diesem Briefe, Herr?“ rief Alfred.

„Hm — Fassung, junger Mann,“ entgegnete der Fremde, „und vor Allem Ruhe. Fragen Sie niemals nach dem „Wie,“ genug — ich habe den Brief.“

„Das ist —“

Der Fremde blickte Alfred starr an.

„Nun?“ frug er kalt.

„Nennen Sie es selbst,“ sprach der junge Mann verwirrt; „ich sende ein Schreiben an eine dritte Person und —“

„Das ist Vorsicht, Herr Baron,“ vollendete der Fremde, „vom Staate geübte Vorsicht — nichts weiter.“

„Vom Staate? — Sie sind also —“

„Von der Polizei, meinen Sie? Nein! Ich bin Staatsdiener, aber im höhern Sinne als dem eines gewöhnlichen Polizeibeamten. Ich habe nur einen Vorgesetzten und befasse mich nur mit besonderen Angelegenheiten. Auch suche ich mir die nöthigen Kräfte immer selbst.“

„Was führt Sie zu mir, mein Herr?“

„Ich will, daß Sie sich mir zur Verfügung stellen, mitsammt Ihrem Freunde.“

„Meinem Freunde?“

„Nun ja — soll ich Ihnen auch über den nähere Daten geben?“

„Nein — nein — ich glaube, daß Sie allwissend sind.“

„Nehmen Sie also meinen Antrag an?“

„Mein Brief —“

„Lassen Sie ihn doch — er ist gut aufgehoben und soll vielleicht, seinerzeit, Verwendung finden. Er hatte doch keinen anderen Zweck, als Ihnen Geld einzubringen; nicht?“

Alfred zögerte mit der Antwort.

„Sagen Sie doch die Wahrheit — oder hoffen Sie eine Erneuerung der alten Liebesschwärmereien?“

„Nein,“ murmelte Alfred, „ich wollte — Geld.“

Der Fremde nahm eine Börse aus der Tasche und warf sie auf den Tisch.

„Da ist Geld,“ sagte er, „mehr als Ihnen die Baronin gesandt hätte, wenn sie das überhaupt gethan haben würde. O, die schöne Frau hat einen energischen Sinn und läßt sich zu Nichts zwingen. Na, später werden wir vielleicht Sie und Ihren Brief noch gebrauchen. Jetzt handelt es sich nur um Ihre Person. Wollen Sie mir also dienen?“

„Ja.“

„Offen und ohne Rückhalt, mit all' Ihren Kräften und all' Ihrem Willen?“

„Was setzen Sie dagegen, Herr?“

„O, viel — sehr viel. Reichen Lohn, gutes Leben, und vor Allem — Ihre persönliche Sicherheit.“

„Meine persönliche Sicherheit?“

„Ei, Sie halten die Polizei von Wien für eine sehr schlechte, wenn Sie glauben, daß Sie und Ihr Freund nicht schon im schwarzen Buche stünden. Sie, Baron, haben trotz Ihrer Jugend vor ihrer schnellen Abreise aus Oesterreich nicht den besten Ruf zurückgelassen — als man Sie daher so plötzlich wieder auftauchen sah, schöpfte man Verdacht, daß Sie auf Dinge sinnen, die mit den bestehenden Gesetzen nicht ganz im Einklang stünden. Ihr Freund — hm, wenn man in seiner Vergangenheit weiter nachforschte, käme man vielleicht auch auf Manches, was lieber unaufgedeckt bliebe — nun, Sie sehen, daß nur ein Bündniß mit mir Sie vor allerlei Unannehmlichkeiten bewahren kann. Nehmen Sie dies Bündniß also an?“

„Ich wiederhole: Ja.“

„Auch für Ihren Freund? — Grimani nennt er sich.“

„Auch für ihn.“

„Schlagen Sie ein.“

Alfred legte seine Hand in die des Fremden.

„Dort ist Ihr Handgeld,“ sagte der Letztere, „kleiden Sie sich als Cavalier — nehmen Sie den Freund zu Ihrem Intendanten oder dergleichen und geben Sie vor, von einer Reise aus dem Süden zu kommen. Die nöthigen Papiere empfangen Sie morgen.“

„Und welchen Namen soll ich führen?“

„Den Ihrigen — Alfred Freiherr von Merklin.“

„Hm, als ich so schnell von Wien fortging —“

„Hinterließen Sie einige Gläubiger — seien Sie unbesorgt, die sollen Sie nicht incommodiren. Eine andere Wohnung will ich für Sie besorgen — und ebenso Ihre Wiederaufnahme in jene Gesellschaft, in welcher Sie mir von Nutzen sein können.“

„Mein Herr, ich begreife noch immer nicht —“

„Geben Sie sich keine Mühe. Es handelt sich gar nicht darum, daß Sie begreifen, sondern daß Sie gehorchen.“

Alfred blickte verwundert auf den Sprechenden, der einen ziemlich herrischen Ton angeschlagen hatte.

„Wundert Sie meine Sprache?“ fuhr der Fremde fort; „ei, es gilt, ein- für allemal in's Reine zu kommen und da ist es wohl am Besten, wir machen nicht viel Umstände.“

„Hm, mein Herr,“ entgegnete Alfred, „Sie thun dies allerdings nicht. Sie sprechen von einer Art Gehorsam, die an Sclaverei grenzt —“

„Für die jedoch auf der anderen Seite reiche Entschädigung geboten wird.“

„Indessen giebt es Leute, welche ihre Freiheit —“

Der Fremde unterbrach Alfred mit heiterem Lachen; er zog die Knie hoch empor, umfaßte sie mit den Armen, lehnte Kopf und Oberleib zurück und überließ sich, ohne auf Alfred's zornige Miene zu achten, ganz seiner Heiterkeit.

„Werden Sie endlich aufhören?“ begann Alfred wieder.

Der Fremde richtete sich empor, griff nach seinem Hute und nach der Börse, die er auf den Tisch geworfen.

„Ich bin schon fertig — haha — verzeihen Sie, Herr Baron, — haha — aber es ist zu drollig, wenn man Sie von Freiheit reden hört. Nun gut, Sie nehmen meinen Vorschlag nicht an — meinen gutgemeinten Vorschlag; ich gehe also fort; statt meiner wird aber jemand Anderer hier erscheinen und Ihnen eine Einladung zur — Polizei bringen.“

„Zur — Polizei!“ sagte Alfred unruhig.

„Haben Sie denn den Anfang unserer Unterredung schon vergessen? Man wird Sie und Ihren Freund einer genaueren Prüfung unterziehen — vielleicht kommen dabei Dinge zu Tage, die Ihnen nicht sehr angenehm sind — o, ich will nichts behaupten, ich meine nur so —“

Alfred stampfte mit dem Fuße.

„Ich sehe,“ sprach er, „daß ich mehr oder weniger in Ihren Händen bin.“

„Mehr — mehr, Herr Baron; meine Hand hält Sie. Wenn ich Sie fallen lasse, dann fallen Sie sammt Ihrem Freunde in den Abgrund.“

Alfred senkte die Blicke scheu zu Boden.

„Was muß ich also thun?“ stammelte er.

„Ah, Sie ziehen andere Saiten auf — das läßt sich hören.“

Der Fremde setzte sich wieder.

„Ich verlange von Ihnen und Ihrem Freunde unbedingten, blinden Gehorsam — wohlverstanden. Eine Frage, die mit „Warum“ anfängt, ist aus unserem Verkehr ausgeschlossen.“

„Und was bieten Sie dagegen?“

„Ihre Unangefochtenheit ist schon Etwas; da ich aber will, daß Sie mir nicht nur treu, sondern auch mit Lust dienen, und da ich nicht gewohnt bin, zu geizen, so sollen Sie hinlängliche Mittel erhalten, um anständig als Baron Merklin auftreten zu können. Was Sie als Baron zu thun haben, ist — meine Sache und wird den Gegenstand einer späteren Unterredung abgeben. Also — angenommen?“

„Ja.“

„Ist's Ihnen diesmal Ernst? Habe ich keine neue Empfindlichkeit zu erwarten?“

„Keine.“

Der Fremde warf die Börse wieder auf den Tisch.

„Da, schaffen Sie sich Kleider an, wie sie für einen jungen Edelmann passen. Auch einen großen Reisekoffer — dies Felleisen ist gar zu armselig. Sie müssen in der neuen Wohnung, die ich für Sie bestellt habe, mit einigem Aplomb auftreten.

„Ich will Alles befolgen.“

„Seien Sie etwas rasch. Ich hole Sie morg.n Ab.nds ab. Aber — einen Rath will ich Ihnen noch geben: keine toll.n Streiche; Ihr Name steht noch in gutem, das heißt in üblem Andenken; Sie müssen völlig gebessert erscheinen — als kein Kopfhänger zwar, aber als junger Cavalier, der zu leben weiß, der einem Vergnügen nicht abhold ist, ohne jedoch Wüstling zu sein. Wird Ihnen das gelingen?“

„Sie sollen zufrieden sein.“

„Gut, rufen Sie nun Ihren Freund.“

Alfred öffnete die Thüre des Nebenzimmers und rief nach Grimani.

Der Gerufene kam. Als er des Fremden ansichtig wurde, machte er demselben eine gravitätische Verbeugung.

Der Letztere erwiderte dieselbe durch ein leichtes Kopfnicken, brachte sein Lorgnon an die Augen und musterte Grimani in ziemlich unverschämter Weise.

„Sieht gut aus!" murmelte er, „kann so bleiben — ein alter Officier als Reisebegleiter eines jungen Cavaliers."

Grimani warf einen verwunderten Blick auf Alfred. Dieser gab ihm einen Wink, der ihn zum Schweigen mahnte.

Der Fremde war mit seiner Beobachtung fertig und wendete sich wieder an den jungen Baron.

„Geben Sie dem Manne da Ihre Instructionen," sagte er, „damit er weiß, was er in Zukunft zu thun hat. Morgen Abends hole ich Sie ab."

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer.

„Zum Teufel," frug Grimani, „was sollte das bedeuten, daß mich der Schuft maß, als wär' er ein Roßtäuscher und ich ein Gaul?"

„Ruhig Freund — er weiß Alles."

„Alles!"

„Es scheint, daß er von der geheimen Polizei ist — er kennt meinen wahren Namen — in seinen Händen ist der Brief, den ich heute früh an die schöne Baronin sandte —"

„Kurz, es heißt — sich auf die Strümpfe machen und der herrlichen Haupt- und Residenzstadt Wien den Rücken kehren?"

„Im Gegentheile — es heißt bleiben und ihm gehorchen."

„O, er braucht uns also?"

„Es scheint so. Sieh — hier eine Angabe."

„Diavolo, die Börse ist schwer!"

„Ich muß meinen rechten Namen annehmen."

„Und ich?"

„Du bleibst Grimani, mein Mentor, ehemaliger Officier."

„Ei, und die Grimani haben der Republik Venedig mehrere Dogen gegeben, es ist fast ein königliches Geschlecht."

„Nun, es scheint, daß es uns nicht schlecht gehen dürfte hier in Wien. Im Schatten der Polizei lebt sich's immer gut, und haben wir's eine Zeit lang gegen das Gesetz gehalten, so probiren wir's jetzt mit demselben."

„Was hat er vor mit uns?"

„Ich weiß es nicht.“

„Und sollen wir uns ihm mit gebundenen Händen überliefern?“

„Wir müssen es.“

„Hm, ich hätte fast Lust —“

„Wozu?“

„Fort zu gehen — zu Fuße, so weit mich die Beine tragen.“

„Pah, ich bin gewiß, Du kämest nicht über die Mauthschranken der Vorstädte hinaus, ohne daß sie Dich abfingen. Ich bleibe.

Grimani schritt einige Augenblicke nachdenklich auf und nieder.

„Wagen wir's also,“ sagte er dann, „nachdem wir einmal in der Falle sind. Cospetto, ich habe eine Ahnung, als sollte das Ding schlecht ausgehen.“

„Wir haben indessen keinen Ausweg. Vielleicht gelingt es uns, so viel über den Mann zu erfahren, der jetzt uns zu seinen Creaturen gemacht hat, daß wir uns den Rücken frei machen können — einstweilen nehmen wir an, was er bietet.“

„Hat er Dir seinen Namen gesagt?“

„Nein.“

„Der Schelm thut höllisch geheimnißvoll.“

„Wir werden den Namen ja erfahren, bis dahin —“

„Geduld —“

„Und Unterwerfung.“

„In's Teufelsnamen!“

„Wir Beide aber dürfen uns nie trennen.“

„Niemals.“

„Nie gegen einander gebrauchen lassen.“

„Nie.“

„Darauf wollen wir uns die Hand geben.“

„Hier ist die meine,“ sagte Grimani.

Alfred schlug ein.

„Jetzt fühle ich mich weit beruhigter,“ sagte er.

„Und was geschieht mit Deiner reizenden Baronin?“ frug Grimani.

„Ich muß sie vor der Hand bei Seite lassen.“

„Hm, Schade. Eine so hübsche Frau. Als Du sie mir auf der Promenade zeigtest, vernarrte ich mich fast in sie.“

Alfred zuckte die Achseln.

„Was nützt es, wenn ich Dir gestehe, daß ihr Anblick auch auf

mich nicht ohne Eindruck geblieben ist. Sie ist als junge Wittwe tausendmal schöner, als sie als Mädchen gewesen und wenn ich mir die süßen Stunden von damals zurückrufe in das Gedächtniß und denke, wie es heute doppelt süß sein müßte, sie zu besitzen —"

„Teufel, es ist vielleicht gut, daß sie Deinen Brief nicht bekommen hat. Du tratest in demselben nicht sehr zart auf und sprachst weniger von Liebe, als von Geld."

„Ich mußte wohl, denn an letzterem fehlte es uns zumeist, und da wir etwas haben mußten, uns hier zu erhalten —"

„Nun hast Du es — warum willst Du also die schöne Baronin aufgeben?"

„Ich weiß nicht, ob es in seinem Plane liegt —"

„Zum Henker! Wird er uns jeden Schritt vorschreiben? Darfst Du nicht einmal verliebt sein, wo Du Lust hast?"

„Er will unbedingten Gehorsam."

„Gut, das heißt: thun, was er befiehlt, aber nicht: unterlassen, was er nicht verboten hat. — Höre, wenn die Sclaverei so weit geht, dann haben wir nicht viel gewonnen — im Bagno verlangten sie auch nicht mehr."

„Du bist ein Narr! Machen wir gute Miene zum bösen Spiele."

„Ah, da kehrt Dein Leichtsinn wieder."

„Zu rechter Zeit. Sehen wir es einmal genauer an, was der Regenwurm, der eben von hier ging, mit uns vor hat. Darnach wollen wir uns richten. Diavolo, wir sind zwei Bursche, die sich nicht so leicht niederhalten lassen. Treibt's der Schwarze zu arg, oder sehen wir, daß wir irgendwie für ihn das Bad ausgießen sollen, dann —"

„Setzen wir ihm die Daumen auf die Augen —"

„Und eine Seidenschnur um den Hals."

„Topp — jetzt bin ich wieder der Alte. Probiren wir's mit dem langen Patron. Er sieht aus, wie ein halber Pfaffe; 's ist ein Spion! Meinethalben, wenigstens ist er für uns lombrico dopo il bagno *)."

*) Wörtlich: Der Regenwurm nach dem Bade, etwa: Nach Regen folgt Sonnenschein; hier als Doppelsinn mit dem Strafort.

Drittes Capitel.

Ein nächtlicher Besuch in der Schranne.

Im Vorgemache des Arbeitszimmers Seiner Durchlaucht des Fürsten Karl Liechtenstein, k. k. Kämmerer und geheimer Cabinets-kanzlei-Director des Kaiser Leopold des Zweiten, zugleich zweiter Majoratsherr des fürstlich Liechtenstein'schen Hauses (er war der Sohn der von Kaiser Josef II. so ausgezeichneten Fürstin Eleonore, gebornen Fürstin von Oettingen-Spielberg), schritt ein noch junger, elegant gekleideter Mann in sichtlicher Aufregung ungeduldig auf und nieder.

Sein Antlitz ist im Augenblicke hoch geröthet, seine Blicke wenden sich wiederholt der Thüre zu, welche in das Cabinet des Fürsten führt und von Zeit zu Zeit holt er tief Athem, als bedrücke eine schwere Last seine Brust.

Der junge Mann ist hübsch, seine Miene offen und vertrauenerweckend, die Augen groß und klar; seine Haltung ist eine gefällige, ungezwungene.

Endlich erscheint der Kammerdiener des Fürsten.

„Seine Durchlaucht bitten Sie, einzutreten," sagte er zu dem jungen Manne, und dieser eilt mit einer Hast in das Cabinet, ob deren der Kammerdiener, welcher gewohnt war, Leute, die nicht von ein und demselben Range mit dem Fürsten waren, nur scheu und schüchtern eintreten zu sehen, bedenklich den Kopf schüttelte.

In dem großen, elegant ausgestatteten Arbeitscabinete kam dem jungen Heißsporn ein Mann entgegen, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, von freundlichem Aussehen, vornehmer, jedoch keineswegs hochmüthiger Haltung. Er trug einen dunkeln Frack mit breiten Patten,

eine weiße, hoch hinaufgehende Weste, kurze Hose, schwarzseidene Strümpfe und blanke Schuhe mit goldenen Schnallen. Jabot und Manschetten waren von den feinsten Spitzen, der Solitär, welcher das erstere zierte, ein Vermögen werth.

Seine kleine, weiße, sorgsam gepflegte Hand hielt eine Karte, auf die er einen Blick warf.

„Sie sind —"

„Magistratsrath Martin Josef Prandstätter, Euer Durchlaucht," fiel der Angesprochene mit einer Verbeugung ein.

Die Aufregung des Sprechenden entging dem Fürsten nicht.

„Was führt Sie zu mir," frug er, „Sie scheinen sehr erregt."

„Ich bin es auch Durchlaucht," sagte Prandstätter, „und jeder Mensch, der ein fühlendes Herz im Busen trägt, müßte es sein an meiner Stelle."

„Und hoffen Sie von mir Hilfe?" fragte Liechtenstein, welcher zu erwarten schien, daß der Rath sich bei ihm vielleicht über eine wirkliche oder eingebildete Zurücksetzung beklagen wolle. „Werde ich Etwas für Sie thun können?"

„Nicht für mich, Durchlaucht," antwortete der junge Rath; um meiner Person willen würde ich es nicht wagen, Sie zu belästigen; aber im Namen des Rechtes und der Gerechtigkeit, im Namen der Menschlichkeit rufe ich Eurer Durchlaucht Hilfe an für einen Unglücklichen!"

„Sie wählen mächtige Fürsprecher. Erklären Sie sich ausführlich."

„Euer Durchlaucht; vor mehreren Tagen arbeitete ich in einer wichtigen Strafsache *) bis spät in die Nacht in meinem Bureau. Da drängte sich mir die Nothwendigkeit auf, an den Inquisiten, um den es sich handelte, noch eine Frage zu thun, und da sein Proceß am nächsten Morgen ausgetragen werden sollte und ich meine Arbeit bis dahin beendet haben wollte, entschloß ich mich, den Gefangenen in seinem Arreste selbst aufzusuchen. Ich ließ mir den Kerkermeister holen und mich hinab in den Keller der Schranne führen, wo sich die Arreste befinden. Durchlaucht, die Arreste sind freilich unheimlich, aber, da man die Menschen, welche sich — mitunter höchst gröblich — gegen die Gesellschaft vergehen, nicht auf Rosen betten kann, so

*) Der Magistrat zu Wien war damals, was heute das Landesgericht, die erste Instanz für Criminalfälle.

will ich nichts sagen gegen die engen nackten Zellen, die bei Tage ein schwaches Licht durch die in den Hof des Schrannengebäudes auf dem hohen Markt mündenden kleinen Fenster empfangen. Mein Verhör mit dem Inquisiten war bald beendet, ich verließ seine Zelle wieder und wollte hinaufsteigen an die Oberwelt, da — schlug ein dumpfes Brüllen an mein Ohr, das aus dem Boden zu kommen schien. Ich blieb stehen und horchte. Der Schall kam vom Ende des Ganges her. Ich eilte dahin und fand eine eiserne Gitterthür, innerhalb welcher Stufen sichtbar waren, die zu einem zweiten, tieferen Keller führten. An der Thüre hörte ich das Brüllen, welches mir Mark und Bein durchschauerte, vollkommen deutlich. Der Kerkermeister war mir nachgefolgt."

„Wer ist hier unten?" frug ich. „Diese Gefängnisse sind ja seit Langem aufgelassen? —" Der Kerkermeister zuckte die Achseln und sagte: „Der ist schon sechs Monate da unten; oben ist Alles überfüllt, da befahl Herr Rath Martinolli den Mann, den man einmal mitten in der Nacht hierhergebracht hat, da hinunter zu sperren." — Ich gebot ihm nun, aufzusperren; aber der Kerkermeister antwortete mir, daß Rath Martinolli den Schlüssel zum Gitter stets bei sich habe und ihn nur einmal des Tags dem Kerkermeister gäbe, welcher dem Gefangenen Wasser und Nahrung zu bringen habe. Ich fragte, wer der Gefangene sei. Der Kerkermeister antwortete: „Wir wissen's nicht. Der Herr Rath Martinolli war selbst dabei, wie sie ihn brachten und trug die strengste, geheimste Beobachtung auf." — „Und sechs Monate schmachtet der Mann da unten in dem entsetzlichen Gefängnisse, ohne Luft und Licht?" rief ich. — „Sechs Monate," war die Antwort, „vielleicht darüber."

„Durchlaucht," wendete sich Prandstätter wieder an den Fürsten, „ich meinte, mir zerspränge das Herz in der Brust, als ich das vernahm. Ich war einmal unten in diesen furchtbaren Gewölben, in die kein Lichtstrahl dringt, in denen die Luft faul und modrig ist, und in welchen der Gefangene nur Molche und Ratten zu Genossen hat. Und da unten schmachtet ein Mensch seit sechs Monaten! Mag er gegen das Höchste und Heiligste gefehlt haben, aber diese Behandlung ist zu hart, Durchlaucht!"

Fürst Liechtenstein war von den Worten des jungen Mannes sichtlich ergriffen.

„Fahren Sie fort," sagte er.

„Ich kam krank wieder auf die Oberwelt — mit Mühe brachte ich meine Arbeit zu Ende — aber ich verließ mein Bureau nicht und erwartete den Tag in demselben, um vor dem Bürgermeister Hörl die Abänderung des Schicksals des Gefangenen zu verlangen. Um neun Uhr kam Martinolli. Ich wendete mich an ihn — er wollte Anfangs ausweichen — dann, als ich ihm ernstlich an den Leib ging, wies er mich barsch zurück und erklärte kurz, die Sache ginge ihn allein an. Wir geriethen in Streit — Durchlaucht, ich bin kein Denunciant, aber hier sage ich es, daß Martinolli die ihm zur Untersuchung zugewiesenen Inquisiten monatelang schmachten läßt, ohne ein einziges Verhör mit ihnen anzustellen *). Und es kommt öfters vor, daß Leute um geringerer Vergehen willen eingebracht werden, die mit einigen Tagen Haft genügend gebüßt wären — ja, es trifft sich auch, daß zuweilen schon das erste Verhör die gänzliche Unschuld des Gefangenen ergiebt. Ich machte ihm einmal darüber Vorstellungen, denn der betreffende Fall war besonders gräulich; und was antwortete er mir: „Pah, es sind erst anderthalb Jahre, daß der Inquisit ohne Verhör sitzt und dann ist an ihm nicht viel gelegen, weil er ein auf der That ergriffener Dieb ist."

„Entsetzlich!" sagte Liechtenstein. „Ich danke Ihnen für diese Mittheilung, ich werde sie mir zu Nutze machen. Doch — erzählen Sie weiter."

„Von Martinolli auch diesmal kurz abgewiesen, ging ich zum Bürgermeister, den kaiserlichen Rath Hörl. Ach, er ist ein Ehrenmann, doch ein schwacher Mann, mit dem seine Beamten thun, was ihnen beliebt. Hörl gebrauchte Ausflüchte, klagte, daß seine Beamten nicht im guten Einvernehmen mit einander stünden und sagte schließlich: er könne nichts thun, die Sache sei Martinolli's. Damit war ich am Ende. Ich sann und sann, wie ich dem Unglücklichen Hilfe bringen könne; da flüsterte mir ein guter Genius Euer Durchlaucht Namen in das Ohr. Man nennt Sie gerecht, mild, hochherzig — es ist nicht Lobhudelei, was Ihnen diese Eigenschaften verleiht, das Volk nennt Sie so — darum flüchte ich zu Ihnen, darum lege ich in Ihre Hand das Geschick eines Menschen, dessen Verbrechen ich nicht kenne, dessen Behandlung jedoch eine das Land, in dem sie geübt wird, entehrende ist."

*) Thatsächlich, wie Hofrath Pippitz berichtet.

Liechtenstein blickte verwundert auf den jungen Mann, der so muthig zu sprechen wagte. Doch schien er keineswegs ungehalten.

„Beruhigen Sie sich," sagte er, „und überlassen Sie das Weitere mir. Sie hören vielleicht noch heute Neues. Wie lange bleiben Sie in Ihrem Bureau?"

„Ich werde bis Abends bleiben."

„Ich hoffe, schon früher ein Lebenszeichen geben zu können. Leben Sie wohl — ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir entgegenbrachten."

Eine grüßende Geberde belehrte den Magistratsrath Brandstätter, daß er entlassen sei.

Als er wieder in das Vorgemach trat, athmete er erleichtert auf.

„Was ich gethan," sagte er zu sich selbst, „heißt den Kampf aufnehmen gegen alle die alten Perrückenstöcke, welche von dem seligen Kaiser Joseph nichts gelernt haben; aber was liegt mir daran — ich bin der Brandstätter, und wo der einschlagt, da giebt's Wetter! Wenn sich's um Recht und Gerechtigkeit handelt, fürchte ich den Teufel nicht, und wenn er noch so schwarz ist."

Als er die Treppen hinabschritt, hörte er noch, wie der Wagen für den Fürsten befohlen wurde. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Es mochte fünf Uhr Abends sein. Brandstätter saß noch in seiner Kanzlei am Schreibtische. Aber die Arbeit wollte ihm nicht von der Hand. So oft die Thüre aufging, hoffte er einen Boten des Fürsten eintreten zu sehen; jeder Laut von Schritten, der auf dem Corridor hörbar wurde, machte ihn die Feder weglegen und lauschen — endlich warf er die Feder ganz weg, stand auf und schritt in fieberhafter Aufregung in dem Gemache auf und nieder.

Da hörte er abermals Schritte — er eilte zur Thüre. Vor derselben verstummte das Geräusch — man klopfte.

„Das ist der Bote!" sagte er aufathmend.

Er öffnete.

Ein Diener des Fürsten Liechtenstein trat ein mit einem Schreiben.

Hastig brach er das Siegel. Ein zweites Schreiben fiel in seine Hand. Es trug die Adresse des Rathes Martinolli.

Brandstätter las die an ihn gerichteten Zeilen, welche lauteten:

„Das inliegende Schreiben senden Sie um zehn Uhr an den Rath Martinolli. Ich komme um elf Uhr auf die Schranne, erwarten Sie mich. — K. Liechtenstein."

Prandstätter entließ den Diener.

„Ich war nicht umsonst bei ihm," jubelte er, „er ist ein edler Mensch — vielleicht wird endlich aufgeräumt in dem Augiasstall."

Punkt zehn Uhr sandte Prandstätter einen Magistratsdiener mit dem Schreiben des Fürsten an Martinolli. Er gab dem Diener den Befehl, daß er den Rath um jeden Preis finden müsse.

Es war dreiviertel auf Elf, als Rath Martinolli endlich kam. Derselbe war der vollkommene Gegensatz Prandstätter's. Dieser: thätig, sprudelnd, enthusiastisch, für Aufklärung, Menschenrechte und allgemeine Brüderlichkeit schwärmend; jener roh, sinnlich, im allerbeschränktesten Kreise sich bewegend, vielmehr herumkriechend, dessen Indolenz nur der Haß — und er haßte Alles, was über ihm stand — und der Beamtenhochmuth spornte. Martinolli war noch dazu ein ungetreuer Staatsdiener. Er steckte, wie man damals wie heute sagte, in Schulden bis über die Ohren. Oefter als einmal hatte er sich insolvent erklärt, wobei seine Gläubiger sich all' seines Hausgeräthes bemächtigten und auf die eine Hälfte seiner Besoldung Beschlag legten, die andere Hälfte war schon auf mehrere Jahre an Wucherer verpfändet, welche auf die Besoldungsbogen der Beamten Gelder leihen. Er befand sich daher fortwährend in Geldverlegenheit und sein Credit war so sehr gesunken, daß er keine zwanzig Gulden aufzubringen wußte. Er hatte eine zahlreiche Familie, die im Elende schmachtete und manchen langen Tag hungern mußte, während er selber das wenig erborgte Geld in Schänken und verdächtigen Häusern verspielte und verschwelgte. Daß nun ein solcher Mann leicht bestochen werden und durch eine runde Summe, die nicht einmal sehr bedeutend zu sein brauchte, dahin gebracht werden konnte, wo ihn nur irgend ein Geldspender haben wollte, daran wird Niemand zweifeln, der die hier über ihn, nach einer Schilderung eines Zeitgenossen gelieferten biographischen Notizen würdigt.

Auch in seinem Aeußern war er der diametrale Gegensatz Prandstätters. Klein, gebückt, eckig, mit fahlem unschönen Antlitze, niedriger Stirne, kleinen unruhigen Augen, nachlässig gekleidet, das Jabot mit Tabak beschmutzt, die Manschetten unsauber und zerknittert, stand Martinolli seinem reinlichen, zierlichen und freundlichen Collegen gegenüber.

„Sie haben mir diesen Brief gesandt?" frug er mit scheelem Blicke.

„Ich?" entgegnete Prandstätter. „Wo denken Sie hin? Ich machte blos den Vermittler. Der Brief kam hierher für Sie — der Ueberbringer that sehr dringend."

„Nun läßt man uns nicht einmal in der Nacht mehr Ruhe!" murrte Martinolli, den Brief auf den Schreibtisch werfend, der im Zimmer stand.

Prandstätter wendete sich ab, um ein Lächeln zu verbergen. Er wußte, daß Martinolli niemals ungehaltener war, als wenn man ihn Abends von seiner Spielpartie im Wirrschmitt'schen Kaffeehause auf dem neuen Markt (heute Leibenfrost) abrief, und zum ersten Male im Leben empfand er etwas wie Schadenfreude.

„Sind Sie auch hierher bestellt?" frug Martinolli. „Was zum Teufel hat der Fürst Liechtenstein bei uns zu suchen?"

„Der Fürst also schrieb Ihnen," entgegnete Prandstätter, der Frage ausweichend.

„Ich soll um elf Uhr hier sein. Wenn man sich ohnedies den ganzen Tag geplagt hat, ist so etwas nicht willkommen."

Prandstätter wußte, was sein College sich abmühte, er empfand daher kein Mitleid mit der gestörten Abendruhe desselben.

„Wurden Sie auch bestellt?" frug Martinolli wieder.

„Das Geräusch von Schritten, das vom Corridor her hörbar wurde, ersparte Prandstätter die Antwort.

„Man kommt!" sagte er zur Thüre eilend.

Ehe er sie erreichte, wurde selbe geöffnet. Zwei Herren traten in das Kanzleizimmer.

Der Erste war der Fürst Liechtenstein im einfachen, offenen Ueberrocke. Der Zweite war kleiner und hatte den breiten Hut tief in die Stirne gedrückt, den Kragen des Ueberrockes hinaufgeschlagen und einen Shawl um Kinn und Schultern geschlungen, daß seine Gesichtszüge nicht erkennbar waren.

Die beiden Magistratsräthe empfingen den Fürsten mit tiefen Verbeugungen.

„Rath Martinolli?" fragte der Fürst.

Der Genannte verbeugte sich mit kriechender Demuth fast bis auf den Boden.

„Euer Durchlaucht zu Befehl," antwortete er.

„Und Sie?" wendete sich Liechtenstein mit einem Augenwinke an dessen Collegen.

„Rath Prandstätter."

„Ich habe Auftrag von Seiner Majestät, nach den Gefängnissen der Schranne zu sehen. Bescheiden Sie einen Kerkermeister hierher, daß er mich führe."

Martinolli wechselte die Farbe. Prandstätter eilte, den erhaltenen Auftrag auszuführen und kam nach wenigen Augenblicken mit der Meldung, daß der Kerkermeister vor der Thüre sei.

„Wollen die Herren vorangehen," sagte Liechtenstein.

Martinolli und Prandstätter schritten vor dem Fürsten und seinem unbekannten Begleiter aus dem Zimmer.

Im Corridor stand der Kerkermeister mit einer Laterne.

Die fünf Männer schritten die Treppe hinab in den Hof, dem Eingange der Kellergefängnisse zu.

Als sie in den Gang kamen, auf den links und rechts die Thüren der Zellen mündeten, blieb Martinolli stehen.

„Welche Thüre befehlen Durchlaucht, daß ich Ihnen öffnen lasse?" frug er mit bebender Stimme.

„Wir wollen bei der letzten anfangen," antwortete der Fürst.

Man schritt weiter.

Martinolli wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Man kam an die Gitterthüre, welche den Gang abschloß. Martinolli zeigte auf eine seitwärts befindliche Thüre und befahl dem Kerkermeister, aufzuschließen.

„Halt!" sagte Liechtenstein, „sind alle Schlüssel hier?".

„Alle!" stammelte Martinolli.

„Dann lassen Sie diese Gitterthüre aufschließen."

„Die — diese Gitterthüre!" rief Martinolli erbleichend, „Durchlaucht — diese Gefängnisse sind aufgelassen."

„Es ist also kein Gefangener da unten?" frug der Fürst mit erhobener Stimme.

Prandstätter war entschlossen, im Falle Martinolli verneinte, ihn offen der Lüge zu zeihen. Aber der Rath wagte es nicht zu lügen.

„Hier oben ist Alles überfüllt," stammelte er, „darum" —

„Es ist also ein Gefangener in den aufgelassenen Kerkern," sagte Liechtenstein. „Oeffnen Sie, ich will ihn zuerst sehen."

Martinolli nahm den Schlüssel aus seiner Rocktasche und gab ihn mit zitternder Hand an den Kerkermeister, der aufschloß.

Prandstätter nahm die Laterne und schritt der Erste die Stiege hinab, Liechtenstein und seine Begleiter folgten. Als Martinolli und der Kerkermeister ein Gleiches thun wollten, bedeutete ihnen der Fürst, zu bleiben und seine Rückkunft zu erwarten.

Die Räume, welche sie nun betraten, waren entsetzenerregend. Die Wände troffen von Feuchtigkeit, die Stufen der Stiege waren feucht und glitschig und unten liefen Schaaren von Ratten vor ihnen her, welche das Licht aus ihrer Ruhe scheuchte.

Ein kurzer, schmaler, mit modriger Luft erfüllter Gang nahm sie auf. Drei bis vier Thüren, stark mit Eisen beschlagen, zeigten sich ihren Blicken.

„Wo ist der Gefangene?“ frug Liechtenstein leise den voranschreitenden Prandstätter.

„Ich weiß es nicht, Durchlaucht, aber wir werden ihn finden.“

Da schlug das Gerassel von Ketten an ihre Ohren.

Rasch eilte Prandstätter an die betreffende Thüre, zog die schweren Riegel zurück und öffnete.

Er leuchtete in die Zelle.

Liechtenstein und sein Begleiter, der sich fest an ihn schloß und sehr bewegt schien, traten ein.

Das Gefängniß hatte kaum zwei Klafter im Gevierte; die Wände glänzten vor Naß, der Boden war feucht, kein Stuhl, kein Bette, blos eine Schütte halbverfaulten Strohes bildeten die Einrichtung.

Und auf dem Stroh erhob sich die mit Lumpen bekleidete, fast zum Skelet abgemagerte Gestalt eines Mannes.

Sein Antlitz war farblos, die Augen stier, Haar und Bart wirr und struppig. Hände und Füße des Unglücklichen waren mit schweren Fesseln belastet, von denen überdies eine Kette nach einem Ringe in der Wand ging, an den das letzte Glied geschmiedet war.

„Oho, was bringt Ihr mir?!“ schrie der Gefesselte in scharf accentuirtem Deutsch. „Ist's Nacht — ist's Tag — ich weiß es nicht — bringt Ihr mein Todesurtheil — soll ich sterben, ohne Verhör, ohne Richter — sagt's — ich will Euch willkommen heißen!“

Liechtenstein und sein Begleiter schauderten zusammen. Der Letztere trat dem Gefangenen näher.

„Warum bist Du hier?“ frug er mit bebender Stimme.

Der Gefangene zuckte zusammen, als er den Ton dieser Stimme vernahm. Er versuchte es, sich zu erheben, aber er war zu schwach und sank wieder auf das Stroh zurück.

„Warum, warum?“ sagte er. „Weil ich es mir's zur Aufgabe meines Lebens gemacht habe, einen Elenden, der mir einen unersetzlichen Verlust zugefügt, zu bestrafen; weil ich diesem Elenden gefolgt bin auf Schritt und Tritt und ihn von Land zu Land gejagt habe, bis hierher, wo er Freunde besitzt, die, um ihn vor meiner Rache zu retten, mich dem Tode in diesem Grabe geweiht haben.“

„Lüge nicht, Mann,“ sagte der Begleiter des Fürsten in strengem Tone. „Du bist in einem Lande, in dem man nicht ohne Grund verhaftet und bestraft.“

„Sage: nicht ohne Vorwand. Einen Vorwand haben sie gefunden, aber ich kenne ihn nicht und kann mich also gegen ihn nicht vertheidigen. Ich liege seit ewig langer Zeit hier — ich weiß nicht wie lange — denn Tag und Nacht sind hier gleich — ich habe die Rechnung verloren; — man fragt mich nicht, verhört mich nicht — man sendet mir von Zeit zu Zeit Brod und Wasser — und wenn ich nach Gerechtigkeit rufe, wenn ich meine Ketten schüttle, dann droht man mir mit der Peitsche. O, ich weiß es, wohin sie abzielen. Sie rechnen darauf, daß der Wahnsinn meinen Geist umnachte, daß die Verzweiflung, lebendig begraben zu sein, mich zum Selbstmorde treibe — aber ich bin stark — mein Denken ist klar — ich bin muthig und werde ausharren, bis der Tod kommt, ohne ihm vorzugreifen.“

„Wer ist der Mann, den Du verfolgst?“

„Dir kann ich ihn nennen; vor Dir will ich kein Geheimniß haben, denn wenn mich Einer retten kann, so bist Du es! Du bist gut, Du bist großherzig. — Ich hatte einen Bruder, den ich liebte, mehr als mich selbst. Die sterbende Mutter hatte ihn mir empfohlen und mich bestellt zu seinem Hüter. Ich bewachte ihn auch wie mein Auge. Da warf mich eine Krankheit darnieder, und wenige Monden genügten, daß ich ihn verlor. Die Liebe zog in sein Herz, die Liebe zu einem schönen Weibe. Da ließ ihn ein Elender, der des Weibes Gunst früher besessen, tödten, ermorden — den Knaben, der zum ersten Male im Leben empfand, was Liebe sei und sie in den Lockungen eines in allen Liebeskünsten erfahrenen Weibes zu finden wähnte. Als ich vom Lager erstand, machte ich mich auf, den elenden

Mörder zu verfolgen. Der Bravo, der die That vollbracht, schmachtete im Bagno von Gaëta — ihm galt meine Rache nicht — sie galt einzig dem Urheber des Verbrechens. Ich verfolgte ihn, wie sein Schatten — er floh vor mir, zu feige, einen Kampf mit mir zu bestehen. Einmal glaubte ich, ihn erreicht zu haben; mein Arm traf nur einen seiner Freunde, nichtswürdig wie er, aber doch nicht der Rechte! Jahre lang blieb er mir dann verborgen — endlich fand ich seine Spur wieder; sie führte mich hierher. Da aber fühlte er sich sicher und in der Nacht nach meiner Ankunft wurde ich ergriffen und in dies Gefängniß geschleppt. Was ich da gelitten habe! Kann ich es mit Worten erzählen? — Nein, niemals! Immer ist es Nacht um mich — sieh' dort mein Brod, die Ratten verschmähen es — sieh' das Wasser im Kruge, es ist faul und stinkend — fühle, wie schwer die Ketten sind, die meinen Leib belasten und mir die Glieder blutig drücken!"

„Du hast den Namen des Mannes nicht genannt, den Du verfolgst."

„Seinen Namen? Er klingt Deinem Ohre nicht fremd. Sein Anblick war einst Deinem Auge wohlgefällig, doch Du bist gerecht, Du verstießest ihn, als er sich Deiner Güte unwürdig zeigte."

Der Begleiter des Fürsten machte eine Geberde der Verwunderung.

„Du sprichst irre," sagte er. „Wie magst Du behaupten, daß ich ihn kenne. Weißt Du, wer ich bin?"

Der Gefangene erhob sich mit Mühe auf die Knie und streckte dem Fragenden die gefesselten Hände flehend entgegen.

„Ich weiß es," sagte er, „auch ich sonnte mich einst im Strahle Deines Wohlgefallens. Aber er, der Elende, hat Dein Ohr mit falschen Worten getäuscht und mir Dein Herz abwendig gemacht. Leopold, einst Großherzog von Toscana, jetzt Kaiser von Deutschland, sieh' mich genauer an, wenn das Elend und die Seelenpein nicht alles Menschliche aus meinem Antlitze verwischt haben, so mußt Du mich wiedererkennen!"

Liechtenstein nahm dem überraschten Prandstätter die Laterne aus der Hand und hielt sie vor das Antlitz des Gefangenen.

Kaiser Leopold — er war es selbst, den der Fürst Liechtenstein in das Schauergefängniß der Schranne geführt hatte — stieß einen Ausruf der Verwunderung aus und stammelte den Namen:

„Domenico Manfredini!"

„Ja, Domenico Manfredini,“ wiederholte der Gefangene. „O, Du hast mich wiedererkannt — ich wußte es ja!“

„Der Mann, den Du verfolgst?“

„Ist Giovanni di Camposanto, der um der schönen Lauretta Novi willen meinen armen Bruder in Neapel erdolchen ließ.“

Leopold blieb einige Augenblicke in tiefer Erschütterung vor dem Gefangenen stehen.

„Du wirst mich nicht länger in diesem Grabe lassen,“ bat der Letztere mit ängstlichen Blicken, „Du wirst Dich nicht meinen Feinden verbünden. Lasse mich richten, bestrafen — tödten, wenn ich's verdiene, aber erlöse mich aus dieser Hölle.“

„Fasse Muth, Domenico,“ sagte Leopold. „Du hast gefehlt, aber in meinem Lande soll das Recht herrschen und nicht die Willkür. Sich der Person eines angeblichen Verbrechers versichern,“ fuhr Leopold, zu Liechtenstein gewendet, fort, „heischt das Wohl und die Sicherheit des Staates; aber man muß so schnell als möglich zur Ueberzeugung gelangen, damit, wenn er, was der Fall sein kann, schuldlos ist, nicht zu lange unschuldig gestraft werde; denn es ist schon eine Strafe, in Verwahrung zu sitzen.“ *)

Ein Freudenschimmer ergoß sich über das Antlitz des Unglücklichen.

„Gott segne Eure Majestät dafür!“ stammelte er, während Thränen an seine gefurchten Wangen niederrollten.

Leopold nickte ihm huldreich zu und wendete sich zum Gehen.

Vor der Thüre des Gefängnisses sagte er zu Liechtenstein:

„Geben Sie Auftrag, daß der Gefangene allsogleich in bessere Haft gebracht und mit Allem, was er verlangt, versehen werde. Sogleich — heute noch.“

Liechtenstein wandte sich an Prandstätter.

„Ich betraue Sie mit der Ausführung der Befehle Seiner Majestät,“ sprach er zu demselben. „Sorgen Sie auch für einen Arzt — der Unglückliche scheint eines solchen zu bedürfen.“

Der junge Rath verneigte sich und schritt, den hohen Besuchern voran, in die oberen Kellerräume, in denen Martinolli und der Kerkermeister ihrer Rückkunft harrten.

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

Der Letztere schloß die Gitterthüre und wollte den Schlüssel an Martinolli geben; Fürst Liechtenstein befahl ihm jedoch, denselben dem Rathe Prandstätter zu überreichen.

Martinolli schleuderte einen giftigen Blick auf seinen Collegen.

„Aus welchem Grunde wird der Mann da unten in Haft gehalten?" frug ihn der Fürst in diesem Augenblicke.

„Er ist ein gefährlicher Agitator, Durchlaucht, der eben aus Frankreich gekommen ist, um hier strafwürdige Verbindungen anzuknüpfen."

„Eben?" sagte Liechtenstein in zweifelndem Tone. „Der Mann ist ja länger als sechs Monate in diesem entsetzlichen Grabe — wie wollen Sie das rechtfertigen?"

„Es — es wird fast so lange sein, Durchlaucht," stotterte Martinolli, „die Vorerhebungen nahmen viele Zeit weg — und — und —"

Liechtenstein winkte ihm, zu schweigen und folgte dem Kaiser nach, der einige Schritte vorausgegangen war.

Im Hofe trug er dem Rathe Prandstätter nochmals auf, für den Gefangenen zu sorgen.

Die beiden Besucher verließen sodann die Schranne.

Prandstätter verlangte von dem Kerkermeister die Schlüssel zu den oberen Arrestlocalen und sandte einen Soldaten der Polizeiwache um einen Arzt.

„Wozu?" frug Martinolli.

„Er soll den Gefangenen untersuchen, den ich in ein besseres Gefängniß bringen lasse."

„In ein besseres Gefängniß?" eiferte Martinolli. „Der Mann ist mir zugewiesen — ich allein habe über ihn zu entscheiden."

„Ich gehorche dem Befehle des Fürsten."

„Der Fürst ist keine höhere Instanz für uns; zum mindesten müssen Sie den Bürgermeister —"

„Morgen soll er Alles wissen. Heute noch müßt Ihr mir erlauben, zu handeln, wie ich's verantworten kann."

„Sie werden bereuen —"

„Das ist meine Sache."

„Der Fürst wird Sie vor einem strengen Verweise nicht schützen können —"

„Nun, dann kann es sein Begleiter."

„Sein Begleiter? Der Mann, der sein Gesicht nicht zeigen wollte?"

„Derselbe."

„Sie kennen ihn — vielleicht des Fürsten Secretär oder Kammerdiener?" höhnte Martinolli.

„Nein — es war der — Kaiser."

Martinolli taumelte vor Entsetzen.

„Der Kaiser!" stöhnte er.

Prandstätter ließ ihn stehen und ging mit dem Kerkermeister, ein neues Gefängniß für das Opfer einer beispiellosen Willkür auszusuchen.

Es war bald gefunden.

Als er dann wieder hinabkam zu dem Gefangenen, als er ihm die schweren Fesseln abnahm, da rannen Freudenthränen über die Wangen des Unglücklichen. Er konnte nicht gehen. Prandstätter und der Kerkermeister trugen ihn in das Zimmer, das ihn fortan aufnehmen sollte und betteten ihn auf ein gutes Lager.

Der Arzt kam und verordnete Einiges zur Stärkung des Unglücklichen, den er übrigens als nicht in Lebensgefahr erklärte.

Als Prandstätter so für seinen Schützling gesorgt hatte, kehrte er beruhigt in seine Kanzlei zurück, um seinen Ueberrock zu holen und nach Hause zu gehen.

Er fand Martinolli noch daselbst.

„Nun," frug er, „Sie sind nicht wieder zurück zu Ihrem Hazardspielchen?"

Martinolli brummte eine unverständliche Antwort.

Prandstätter grüßte und entfernte sich.

„Du hast mir das eingebrockt," knirschte der Zurückbleibende, „Du allein, ich weiß es. Nun, ich will's merken, und wenn ich Dir's nicht mit Zinsen heimzahle, will ich des Teufels sein."

Wenige Tage genügten zur Erholung des Gefangenen.

Fast täglich verlangte der Fürst von Prandstätter einen Bericht über Manfredini's Befinden.

Eines Tages erschien Liechtenstein selbst wieder auf der Schranne und ließ sich zu dem Gefangenen führen.

Manfredini hatte ein völlig verändertes Aussehen. Er trug ordentliche Kleider, hatte das Haar gekürzt, seine Haltung war kraftvoller; sein Antlitz, gereinigt von dem wüsten Barte, war bleich, zeigte aber schöne, edle Züge.

Er eilte dem Fürsten entgegen und sagte mit tiefbewegten Worten seinen Dank.

„Ich komme im Auftrage Seiner Majestät,“ sprach Liechtenstein. „Wollen Sie mir einige Fragen beantworten?“

„Befehlen Sie.“

„Sie kommen aus Frankreich?“

„Ja. Ich suchte dort die Spuren des Elenden —“

„Und nichts weiter?“

„Nichts.“

„Dem politischen Getriebe blieben Sie fremd?“

„Völlig. Mein Aufenthalt in Frankreich währte kaum zwei Wochen.“

„Können Sie das beweisen?“

„Jeden Augenblick. Lassen Durchlaucht nach Florenz schreiben, wann ich von dort abreiste.“

„Gut. Ich hoffe, daß Sie nach Rückkunft der Antwort allsogleich in Freiheit gesetzt werden können.“

„In Freiheit!“ jauchzte Manfredini.

„Eine Bedingung stellt Ihnen jedoch Seine Majestät.“

„Es steht bei Ihr, zu befehlen.“

„Nun denn, Seine Majestät Kaiser Leopold befiehlt Ihnen falls Sie Höchstdero Gnade nicht wieder verlustig werden wollen, so lange Sie in Wien sind, jeden Rachegedanken aufzugeben.“

Manfredini blickte finster zu Boden.

„Der Kaiser ist gerecht,“ fuhr Liechtenstein fort, „und macht zwischen Vornehm und Gering keinen Unterschied. Falls dem Grafen von Camposanto ein Unheil widerführe, würde man zuerst nach Ihnen, als dem Urheber, fahnden, und dann könnte und wollte der Kaiser Sie nicht mehr schützen.“

Manfredini dachte nach; dann, nach einigen Augenblicken sagte er entschlossen:

„Ich will mich der Gnade Seiner Majestät würdig zeigen und thun, wie Höchstselber mir befehlen.“

„Rechnen Sie dann ebenso auf Schutz und Hilfe, wenn man Ihnen zu nahe treten wollte. Ich verlasse Sie, und hoffe bald als Befreier wiederkehren zu können.“

Ohne den Dank Manfredini's abzuwarten, entfernte sich Fürst Liechtenstein.

„In Wien ist er sicher vor meiner Rache," murmelte der Gefangene vor sich hin, „aber wehe, wenn er das Weichbild der Stadt verläßt. Ich will sein treuer Begleiter sein — ich will ihm folgen, wohin er seine Schritte wendet — ein Fuß über die Grenzmarken dieser Stadt, und er ist mein! So verstehe ich die Verpflichtung, die ich eben eingegangen bin."

Fürst Liechtenstein ließ, ehe er sich aus der Schranne entfernte, den Rath Prandstätter berufen.

„Es ist der Befehl ergangen," sagte er zu demselben, „wider den Rath Martinolli die Untersuchung einzuleiten, wegen ungebührlicher Verlängerung des Strafverfahrens gegen Inquisiten. Wissen Sie schon darum?"

Prandstätter verneigte sich.

„Gewiß, Durchlaucht," antwortete er. „Martinolli weiß auch, daß ich es bin, dem er die Geschichte zu danken hat. Er schleudert mir tödtliche Blicke zu — aber ich fürchte mich nicht — ich leugne nicht, was ich gethan — ja, ich bin stolz darauf, denn es war eine That des Rechtes und der Gerechtigkeit."

„Ich muß Ihnen noch danken, daß Sie mich Theil nehmen ließen."

„O, ohne Eurer Durchlaucht Beistand wäre ich nicht weit gekommen. Sie haben das Meiste gethan. Ah, gäb's nur in unserm theurem Vaterlande mehr so mächtiger Herren, wie Euer Durchlaucht, die hie und da auch dem Worte eines geringen Mannes ihr Ohr liehen!"

Liechtenstein lächelte dem Sprechenden zu.

„Sie sind ein wackerer Mann," sagte er, „aber mir ist, als sollte ich Sie ermahnen, nicht gegen Jedermann so offenherzig zu sein, wie Sie es gegen mich gewesen."

Nach diesen Worten entfernte sich der Fürst.

Prandstätter blickte ihm nach.

„Offenherzig," murmelte er, „so geht's — weil ich ihm ein Paar Worte gesagt, wie Sie mir aus dem Herzen kommen, mahnt er mich zur Vorsicht. O, wenn ich erst Alles sagen wollte, was mir da drinnen lebt! — Nun, vielleicht kommt die Zeit; vielleicht kommt sie auch für Oesterreich wieder! — Im Westen tagt es; warum sollen die Strahlen dieses Tages nicht ihren Weg finden bis zu uns!" um bald wieder ihr [illegible] zu finden! —

Viertes Capitel.

Der Unwiderstehlichste aller Cavaliere.

Es war an einem unschönen Abende, als sich in dem zweiten Stockwerke eines Hauses der Vorstadt Mariahilf ein Fenster öffnete. Eine Frauensperson, den Kopf in ein weißes Spitzentuch gehüllt, bog sich hinaus. Ihr Blick verlor sich in den Himmel und suchte einen Stern auf dem schwarzen Teppiche des Firmaments zu entdecken.

Plötzlich erschreckte sie das Geräusch einer in dem Zimmer, in welchem sie sich befand, sich öffnenden Thüre und sie wandte den Kopf halb um.

„Aber Marietta, wie thöricht ist es, sich so spät der kühlen Luft auszusetzen!" murmelte eine Stimme, deren mürrischer Ton durch ein liebevolles Lächeln gemildert wurde.

„Aergere Dich nicht, Elena," sagte die junge Person, sich vom Fenster entfernend, „es erinnert mich dieser so traurige Abend an einen noch traurigeren und ich vergaß mich ganz bei dieser Erinnerung."

„Wohl traurig in der That," antwortete Elena, sich dem Fenster nähernd; „sagt doch, Signora, gleicht der neblichte Himmel in etwas unseren sternhellen Nächten?"

„Mir war noch vor einigen Monaten leid um Italien, gut Elena, aber jetzt liebe ich Oesterreich."

„O, Marietta," versetzte die alte Italienerin, „könnt Ihr Wien jener Stadt vorziehen, wo Eure Wiege war, wo Ihr das Grab Eurer Mutter zurückgelassen habt?"

Marietta schlug die Augen nieder, eine lebhafte Röthe färbte ihre Wangen. Zerstreut nahm sie einen Armstuhl und setzte sich an den Kamin, wo ein lustiges Feuer brannte, dann sagte sie:

„Mutter, gebt mir meine Stickerei, und setzt Euch zu mir.“

„Ihr seid ein Engel der Güte, Signora,“ erwiderte das arme Weib, welches gefürchtet hatte, das Herz ihrer jungen Gebieterin verletzt zu haben, indem sie bei ihr eine schmerzliche Erinnerung hervorrief. „Wenn die Mutter Gottes, zu der ich täglich für Euch bete, die arme Elena erhören würde, o, da müßtet Ihr glücklich werden!“

Sie ging, sich eine Thräne trocknend.

Als das junge Mädchen allein war, öffnete es, in der Furcht überrascht zu werden, eilends das Schloß eines Secretairs; sie nahm Alles, was zum Schreiben nöthig, heraus; dann, nachdem sie gelauscht und die Schritte sich ihrer nähernden Amme gehört hatte, beeilte sie sich mit Hilfe ihres Taschentuches diese Vorbereitungen zu verbergen.

Die Gesellschafterin kam zurück, übergab Marietten die verlangte Arbeit und setzte sich an die andere Seite des Tisches.

Das Mädchen machte sich an die Stickerei mit einer anscheinend so großen Thätigkeit, daß sie Elena, welche ohne Zweifel an ihrer Gebieterin keine solche Arbeitslust gewohnt war, ein Lächeln abnöthigte. Aber bald ging die Nadel langsamer und sie entfuhr endlich gänzlich den niedlichen Fingern Marietta's.

„Ist es schon lange, daß Beppo ging?“ fragte sie.

„Ungefähr vor einer Stunde, Signora.“

Die Italienerin wurde nachdenkend.

Draußen blies der Wind mit einer gewissen Heftigkeit; endlich verjagte er die Wolken, die Nacht erhellte sich, seltene Sternchen funkelten am Himmel; in der Straße herrschte die tiefste Stille.

Die Gesellschafterin arbeitete; Marietta warf unruhige Blicke auf die Uhr, deren Zeiger bald Elf weisen werden. Sie nahm ein Blatt Papier und richtete es zum Schreiben her, nicht ohne dabei auf die Amme einen unruhigen Blick zu werfen; aber die Alte hob den Kopf nicht empor.

Die bescheidenen Draperien verhüllten unter ihren seidenen Falten ein allerliebstes Gemälde, und wenn es von einem benachbarten Hause möglich gewesen wäre, das leichte Hinderniß zu beseitigen, so würde man lange mit Vergnügen die weiße Hand Marietta's leicht und rasch über das Atlaspapier gleiten gesehen haben.

Marietta war achtzehn Jahre alt. Ihr bleiches, am Tage etwas braunes Gesicht schien in diesem Augenblicke von vollkommener Weiße. Das Licht ist die Schminke der Italienerinnen. Es traten

daher alle diese merkwürdig reinen und regelmäßigen Züge des Gesichtes auf einer gleich dem Laub einer Camelie geglätteten Haut in ihrer ganzen Feinheit hervor. Ein glänzend schwarzer Haarwald krönte ihre männliche und reine Stirne, ihre Stirne mit dichten Flechten umgebend.

Dieses in der Ruhe so engelhafte Gesicht nahm aber zuweilen einen Ausdruck der Energie, ja fast der Wildheit an. Von einer frommen Mutter erzogen, hatte Marietta in ihrem Charakter eine Ueberspanntheit, die sie zu mystischen Ideen verleitete. In diesem Gemüthe von einer außerordentlichen Thätigkeit, unter dem Scheine der Beschaulichkeit lag eine Welt der Träume.

Die göttlichen Mysterien der Religion waren vorerst die einzige Beschäftigung dieser glühenden und leidenschaftlichen Einbildungskraft. Marietta barg jene Kraft zu lieben in sich, mit der der Himmel sie so reichlich begabte. Ihre Mutter starb, als sie kaum das zehnte Jahr erreicht hatte; das klösterliche Pensionsleben war ihr verhaßt; nie wußte sie sich jenen Regeln zu fügen, welche mit derselben Monotonie den Unterhaltungen das Lächeln und dem Studium die Arbeit gebietet. Eine unersättliche glühende Neugierde zog sie in die Welt hinaus.

Elena, ihre Amme, welcher sie mit glühender Neigung zugethan war, versuchte umsonst eine Herrschaft über sie zu gewinnen. Marietta wußte aus derjenigen, die sie Mutter nannte, und der sie allerdings versprochen hatte, ihren Rathschlägen zu folgen, eine Sclavin zu machen. Die Amme mußte schön gewesen sein, aber ihre Züge zeugten von tiefem Kummer. Sie schien fünfzig Jahre zu zählen, aber wohl mehr als die Jahre hatten Sorgen ihre Haare ergraut und ihr Gesicht gebleicht.

Nachdem das Mädchen seinen Brief beendigt hatte, warf es auf die alte Freundin einen Blick des Einverständnisses, dessen schelmischer Ausdruck nichtsdestoweniger einige Verlegenheit verrieth. Indessen waren die großen Augen Marietta's so gut und so voll des Glückes, daß Elena die Worte wagte:

„An wen schreibt Ihr, Signora?"

„Wenn ich Deine Neugierde befriedigen würde, so würdest Du mir grollen," antwortete das Mädchen lächelnd.

„Was liegt daran? Ihr wißt gut, Marietta, daß mein Schmollen gegen Euer Lächeln unglücklicherweise nicht Stich hält."

„Nun so rathe einmal.“

„Fürwahr, Signora, ich fürchte nur zu gut zu rathen.“

„Sieh, Elena, vergiß auf eine Weile, daß, wenn mein Vater leben würde, ich Herzogin sein könnte und sieh in mir nur eine arme Waise, die von einer sterbenden Mutter, einer frommen Frau — Dir, meiner guten Amme — anvertraut wurde; nur ein Kind ohne Eltern, fast ohne Vermögen, das seine Unabhängigkeit der Rechtschaffenheit eines Verwalters, des trefflichen Beppo verdankt.“

„Ach, mein Kind, wenn wenigstens Eure Mutter leben würde —“

„Gott hat eine Heilige aus ihr gemacht; man sollte beinahe zu ihr beten, nicht wahr, — sie um Rath fragen —“

„Ja, man muß oft zu ihr bitten, Marietta; besonders zu ihr bitten, wenn Ihr an den Grafen denkt.“

„Meine Mutter würde unsere Liebe segnen und unsere Verbindung beschleunigen.“

„Ihr glaubt also fest, Signora, an die Liebe des Grafen Clemens von Metternich?“

„Ob er mich liebt, Elena!“ rief das Mädchen in stolzem Tone. „Er sagte es mir und ich glaube es. Ein Mann von Herz täuscht kein Weib, das ihm seine Liebe gab und seine Zukunft anvertraute.“

„Eure Zukunft, Marietta! Glaubt Ihr, daß Graf Clemens, heutzutage eine der glänzendsten Partien Oesterreichs, ernstlich beabsichtigt, Euch zu heiraten? Nein, mein Kind, das glaubt Ihr nicht; meine alte Erfahrung sagt mir, daß Ihr Euch täuschet. Es war allerdings eine Zeit, wo diese Heirat möglich gewesen wäre. Diese Zeit ist aber nicht mehr, seitdem der Graf von Metternich, als alleiniger Herr seiner Handlungen und seines Vermögens, sich in eine Welt stürzte, welche nie die Eurige werden wird.“

„O schweige, Elena, schweige! Deine Worte thun mir so wehe, und überdies höre wohl, was ich Dir sage: wenn ich nicht die Gattin des Grafen werden kann, werde ich nie vergessen, was ich dem Andenken meiner Mutter und dem Namen, den ich trage, schuldig bin, davon sei überzeugt.“

„Signora, habt Ihr Euch dessen erinnert, als Ihr diesen Brief begonnen und beendigt habt?“

Die Italienerin erröthete und erblaßte wechselweise.

Elena stand auf und setzte sich auf einen Schemel zu den Füßen der Mädchens, sie nahm die beiden Hände des Kindes in die



Der Schwur in der Felsenhöhle.

ihrigen und mit einer Stimme, in der sich die eifersüchtige Zärtlichkeit einer Mutter mit der Ergebenheit einer treuen Dienerin verschmolz rief sie:

„Ihr liebt ihn also wirklich?"

„Ja," antwortete Marietta mit tiefbewegter Stimme; „ja, ich liebe ihn mit Eifersucht, mit Schmerz; denn so wie Du sagst, ist er sehr vornehm, weit über meinen gegenwärtigen Stand; zuweilen leide ich deshalb . . . aber nein!" — fuhr Marietta mit einem Lächeln des Stolzes fort — „ich liebe ihn so wie er ist, groß, edel, freigebig, beneidet; er allein ist meiner Liebe würdig, durch seinen Namen, seinen Rang, seinen Geist. Aber Du kennst ihn, Elena, und Du fragst, ob ich ihn liebe?"

„Ich gebe zu, daß der Graf von Metternich durch seine Eigenschaften verdient, von Euch bemerkt zu werden; aber, liebes Kind, ich fürchte, daß die Zärtlichkeiten, die er Euch erweist, nichts wie das Resultat einer Laune sind; denn, wenn er Euch wirklich liebte, warum beeilte er sich nicht endlich, Euren Traum zur Wirklichkeit zu verwandeln?"

„Mein Vormund ist leidend, und vielleicht wartet er —"

„Liebes Kind," unterbrach sie Elena, „ich habe Unrecht, ich sehe es wohl ein; Eure Augen und Euer Herz sind beide gegen mich."

„Elena," versetzte das Mädchen nach einer Pause, „liebst Du mich wohl?"

Die gute Alte öffnete weit die Augen.

„Zweifelt Ihr daran?" fragte sie traurig.

„Gute Mutter," erwiderte Marietta, ihre beiden Arme um den Hals ihrer Amme schlingend und ihr somit ein Halsband mit ihren Armen bildend, „versprich mir, das blind zu thun, was ich Dir sagen werde."

„Euch mein Wort geben, bevor ich weiß, um was es sich handelt! Ah, Signora, was verlangt Ihr?" rief Elena lächelnd.

„Hier ein Theil des Geheimnisses," versetzte Marietta, und mit dem Blicke zeigte sie den Brief, den sie soeben geschrieben hatte.

„Was sagt Ihr ihm also, Du lieber Gott?"

„Daß ich ihn liebe und daß seine Abwesenheit mich beunruhigt," flüsterte das Mädchen ihrer Amme, unter zwei Küssen, in das Ohr.

„Marietta, o Marietta! rief die Frau mit schmerzlichem Ausdrucke, „ist also Eure Liebe so groß, daß Ihr vergeßt —"

„Elena," unterbrach sie entschlossen die Italienerin, sich erhebend, „mache mir nie einen Vorwurf, suche nie meine Liebe zu Clemens über oder unter eine Zuneigung oder eine Pflicht zu stellen; ich würde Dir nicht zu antworten, noch Dich zu begreifen wissen."

Die alte Frau verließ den Schemel, auf dem sie fast gekniet hatte und machte einige Schritte, um den Salon zu verlassen.

Marietta, den Ellbogen auf den Marmor des Kamins gestützt, den Kopf in ihren Händen, wandte sich halb um. Eine tiefe Beängstigung malte sich auf ihren Zügen, ein Blick auf den Tisch geworfen, auf dem der Brief lag, beseelte wieder ihren Muth; sie näherte sich ihm und bevor die Amme, dic Thüre öffnete, sagte sie zu ihr mit unsicherer Stimme:

„Elena, gieb mir, ich bitte Dich, meinen Mantel und meinen Hut."

„Aber, Signora, es ist wohl schon zu spät um auszugehen," antwortete die Alte mit einer steigenden Bewegung und flehende Blicke auf ihre Gebieterin werfend.

„Das macht nichts, wir werden in einer Viertelstunde zurück sein, wenn Du mich anders begleiten willst, Elena."

„Wohin, Signora, wohin, Du lieber Gott?" rief die arme Amme, die Hände faltend.

„In das Palais Metternich."

„Unmöglich, Fräulein! Ich will, ich kann es nicht zugeben

Das Mädchen richtete sich in ihrer ganzen Würde empor.

„Ihr wollt nicht!" sagte sie mit Stolz. „Ich bitte Euch, zwingt mich nicht, den Abstand zwischen uns, den meine Zuneigung zu Euch verschwinden ließ, wieder herzustellen."

„Signora, habt Erbarmen!" rief die alte Frau, die Hände ringend, „mißbraucht nicht die Gewalt, die Euch meine unerschütterliche Ergebenheit einräumte. Ihr seid dic alleinige Gebieterin hier, Ihr wißt es, Gebieterin Eurer Handlungen, Gebieterin Eures Willens; aber, Marietta, warum mißbraucht Ihr diese Macht zu Eurem eigenen Schaden? Unmöglich könnt Ihr diesen Brief in das Palais des Grafen bringen. Die Rechte, die mir Eure edle Mutter über Euch einräumte, machen es mir zur Pflicht, mich dem zu widersetzen. Mein Kind, es hieße aller Würde, allem Schamgefühl vergeben, wenn —"

Die Amme hielt inne, erstaunt über ihre Kühnheit und bebend unter dem Blicke der Gebieterin.

„Ihr seid ja jung, Signora,“ setzte die gute Alte hinzu, „laßt Euch von mir, die ich Euch so sehr liebe, leiten, von mir, die nur Euer Glück will.“

Die Amme schwieg, und dicke Thränen benetzten ihre Wangen.

Marietta war blaß und schwieg ebenfalls; ihre Brust hob sich heftig, aber es war aus Aerger, nicht aus Rührung. Die jähzornige Italienerin hörte die Worte der Dienerin mit lebhafter Ungeduld an, und als das arme Weib inne hielt, um sich ihre Thränen zu trocknen, läutete das Mädchen, ohne einen Blick auf sie zu werfen.

„Man lasse einen Wagen vorfahren,“ rief sie dem eintretenden Diener zu.

Dann ergänzte sie ihren Anzug.

„Ich ersuche Euch, ich bitte Euch,“ drängte die Amme, „geht nicht aus. Ich werde selbst zum Grafen Clemens gehen — ich werde allein gehen.“

„Ich möchte Euch dahin begleiten,“ sagte trocken Marietta „Ihr könntet Furcht bekommen.“

„Ja, Signora,“ antwortete strenge die Amme, „ich habe Furcht, Furcht für Euch, die Ihr die Sorge für Eure Ehre außer Acht lasset.“

Ohne zu antworten nahm Marietta den Brief und verließ den Salon.

Elena folgte ihr seufzend.

Der Wagen langte in einigen Minuten auf dem Minoritenplatze und in einer geringen Entfernung von dem Palais, das Graf Clemens bewohnte, an. Der Kutscher hatte von Marietta genaue Weisungen erhalten, denn er hielt, ohne zu zögern, an und stellte die Pferde auf eine Weise, daß einer der Kutschenschläge des Wagens zum geheimen und bequemen Observatorium dienen konnte.

Marietta händigte ihren Brief der Dienerin ein und forderte sie auf, sich zu dem Grafen zu begeben.

„Meine Anwesenheit hier muß ein Geheimniß unter uns bleiben, liebe Elena. Du gehst allein zu Clemens.“

„O, Gott sei Lob und Dank!“ rief freudig die gute Alte. „Und ich konnte über Eure Absichten noch zweifeln! Es ist entschieden,“ dachte sie, indem sie gegen das Palais des Grafen ging, „es steckt ein Geheimniß dahinter, das ich nicht begreife; aber meine Marietta bleibt immer ein Engel.“

Marietta, die allein im Wagen geblieben war und welche die Gegenwart der Dienerin augenscheinlich in ihren Betrachtungen gehindert haben würde, wandte die Augen gegen ein weitläufiges Haus, das dem Palais des Grafen Metternich beinahe gegenüber lag.

Ihr Blick verfinsterte und ihr Gesicht verzog sich; aber Niemand war da, um diesen Blick zu befragen oder von dieser Bewegung Rechenschaft zu fordern. Marietta that ihren Empfindungen keinen Zwang an; es war dies fast ein Ersatz für ihren Schmerz.

„Hier ist es also?" murmelte sie, während Thränen ihren Augen entstürzten.

Plötzlich wurde an einem der Fenster des ersten Stockes dieses Hauses ein Vorhang aufgezogen und ein Licht erschien hinter den Scheiben.

Marietta hob angstvoll den Kopf empor.

Eine Wachskerze wurde sofort an eines der Fenster des Grafen Metternich gestellt.

„Das Signal!" rief Marietta in Verzweiflung. „So ist es also wahr — o du lieber Gott!"

Einige Minuten verliefen noch, dann öffnete sich das Thor des Palais wieder und schloß sich geräuschlos hinter der heraustretenden Elena.

„Nun, Mutter?" fragte Marietta mit vor Unruhe bewegter Stimme, ihre treue Amme neben sich setzen lassend.

„Der Graf hat geantwortet; hier ist sein Brief."

„Gieb her, gieb nur her geschwind."

Und die Ungeduld nicht zu bemeistern im Stande, zerriß das ungestüme Kind das Couvert und fing bei dem schwankenden Licht der Wagenlaternen zu lesen an.

Plötzlich machte sie ein leichtes Geräusch erbeben.

Das Balconfenster öffnete sich. Das das Innere des Zimmers erleuchtende Licht ließ eine in einen weiten Ueberwurf von weißem Cachemir gehüllte Dame sehen.

Diese Dame trat auf den Balcon, warf einen unruhigen und argwöhnischen Blick auf das Palais des Grafen Metternich und auf den Wagen, der noch in geringer Entfernung stand.

Marietta's Aufmerksamkeit war lebhaft angeregt. Einige Schritte von dem Palais des Grafen und dem Hause mit dem Balcon

placirt, konnte ihr keine Bewegung der Dame mit dem Ueberwurfe entgehen.

Dieses Mal begriff die Amme die fieberhafte Aufregung ihrer geliebten Marietta; sie errieth das, was das arme Kind ihr verheimlichen wollte: der Graf Clemens von Metternich war durch eine geheimnißvolle Kette gebunden und die nächtliche Fahrt der jungen Italienerin war die Folge einer geheimen Entdeckung. Elena empfand fast Freude darüber.

Marietta ergriff die Hand ihrer Amme und legte sie an ihr Herz.

„Siehe," sagte sie, „fühle, wie es pocht! Ich bin thöricht, nicht wahr? Aber das Benehmen dieses Weibes bringt mir über die Liebe des Grafen Zweifel bei."

In diesem Augenblicke öffnete sich geräuschlos die Thüre des gräflichen Palastes.

Ein Mann trat heraus und schritt vorsichtig über die Straße. Unter dem Balcone der Unbekannten angelangt, zog er einen Schlüssel hervor, öffnete eine Thüre und verschwand, dieselbe geheimnißvoll hinter sich schließend.

Dieser ungewöhnliche Besucher war in der That Graf Clemens von Metternich.

Wir überlassen Marietta und den Grafen sich selbst und begeben uns in einen anderen Stadttheil, in die Wohnung des jungen Grafen von Wolfegg.

Graf Ludwig von Wolfegg war ein liebenswürdiger Junggeselle von etwa dreißig Jahren, der alle Frauen anbetete, ohne eine einzige zu lieben, der seine Einkünfte ausgab, ohne sich zu vergnügen und der in eine unordentliche Lebensweise eine methodische Ordnung brachte.

In der That vollbrachte Graf Ludwig täglich dasselbe mit derselben Langweile, aber auch mit derselben Regelmäßigkeit. Nach seinem Früh- oder (wie es der originelle Franz Gräffer bei vornehmen Leuten nannte) Spätstück ritt er in den Prater, dann auf den Fechtsaal des berühmten Meisters Karl Timlich; darauf stattete er Besuche ab, speiste bei dem renommirten Traiteur Jahn im Trattnerhofe, trank seinen Kaffee bei Tarroni am Graben; um sieben Uhr begab er sich in's Kärntnerthortheater, dann beendigte er den Abend mit einem glänzenden Souper in Freundeskreisen. Kurz, er

war der mit Müßiggehen beschäftigtste Mann Oesterreichs. Einem Onkel, der ihn zur Diplomatie anhalten wollte, antwortete er geistreich: „Unmöglich — meine ganze Zeit ist von Nichtsthun eingenommen.“

In derselben Nacht, wo Marietta das Thun und Treiben ihres geliebten Clemens belauschte, hatte Graf Wolfegg einige Freunde bei sich versammelt. Man spielte, man schwatzte, man machte Bemerkungen über Alles und die Stunden verflossen weder traurig, noch heiter, aber sie verflossen.

„Ha, ich verliere wieder!“ rief in schmollendem Tone eine junge, reizende Frauensperson, dabei ihre Karten verdrießlich auf den Tisch werfend. „Wahrhaftig, lieber Graf, ich kann nicht länger Theil an Ihrem Spiele nehmen, ich glaube auf mein Wort, Sie verlieren, um mich zu ärgern. Ich wette auf Baron Pitrus. Ein Mal in seinem Leben wird er vielleicht Geist haben — den Geist des Gewinnens. Sagt doch ein Sprichwort: Die Unschuld geht nicht mit leeren Händen aus.“

Mit schallendem Gelächter wurde dieses Epigramm der jungen Dame aufgenommen und Baron Pitrus lachte noch stärker, jedoch mit minderer Anmuth, als die Andern.

Die reizende junge Dame war die beliebteste Tänzerin der damaligen Zeit, die berühmte Madame Vigano.

Der Enthusiasmus, den sie erregte, war ungeheuer und der Unterschied von dem Enthusiasmus damals, und demjenigen, welchen man jetzt zuweilen für große Künstlerinnen an den Tag legt, bestand darin, daß die Enthusiasten der Neunzigerjahre, in welchen unsere Geschichte spielt, sich noch toller benahmen und durch ihre thörichte Bewunderung sehr oft wahren Scandal sowohl im Theater, als auf der Straße selbst — wenn z. B. Madame Vigano sich irgendwo zeigte oder nach geendigter Vorstellung nach Hause fuhr — hervorriefen.

Als Madame Vigano, welche unter den damals gesehenen Tänzerinnen die Erste war, die ohne Bouffets (eine Art Crinoline), ohne falsche Haare, ohne Schminke u. s. w. und in fleischfarbenen Tricots tanzte, in dem Ballete „das Waldmädchen“ auftrat und die gewisse Spiegelscene producirte, steigerte dies den Applaus so sehr, daß die Damen und Herren in den Logen und im Parterre ebenso unmäßig klatschten und Beifall johlten, daß sie das Bravo, Bravissimo, Dacapo,

das Fuora ebenso ungestüm brüllten, wie der Plebs auf der letzten Gallerie. Nicht selten geschah es, daß rasende Enthusiasten erschöpft auf ihre Sitze zurückfielen und manchem von ihnen sogar ärztliche Hilfe geboten werden mußte.

Noch wahnsinniger geberdeten sich diese Vigano=Enthusiasten während der Vorstellung des Ballets „Luperkalien" (das Wolfsfest). Der damals in Wien anwesende türkische Botschafter Silihdar Mustapha flüchtete aus seiner Loge, da er fürchtete, das gesammte Publicum hätte Tollkirschen zu sich genommen, oder wüthende Hunde wären in's Theater gedrungen und hätten die Zuschauer gebissen, und nun beiße wieder Einer den Andern, und auch der Botschafter werde, wenn er sich nicht retirire, einen wüthenden Biß erhalten.

Sah' er doch ganz genau, wie mehrere junge Leute im Parterre die Zähne fletschten, weil er der Einzige war, der über die Vigano nicht toll geworden, und nicht ebenfalls brüllte, sich nicht die Hände wund schlug und nicht ein Stück von dem Sammt der Logenbrüstung losriß und in trunkener Begeisterung, in Ermanglung eines Bouquets oder eines Kranzes, der Gefeierten vor die Füße schleuderte.

Der Name Vigano war das Losungswort, das sich die Wiener bei allen denkbaren Gelegenheiten zuriefen. Sie schworen bei der Vigano, sie betheuerten irgend eine Behauptung mit dem Beisatze: „Das ist so wahr, als die Vigano die größte Künstlerin ist, die je gelebt hat"; es versöhnte sie nach heftigen Zwiespalt, nach erbittertem Zanke nichts, als das Wort Vigano. Ein Beispiel ist besonders eclatant.

Im Tarroni'schen Kaffeehause auf dem Graben geriethen eines Tages ein Paar alte Schachspieler in einen heftigen Wortwechsel; sie warfen sich schon die Schachfiguren an die Köpfe und der Eine faßte bereits das Schachbret selbst an, um es seinem Gegner an die Stirne zu schlagen.

„Ma, meine Erren," rief plötzlich der Kaffeesieder, „Sie verkesse kanz, daß meine marcatore (Marqueur) Ihnen hatte verschapft für Eut kesperrte Sitz zur Signora Vigano, daß Sie müsse in die theatro, weil werden bald slaken der siebente Stund'."

„Wie!" rief der Mann, welcher am allerärgsten getobt hatte „der Herr von Sommer wollen heut' die Vigano sehen? Ei, nachher gehen wir mitsammen. Gegen Einen, der die Vigano tanzen sehen will, hab' ich keinen Groll."

Sie umarmten sich und eilten in's Theater.

Daß sich die Kunsthändler, die Kaufleute, die Putzhändler, die Modistinnen, die Luxus-Arbeiter, ebenso die Schuster und Schneider der Firma Vigano bedienten, um ihren Waaren, Producten u. s w. Absatz zu verschaffen, war natürlich. Was der Wiener immer anzuschaffen hatte, mußte mit dem Namen „Vigano" geschmückt sein, und ließ es der Gegenstand zu, das Porträt der Vergötterten darauf anzubringen, so konnte man versichert sein, daß die Nachfrage darum eine ungeheure war.

Der Kunsthändler Löschenkohl auf dem Kohlmarkte, der durch mehrere verfehlte Speculationen schon ganz herab gekommen war, kündigte plötzlich „Damen-Fächer à la Vigano" an; kaum wurde diese Annonce in der „Wiener Zeitung" gelesen, so bestürmten auch schon die Bedienten der Vornehmen und Reichen dessen Niederlage. Die feineren, eleganten Fächer kosteten zwei Ducaten, die minder schönen einen Ducaten, die ordinäre Sorte einen Gulden und dann wurden noch ganz simple Fächer à la Vigano aus gemeinem Holze und aus Papier für zwanzig Kreuzer ausgeboten, natürlich alle mit dem Bilde der Madame Vigano geziert. In dem Zeitraume eines Vormittags verkaufte Löschenkohl seinen ganzen bedeutenden Vorrath. Er mußte Tag und Nacht in seiner Fächerfabrik arbeiten lassen; er konnte nicht genug Leute für seinen Verkaufsladen auftreiben, die Liebhaberinnen dieser Fächer zu befriedigen, selbst gemeine Weiber, wie Fiakerinnen, Hökerinnen, Obstweiber u. dgl. mußten Fächer à la Vigano besitzen. Als Löschenkohl am Schlusse seines Vigano-Fächergeschäftes den Gewinn zusammenzählte, hatte er noch einmal so viel eingenommen, als Madame Vigano selbst durch ihre Kunstleistungen. Sie trug 4000 Ducaten aus Wien fort, während Herrn Löschenkohl seine Vigano-Speculation einen Reingewinn von mehr als 36.000 Gulden einbrachte und der Mann wieder glänzend dastand.

Bei solchem Interesse, welches die Bewohner Wiens an der berühmten Tänzerin nahmen, war es natürlich, daß Kleider, Schürzen, Hüte, Häubchen, Mantillen, Guirlanden, Blumen, Handschuhe, Strümpfe, Schuhe à la Vigano außerordentlichen Absatz fanden. Die Damen gingen soweit, daß sie die Künstlerin bestürmten, ihnen die Ueberröcke, Kleider u. s. w., welche sie im Hause oder in Gesellschaften trug, zu borgen, um darnach die Schneider, Modistinnen arbeiten zu lassen und daß eines Tages Madame Vigano im Costume des „Waldmädchens" ihr Haus, wie man zu sagen pflegt, hüten mußte, weil sie ihre

gesammte Garderobe ausgeliehen hatte, um es mit den vielen anderen Damen, die sie um Muster zu ihren Toiletten ersuchten, nicht zu verderben.

Auch alle möglichen Speisen und Zuckerwerke à la Vigano waren zu finden; Fasanen, Schnepfen, Rebhühner, Ragouts, Fische mußten à la Vigano zubereitet werden, das heißt, so wie es dem Publicum weiß gemacht wurde, daß sie bei ihr auf die Tafel kämen. In einem Bierhause auf dem hohen Markte, zur „Wildgans" benannt, las man sogar auf dem Speisentarif „Rostbraten mit Knoblauch à la Vigano." Der Verfasser der sogenannten „Eipeldauer-Briefe" (damaliger „Hansjörgel"), der Volksschriftsteller Richter, tadelte diese Bezeichnung und sprach dabei die Bemerkung aus, daß ein so ätherisches Wesen, wie diese Tänzerin sei, nie eine so ordinäre Speise essen, ja nicht einmal dem Namen nach kennen würde; worauf ihm der Wirth erwiderte: „Mir ist es nie eingefallen, zu behaupten, daß die feine Madame Vigano Rostbraten und diese mit Knoblauch zu speisen vermöchte; wenn sie dieses aber doch im Stande wäre, so würde sie gewiß keine anderen Rostbraten zu sich nehmen, als die à la Vigano."

Sehr lange hielt die Bewunderung der Vigano unveränderlich an, als plötzlich im Josefstädtertheater unter der Direction des Herrn Karl Mayer eine junge, schöne Tänzerin auftrat, welche sich ebenfalls Vigano nannte. Sie hatte das Glück, viel reizender und um ein paar Jahre jünger zu sein als das Original, dabei copirte sie ihr Vorbild so geschickt und treu, daß die berühmte Vigano, als sie die unberühmte, ihre Doppelgängerin, auf dem Josefstädtertheater sah, lebhaft applaudiren mußte.

Von diesem Augenblicke an theilte sich das Publicum in zwei Theile. Der eine Theil, man konnte mit Recht sagen, der vornehmere, reichere, hing mit Vorliebe noch immer an der echten Vigano, indeß der andere, der gemeine und ärmere Theil für die Falsche schwärmte. Es ließ sich dies auch ganz gut erklären. Um die große Vigano zu sehen, mußte man im Parterre einen Silberthaler bezahlen; in der Josefstadt bezahlte man dreißig Kreuzer und sah ebenfalls eine Vigano; für dreißig Kreuzer war sie sogar allerliebst.

Ferner ging es damals wie in neuester Zeit mit Sennora Pepita. Es gab eine echte Vigano und ein halbes Dutzend Falsche; fast jede Vorstadtbühne hatte eine falsche Vigano; in Lerchenfeld

und in Penzing tanzten fasche Vigano's und im Theater am Spittelberg oder zum „Fasan" tanzten sogar ein Herr und eine Frau Vigano, und an allen diesen Orten bei außerordentlichem Zulauf.

Wir wenden uns nun wieder der fröhlichen Gesellschaft zu.

Dem Ausbruche der Heiterkeit folgte während eines Augenblickes Stillschweigen und man hörte nur das Gemurmel der unterbrochenen Worte der Spieler:

„Ich spiele ... ich passe!"

„Ich gebe die Partie auf," sagte Graf Wolfegg aufstehend; „wer will meinen Platz?"

„Ich," sagte ein überzähliger Diplomat.

Graf Wolfegg näherte sich einem Fenster und vertiefte seinen unruhigen Blick in die Straße.

„Es ist entschieden, er wird nicht kommen," murmelte er.

In demselben Augenblick hörte er das Geräusch eines sich nähernden Wagens.

„Ein Wagen vor Ihrer Thüre, Graf?" fragte Madame Vigano." Erwarten Sie noch Jemand.

„Ja, theuere Medina, ich erwarte unsern Freund, den Baron Neuburg."

„Ah, desto besser!"

„Wie, desto besser?" versetzte der Graf, an die Tänzerin eine Geberde des Vorwurfs richtend, die aber durch ein anmuthiges Lächeln erwidert wurde. „Ach, Medina!"

„Sind Sie eifersüchtig, Ludwig?"

Der Graf flüsterte der Tänzerin eine angenehme Schmeichelei in das Ohr, welche diese mit einem heiteren Gelächter beantwortete.

Die Thüre öffnete sich, ein Lakai meldete:

„Herr Baron Fritz von Neuburg."

Einige junge Leute erhoben sich und drückten dem Ankömmling um die Wette die Hand.

„Du kommst wohl spät, Fritz," sagte Graf Wolfegg in dem Tone freundschaftlichen Vorwurfes zu dem Baron, nachdem sich dieser auf einen Fauteuil gesetzt hatte, auf dessen Lehne sich Madame Vigaro anmuthig stützte.

„Fragen Sie lieber, woher er komme," sagte die Tänzerin.

„Aus der Oper, theure Medina."

„Ah, in diesem Falle verursachte Ihnen das Terzett in Salieri's

„Azur“ eine so sorgenvolle Stirne? Gestehen Sie nur, daß das etwas unwahrscheinlich klingt.“

„Nein, reizende Medina,“ sagte der Baron und ließ die Tänzerin an seiner Seite Platz nehmen.

„Bin ich abwesend, so ist es die Erinnerung an Sie, bin ich in Ihrer Nähe, Ihre Grausamkeit, die mich betrübt.“

Der Baron verfiel in seine Träumerei und Madame Vigano, deren Hand er aus Zerstreuung ergriff, wurde ihrerseits nachdenkend

„Medina,“ sagte halblaut Graf Wolfegg, welcher einsah, daß Schweigen beredtsamer ist, als vertrauliches Geschwätz, „hüten Sie sich! Wenn Sie den ernsten Mann da verführen, dann entzweien wir uns.“

„Das ist schon geschehen, lieber Graf.“

Währenddem neigte sich Baron Neuburg an das Ohr seines Freundes und sagte zu ihm:

„Ich muß noch heute Nacht durchaus mit Dir sprechen — sogleich, wenn möglich.“

„Dringend?“

„Sehr dringend.“

„Dann verabschiede ich meine Gäste, ohne Ausnahme.“

„Was sprecht Ihr Herren da so geheimnißvoll?“ fragte die Tänzerin, sich den beiden jungen Leuten nähernd.

„Wir sagten,“ antwortete der Baron, sich gegen sie wendend, „daß Sie die liebenswürdigste der Frauen sind.“

„Wirklich?“ versetzte Medina kokett. „Ich verzeihe es Ihnen, ohne Ihnen zu glauben.“

„Höre, Neuburg,“ fragte der Baron Pitrus gleichgiltig, „war Lady Robinson in der Oper?“

„Nein, lieber Freund. Ich habe sie nicht gesehen.“

„Nun, dann frage ich Sie nicht weiter, ob der Graf von Metternich darin war.“

„Ich verliere heute fürchterlich,“ sagte der Herr des Hauses, „aber hundert Ducaten gäbe ich darum, wenn ich das geheime Band wissen könnte, das den noch so jungen Grafen an dieses Weib fesselt.“

„Lady Robinson ist noch schön genug, um eine Leidenschaft zu entzünden,“ sagte trocken Baron Pitrus.

„Ja, schön wie Parthenon, der jungfräuliche Tempel der Athene, bei dem letzten Strahle der untergehenden Sonne. Die Liebe des

Grafen Metternich ist wie auflodernbes Feuer, das schöne Ruinen färbt."

„Man giebt vor," sagte einer der Spieler, „daß bei der Unerklärlichkeit, Sonderbarkeit dieses Verhältnisses irgend ein Interesse — eine Interesse des Vermögens, des Standes, im Spiele sein müsse."

„Gehen Sie doch," versetzte Baron Neuburg, „ich liebe nicht den Grafen Metternich" — und die Stimme des jungen Mannes bebte bei dem Aussprechen dieses Namens — „und ich bin auch nicht berufen, ihn gegen die noch mehr abgeschmackten als gehässigen Beschuldigungen zu vertheidigen; aber ich kann mich nicht enthalten der Verleumdung zu antworten, daß Graf Clemens Metternich durch seinen Namen und seine diplomatische Zukunft dem Lord Robinson mindestens gleich kommt."

„Dann ist es Interesse des Standes," sagte der Spieler. „Graf Metternich wünscht Gesandtschaftssecretär in London zu werden."

„Nichts weiter," erwiderte Baron Neuburg. „Der Graf ist jung, reich und schön; er hat eine Vergangenheit durch seinen Namen, eine Gegenwart durch seine Verbindungen mit einflußreichen und ansehnlichen Personen und eine Zukunft durch seine politischen Kenntnisse und seinen Geist. Er wird Gesandter werden an dem Tage, wo er die Nothwendigkeit einsehen wird, seinem Verhältnisse zu Lady Elianor (Eleonore) ein Ziel zu setzen. Der Graf weiß, was sein Ansehen vermag, und was sein Name werth ist; er ist in seinem Jahrhundert — in einem Jahrhundert, wo Alles käuflich ist."

„Wenn Lord Robinson," sagte Graf Wolfegg, „Philosoph genug ist, um in den Augen von ganz Wien eine lächerliche Rolle zu spielen, so zweifle ich doch daran, ob er seine Gefälligkeit so weit treiben werde, sich für denjenigen zu verwenden, der ihn hintergeht, da doch seine guten Dienste dem Grafen nothwendig sind."

„Lord Robinson weiß von nichts," bemerkte der Baron Pitrus.

„Ist er also taub und blind?" fragte einer der Spieler.

„Dieser Liebesroman ist schon so publik," setzte Madame Vigano hinzu, „daß man in den Coulissen des Hoftheaters davon spricht. Aber Lady Robinson ist weder mehr jung noch schön genug, um eine ernstliche Leidenschaft einzuflößen. Das Verhältniß des Grafen

Metternich ist daher weder eines der Liebe noch des Eigennutzes, es ist eines der Gewohnheit, wo nicht gar — der Verpflichtung."

„Das mag die richtigste Ansicht sein," versetzte Wolfegg. „Doch der Dichter La Fontaine sagt irgendwo: „Weiß man's, so ist es wenig — weiß man's nicht, so ist's gar nichts."

„Und für Lord Robinson ist's eben gar nichts," lispelte die Tänzerin.

„Dann ist er blind."

„Oder ein Philosoph."

„Ich halte ihn nicht für feige," sagte ernst Madame Vigano. Dann setzte sie, die Stirne runzelnd, hinzu: „Wenn ich Lord Robinson heißen würde, so würde ich den Grafen Metternich tödten und meine Frau, den Strick um den Hals, auf den Markt zum Verkaufe führen — so macht man's doch in England."

„Drei Uhr, meine Herren!" rief Baron Pitrus, sich ermannend. „Es wäre die Gastfreundschaft unseres Freundes Wolfegg mißbrauchen —"

„Lieber Baron, ist Ihr Wagen unten?" fragte die Tänzerin.

„Ja, Madame, er steht zu Ihren Diensten."

„Danke!"

Und ihre schönen Hände dem Herrn des Hauses zum Abschiede reichend, grüßte Madame Vigano, die ebenso originelle als reizende Künstlerin, mit einem sanften Lächeln die Gesellschaft und ging trillernd fort.

Nachdem Graf Wolfegg seine Gäste begleitet hatte, kehrte er zu dem ihn erwartenden Baron Neuburg zurück.

Als sie allein waren, setzten sich die Beiden einander gegenüber.

„Erinnerst Du Dich noch daran, lieber Freund," sagte der Baron, „als wir vor vierzehn Tagen mit einander auf der Bastei spazieren gingen? Erinnerst Du Dich, daß wir dem Fräulein Marietta begegneten?"

„Fräulein Marietta?" fragte der Graf, sich besinnend.

„Höre eine Absonderlichkeit, die Deinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen möge. Als wir die Bastei verließen, folgten wir in der Kärntnerstraße den Schritten eines jungen, schönen Mädchens und trachteten, dabei nicht bemerkt zu werden. Dieses Mädchen war Marietta. In diesem Augenblicke fuhr Graf Metternich in einem offenen Wagen vorbei."

„Ah, nun weiß ich, wen Du meinst.“

„Du bemerktest, gleich mir, den Blick und den Gruß, den sie wechselten.“

„So gut, daß ich in diesem Gruße und in diesem Blicke nicht eine zufällige Begegnung vorübergehender, einfacher Bekannten, sondern das schweigsame Rendezvous zweier Liebenden erkannte, die sich suchten und fanden.“

„Du hast Dich nicht getäuscht, lieber Freund; sie lieben sich, oder wenigstens liebt Marietta den Grafen Metternich.“

„Du hast doch wohl nur Muthmaßungen darüber?“

„Ach, nein; ich erlangte die peinlichste Gewißheit. Siehst Du nun ein,“ fuhr Baron Neuburg fort, „daß nichts diesem Menschen widerstehen kann? Weder die große Dame, der es die gesellschaftliche Schicklichkeit verbieten sollte, noch das bescheidene, reine Mädchen. Was kümmert ihn der Name, den er bloßstellt, die Zukunft, die er bricht, die Seele, die er für die Ewigkeit verdirbt. Denn, kurz, ich kenne Marietta, und der Zauber, der sie anzieht, muß wohl unwiderstehlich sein, da sie an der Schwelle dieser Liebe ihren Patrizierstolz vergessen konnte, sie, eine der edelsten Töchter Venetiens.“

„Ich kenne nur ein Mittel gegen dieses Uebel, dessen Fortschritte bedenklich wären,“ versetzte Wolfegg, ernsthaft werdend. „Wenn Du Dich für das Fräulein wirklich interessiren solltest, so benachrichtige ihren Vormund von Allem, was vorgeht. Ohne Zweifel würde er auf der Stelle Wien verlassen und seine Mündel mit sich nehmen.“

„Das wäre ein verfehltes Mittel; die Abwesenheit würde die Liebe Mariettens nur verdoppeln.“

„Möglich, aber ihre Gegenwart hat die Gefahr, die Launen des Grafen Metternich zu befriedigen. Wäre Dir das lieber?“

„O, die Weiber! Welch’ ein Abgrund zwischen den Verheißungen ihres Lächelns und der Wirklichkeit ihrer Liebe!“ rief der Baron, die Stirne mit den Händen bedeckend.

„Der große britische Tragöde Shakespeare sagt von ihnen: Treulos, wie die Welle. Und das Wort ist nicht einmal von dem alten William, es wurde schon in der Arche gesprochen, es ist also schon vorsündfluthlich.“

„Die Einschreitung des alten Beppo scheint mir mehr gefährlich, als nützlich.“

„Hm, dann bleibt Dir kein anderes Mittel, als Fräulein Ma=

rietta von dem zwischen Lady Robinson und dem Grafen Metternich bestehenden Verhältnisse zu unterrichten. Wenn sie so stolz ist, wie Du sagst, so wird sie eine solche Rivalin nicht dulden und dem Manne, den sie liebt, Bedingungen vorschreiben. Du weißt, daß in dem Herzen des Grafen Metternich jeder Kampf gegen Lady Robinson unmöglich ist. So wie Madame Vigano gesagt hat, ist ihre Liebe durch die Macht der Gewohnheit begründet; der Graf könnte seine Geliebte nicht mehr lieben, aber sie aufgeben niemals."

„Nun, lieber Freund, ich habe Gründe zu glauben, daß eben heute Abend Marietta Zeugin von dem Einverständnisse Metternich's mit Lady Robinson war. Ich zittere jetzt für die Folgen, welche diese Entdeckung nach sich ziehen könnte. Marietta ist ein Weib und wie alle Weiber wird sie vielleicht um so fester an diese erste Liebe halten, je ernstlicher sie sie bedroht sieht. Werde ich stark genug gegen ihr Herz sein, wenn sie es selbst nicht mehr wird sein können? Ich, in dem sie heute einen Unbefangenen sieht und den sie morgen als einen zwischen dem Grafen und ihrer Liebe stehenden Feind behandeln wird! Wer wird sie dem Grafen Metternich streitig machen? Etwa der hinfällige Greis, den man ihr zum Vormund gegeben? Oder Elena, die Amme, welche in's Feuer ginge, um ihr ein Lächeln abzulocken und die nur vor Schmerz vergehen würde, wenn sie sie entehrt wüßte? O, ich habe Grund, für Marietta zu zittern, denn Niemand als Gott vermag sie jetzt zu retten."

„Lieber Fritz," sagte Wolfegg in eindringendem Tone und die Hand seinem Freunde reichend, „glaubst Du, daß dieses Herz, das man für so leicht, so aller ernstlichen Liebe bar hält, einer Neigung für Dich fähig wäre?"

„Ob ich es glaube!"

„Wohlan, im Namen unserer Freundschaft laß' Dir einen guten Rath geben. Diese Italienerin ist einer so wahren Liebe, wie die Deinige, nicht würdig. Vergiß sie."

„Mein theurer Ludwig," antwortete der Baron, diese Worte mit einem schwermüthigen Lächeln begleitend, „in Angelegenheiten der Liebe ist die Freundschaft zuweilen eine Trösterin, nie aber eine Rathgeberin. Einem liebenden Manne sagen: Liebe nicht mehr! als wenn dies in seiner Gewalt stünde, das hieße ebenso viel, wie der Sonne sagen: Sei ohne Wärme, ohne Glanz; und dem Rosenstock: Blühe

nicht im kommenden Frühling! Seit lange liebe ich Marietta. Beklage mich, wenn Du willst, aber versuche nicht, mich zu heilen. Die Zärtlichkeit, die sie mir Anfangs einflößte, mußte einen ganz anderen Namen, als den der Liebe haben, so wenig glich sie jener unbedachten Anziehung, die uns auf die Fußtapfen eines Weibes wirft, einzig und allein, weil sie schön ist. Ich liebte Marietta mit einem blinden Vertrauen bis zu dem Tage, an welchem ich Zeuge ihrer Zusammenkunft mit dem Grafen Metternich im Schönbrunnergarten, an der Reinheit ihres Herzens zu zweifeln begann. Jetzt, wo dieser Zweifel zu einer alle meine Hoffnung vernichtenden Gewißheit geworden, hat meine Liebe, ohne ihren Abgott zu ändern, ihren Cultus gewechselt; meine Anbetung, anfangs schüchtern und andächtig, ist nun zur Leidenschaft, die mich wahnsinnig macht, geworden."

Baron Neuburg schwieg, stützte seine glühende Stirne auf die Lehne des Sessels und versank in tiefes Sinnen.

Graf Wolfegg betrachtete den herben Schmerz seines Freundes mit innigster Theilnahme, zugleich aber auch mit dem Scharfsinne eines Arztes.

„Aber endlich," rief der Baron, als hätte er eine stumme Frage beantwortet, „was gedenkt Graf Metternich aus Marietta zu machen? Seine Gattin oder seine Maitresse?"

„Es ist an dem Fräulein selbst, über ihre Bestimmung zu verfügen," sagte Wolfegg; „zu schwach oder zu verliebt, verfällt sie der Gnade des Geliebten, des Sclaven der Lady Robinson anheim; sie wird nur seine Maitresse sein."

„Aber das wäre ja infam!" stöhnte der Baron. Dann setzte er mit einem nervösen Lachen hinzu: „Glücklicherweise ist das unmöglich."

„Und warum denn?"

„Weil Marietta die Tochter eines Herzogs ist."

Es herrschte eine Weile Stille, dann begann wieder der Baron mit einer Stimme, die er sich bemühte, ruhig zu halten:

„Ich begreife Deine Strenge gegen Marietta. Wie solltest Du sie nicht verdammen, da auch ich sie anklagen konnte? Wenn sie mich lieben und sie sich für mich so bloßstellen würde, wie sie es in meinen Augen für den Grafen Metternich gethan, so würde ich das Alles ganz einfach finden. Lieber Freund, die Liebe macht uns wohl zum Egoisten! Was mag indessen das, was wir gesehen haben,

mehr beweisen, als daß Fräulein Marietta darum vertrauend ist, weil sie unschuldig ist."

„Höre, Fritz," sagte der Graf, seinen Freund unterbrechend, „ich habe soeben eine Entdeckung gemacht."

„Welche?"

„Daß ich ein Schwachkopf bin. Vor einer Stunde verlangtest Du meinen Rath, damit ich Dir — den Deinigen gebe. Nun sprich, was willst Du, daß ich Dir rathen soll? Es ist aber jetzt an Dir die Reihe, mich anzuhören. Du willst nicht den Rath eines Freundes, so höre wenigstens den eines Arztes. Seitdem Du Marietta liebst, bist Du unkennbar geworden; Du bist blaß, traurig, übel gelaunt, ich will sogar sagen langweilig — so spricht der Arzt," setzte der Graf launig hinzu. „Willst Du meiner Vorschrift folgen?"

„Sprich, Doctor!"

„Nun, das einzige Mittel, das Dir bleibt, um zu dem Herzen Mariettens zu gelangen, ist — Dich zu stellen, als vergessest Du sie. Sei lustig oder affectire es zu sein; zeige ihr dieses lange Gesicht nicht mehr. Ueberwache ihre Neigung zu Metternich, aber ohne es merken zu lassen; erwecke geschickt ihre Eifersucht und wähle Dir eine Geliebte; liebe diese aus Politik und behalte sie aus Gewohnheit. Findest Du Geschmack an Medina? Es schien mir diesen Abend, als fände sie Vergnügen daran, Dich an ihren Triumphwagen gekettet zu sehen. Wenn es so ist, will ich mich von ihr zurückziehen."

„Medina. Aber ich glaubte Dich ernstlich in sie verliebt?"

„Nicht im Geringsten in der Welt, ich feiere die Kunstgöttin so, wie sie von der ganzen Männerwelt gefeiert wird und daß sie meinen Spielgesellschaften beiwohnt — ei, sie ist eine so leidenschaftliche Spielerin, daß sie sich über Alles hinaussetzt."

Baron Neuburg sah seinen Freund vom Kopfe bis zum Fuße an und sagte dann ruhig:

„Ei, wenn dem so ist, dann kannst Du kaltblütig anhören, was ich Dir sage: Madame Vigano ist sterblich in den Grafen Metternich verliebt und kommt nur zu Dir, weil sie ihn hier zu treffen hofft."

„Das kann nicht sein, das ist nicht so," fuhr der Graf auf.

„Und warum nicht?"

„Weil — weil —"

„Weil Du sie liebst, nicht wahr?" sagte der Baron, sanft lächelnd. „Das wäre wohl ein Grund für Dich, aber nicht für sie."

„Ja so," rief Wolfegg, der seinen Freund den Satz nicht beendigen ließ. „Aber Lovelace, Lauzun und Richelieu waren nur kleine Unschuldige gegen diesen schönen Grafen Clemens Metternich, den Du erst kurz vorher unwiderstehlich nanntest. Es ist bei ihm nur ein Spaß; aber da die kürzesten Späße die besten sind, so finde ich, daß sich dieser zu sehr verlängert, um heiter zu sein."

Und Graf Wolfegg begann lebhaft auf und ab zu gehen, mit der einen Hand sein feines Jabot zerknitternd und mit der andern drohend in seine Haare fahrend.

Der Baron war bei den ersten Worten seines Freundes aufgestanden und stellte sich vor ihn hin.

„Ich lese in Deinen Gedanken, Ludwig."

„Es wäre wohl möglich."

„Du wirst, Du kannst Dich nicht wegen Madame Vigano schlagen."

„Ei, was liegt mir an der Vigano! Ich kümmere mich um sie, wie sich das Adriatische Meer kümmert, den Dogen von Venedig zu heiraten. Ich werde mich mit dem Grafen Metternich schlagen, nicht weil er mir meine Angebetete geraubt, sondern weil er mich die Rolle eines Tropfes spielen ließ."

„Aber höre, Bester; man muß Dir noch beweisen, daß Du ein Tropf bist. Selbst wenn es wahr wäre, daß der Graf die Vigano erobert hat, so wird die Tänzerin doch leugnen, der Graf wird über Dich spotten und die Lacher werden auf seiner Seite sein."

„Du magst vielleicht Recht haben; ich besinne mich eines Besseren."

„Die Ruhe wird Dich beschwichtigen," sagte Baron Neuburg, von seinem Freunde Abschied nehmend.

„Nein, die Ruhe erzeugt Bewegung. Begleite mich zu Medina."

„Um sieben Uhr Morgens?!" rief Neuburg. „Du hast zu große Eile, um Deinen Frieden zu stiften.

„Ich," sagte der Graf, seine Worte mit einem nervösen Lächeln begleitend, „ich will sehen, ob ich den Grafen Metternich in der Nähe treffe und werde sehr erfreut sein, daß ich der Erste bin, der ihn am frühen Morgen begrüßt — den Unwiderstehlichsten aller Cavaliere."

Fünftes Capitel.

Die Nebenbuhlerinnen entdecken sich.

Am folgenden Tag war der junge Graf Clemens von Metternich, Sohn des k. k. Kämmerers, geheimen Rathes und gewesenen bevollmächtigten Ministers in den Niederlanden, Reichsgrafen Franz Georg Karl Metternich, allein in seinem kleinen Salon; sein müdes, schönes Haupt ruhte lässig auf der Lehne seines Fauteuils. Man brachte ihm seine Briefe und Journale.

Graf Clemens entsiegelte zerstreut einige Briefe, zerriß die Enveloppen der Journale; aber, diese fast gleich darauf wieder ungelesen auf das vor ihm befindliche Tischchen legend, stand er auf, und gleichsam wie auf eine Erinnerung von gestern, holte er vom Kamine ein Briefchen mit feiner, länglicher Schrift; dann, sich neuerdings gegen das Fenster setzend, schien sich der junge Mann in das Lesen dieses Briefes zu vertiefen.

Graf Clemens Metternich — der nachmals so berühmte Staatskanzler — war zu Koblenz am Rhein geboren, der Residenz des letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzel, aus dem Hause Sachsen und zu Ehren dieses geistlichen Fürsten ward er benannt: „Clemens Wenzel“ und dazu noch „Lothar,“ zum Angedenken des großen Kurfürsten Lothar Metternich, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Der Stammvater der Familie soll ein treuer Diener Kaisers Heinrich des Zweiten gewesen sein, der hoch in dessen Gunst stand und Metter (etwa der Wohlbeleibte, von dem altdeutschen „Mett,“ Fleisch) hieß. Da nun Jemand aus Neid Metter's Handschrift zu hochverrätherischem Zwecke nachahmte und dem Kaiser vorzeigte, soll dieser gesprochen haben: „Nein, solche That hat Metter nicht ge=

than!“ und dieses ehrenvolle Vertrauen soll den Stammvater der Familie bewogen haben, den Namen Metternich anzunehmen.

Der Vater des Grafen Clemens war ein sehr unbedeutender Mann, wie ihn ein Zeitgenosse nennt: „ein stattlicher, wohlbeleibter und bordirter altdeutscher Herr;“ und wie Graf Friedrich Stadion an Kaiser Josef II. schrieb: „ein langweiliger Schwätzer und Gewohnheitslügner, ganz von der Schöpfung des (Reichsreferendars und Emporkömmlings) von Leykam. Allzu ungeschickt zur Staatsverwaltung des intriguant-frommen Trierischen Hofes, trotz vieler geldversplitternder Inclinationen und vieler Schulden reich genug, um während seines Aufenthaltes in Wien in dem Hause des (Franz Georg) von Leykam eine glänzende Figur zu spielen und an die Frau von Leykam geschickt Geld zu verlieren, eingeweiht in der kleinlichsten Politik der rheinischen und westphälischen Höfe, beschränkt genug, um blindlings alle Weisungen seines Protectors (Leykam) zu befolgen, wurde von diesem zu der Stelle vorgeschlagen, die er jetzt zum Mißvergnügen derer, deren Vertrauen er gewinnen sollte, verwaltet.“

Der junge Graf Clemens hatte sich durch ein Paar Jahr den philosophischen Studien gewidmet; 1788, ein Jahr vor Ausbruch der französischen Revolution, begab er sich auf die durch den berühmten Publicisten Koch in hohen Flor gebrachte und deshalb von Fürstensöhnen und jungem Adel weither und viel besuchte Universität Straßburg und erlebte hier — allerdings mehr den Salon- und Bosquetzerstreuungen als den Studien nachgehend — die ersten welterschütternden Eruptionen des Revolutionskraters in Frankreich.

Zwei Jahre darauf fungirte Graf Clemens Metternich als katholischer Repräsentant des westphälischen Grafencollegiums zugleich mit dem protestantischen Grafen von Solms als Ceremonienmeister bei der Kaiserkrönung Leopold des Zweiten, setzte hierauf kurze Zeit seine Studien — oder das, was er Studien nannte — in Mainz fort, wo damals sein Vater residirte, und ging hier zuerst bei einer der politischen Einfluß habenden Frauen, denen er seine Hauptbildung später verdankte, in die Schule; er wurde nämlich Zögling der bekannten galanten Freundin des Mainzer Kurfürsten Erthal, der Frau von Coudenhoven und schon damals stellte der alte Staatskanzler, Fürst Kaunitz, dem jungen Manne das Zeugniß aus, daß er „ein guter aimabler junger Mensch sei, von der niedlichsten Verve, ein perfecter Cavalier.“

In der Epoche unserer Schilderung, wo er sich eben in Wien befand, war Graf Clemens ein schöner junger Mann von hohem Wuchse; seine blasse Gesichtsfarbe hob dunkelblaue Augen von unendlich zartem Ausdrucke hervor. Man fühlte sich von diesem liebkosenden und zugleich stolzen Blicke, dessen jugendlicher Glanz von langen Brauen beschattet wurde, sanft angezogen. Trotz der großen Feinheit seiner Züge entzogen der edle und strenge Schnitt der Nase, der mehr zum Denken als zum Lächeln geneigte Mund diesem Gesichte den weiblichen Charakter. Die etwas hohe, herrlich gewölbte Stirne vollendete den äußerst anziehenden Eindruck, welchen sein Gesicht machte.

Der Graf war liebenswürdig in der Stellung, die er beim Lesen einnahm. Eine seiner weißen und schmächtigen Hände hielt den Brief, die andere verlor sich in seinen ungepuderten, schönen Haaren. Wenn man ihn so, in seinen, die blasse Gesichtsfarbe hervorhebenden, schwarzsammtnen Schlafrock gehüllt, gesehen hätte, so würde man begriffen haben, daß selbst in Ermanglung jedes anderen Vorzuges, diese überraschende Schönheit, alle auf ihrem Wege gefundenen Herzen unwiderstehlich erobern mußte.

Zweimal las und überlas Graf Clemens den Brief; dann schloß er ihn in ein Ebenholzkästchen, welches mehrere von derselben Schrift schon enthielt, und nachdem er dieses Kästchen sorgfältig geschlossen hatte, hing er das goldene Schlüsselchen an seine Uhrkette.

„Arme Marietta!“ sagte er mit einem Ausdrucke, der von Unentschlossenheit und Zärtlichkeit zugleich zeugte. „Gott allein kann wissen, welche Zukunft uns diese Liebe bereitet!“

Einige Minuten verliefen noch; der junge Mann blieb nachdenkend. Die Glocke der Pendule erweckte ihn aus seiner Träumerei und schreckte ihn auf. Er sah auf seine Uhr, als wollte er an der Stunde zweifeln, die ihm zu sagen schien: „Erinnere Dich!“ Ein Ausdruck der Entmuthigung malte sich auf seinen Zügen.

„Ich habe noch eine Stunde Zeit,“ murmelte der junge Mann.

Er stieg in seinen Wagen und ließ sich in den Prater führen. Während dieser für den Grafen zu kurzen Promenade dachte er an Marietta, an den Besuch, den er ihr zu machen habe, und an das tiefe Geheimniß, welches diese entstehende Liebe umgeben sollte.

Hat ihm denn nicht sein Verhältniß mit einer anderen Dame eine Kette um den Hals geworfen, deren Wunde sich unter Blumen barg, wie Gewissensbisse unter Liebkosungen? Bei dem Grafen Clemens

wurden die besten Eigenschaften durch eine große Schwäche für Frauen zu nichte gemacht. Dieser Mann besaß in seiner Jugend ein Herz, das, ebenso ausgedehnt wie jenes Don Juan's, einem Gasthause glich, wo alle Liebschaften beherbergt werden, von der Liebschaft einer großen Dame bis zu jener einer käuflichen Dirne. Hormair erzählt darüber, wenngleich mit in Haß getauchter Feder, allerlei Geschichtchen, auf die wir noch zurückkommen werden.

Graf Clemens war nur einem einzigen Weibe treu, einem Weibe, das er nicht mehr liebte, das er vielleicht nie geliebt hatte. Zuweilen erhob er sich wie ein aufrührerischer Sclave; dann ließ er der Lady Robinson die über ihn ausgeübte Herrschaft theuer bezahlen. Er hatte für sie jene überzärtlich ironischen Worte, die das Blut gerinnen lassen. Er zeigte sich mitleidlos, grausam, kalt, selbst grob, vergaß dabei die Rücksichten, die man nicht nur einer geliebten, sondern einer Frau überhaupt schuldig ist. Eine Weile darauf fiel er, von den gemachten Anstrengungen ganz zusammengebrochen, schwächer und träger als vorher, wieder zu den Füßen der Lady nieder. Weit entfernt, die Möglichkeit eines Bruches zu verhindern, besaß er nicht einmal Kraft genug, um einer Thräne zu trotzen.

Und dann, wenn Lady Elianor einen Abfall fürchtete, führte sie das Blondköpfchen ihres Töchterleins vor und ein Lächeln des Kindes genügte, um den Grafen Clemens zu der Mutter zurückzuführen.

Aehnlich allen unentschiedenen Herzen, die von einem Entschlusse zurückschrecken, hoffte der Graf Alles von der Zeit, und die Zeit that nichts, als ein Verhältniß befestigen, das geheimnißvoll und bekannt zugleich war, bekannt für Alle und geheimnißvoll für einen Einzigen.

Der Wagen hielt an, der Graf war vor dem Hause der Lady Robinson.

Noch unter dem Einfluß der schönen Vorsätze, die er sich täglich bildete, aber nie verwirklichte, trat er in dieses Haus, dessen Schwelle nicht mehr zu betreten, er sich schon zwanzig Male vorgenommen hatte.

Der Graf stieg die Treppe hinan mit der moralischen und physischen Abspannung eines Schauspielers, der täglich eine Rolle, deren er schon herzlich satt ist, zu spielen hat.

In einem reizenden, mit mattblauer Seide behangenen Zimmer lag Lady Elianor in einem Ueberwurfe von indischem Mousselin halb auf einem Divan und war wie vergraben in durchsichtige Gewebe. Ohne gerade schön zu sein, hatte die Lady doch den Ruf einer der

anziehendsten Damen der Welt. Ihre Einführung in die Salons der vornehmen Gesellschaft ward von den glänzendsten Erfolgen eines Weibes begleitet; aber die ihrer Schönheit gemachten Huldigungen datiren sich von wenigstens zwölf Jahren her und die Zeit ließ Spuren ihres raschen Ganges zurück.

Weit entfernt, die den Engländerinnen angeborene Straffheit in Wien einzuführen, wußte Lady Robinson ihrer ganzen Persönlichkeit ein elegantes Sichgehenlassen, eine Unbefangenheit, eine gefällige Beweglichkeit, eine Weichheit der vor Augen gehabten Muster zu verleihen; sie war durch Liebenswürdigkeit und Grazie eine gemachte Wienerin.

Das Rasseln des Wagens des Grafen drang bis zur Lady. Mit einer weißen, reizenden, obwohl etwas abgemagerten Hand ordnete sie ihre Kleider und zwei ganz kleine Mädchen, die in einer Fenstervertiefung spielten, zu sich rufend, setzte sie das eine auf einen Polster zu ihren Füßen und das andere auf ihren Schooß.

In dieser naiv-koketten Lage, ganz weiß, zwischen ihren beiden hübschen Kindern, deren rosenfarbene Toiletten harmonisch von dem bläulichten Halbschatten des Cabinetes abstachen, schien Lady Elianor noch wirklich schön.

Mit bescheidener Hand hob Graf Clemens den Thürvorhang empor, und lächelte bei diesem köstlichen Bilde.

Die kleinen Mädchen wackelten ihm entgegen. Dasjenige, das von dem Schooße der Mutter sprang, wurde von dem Grafen in die Arme genommen.

Kitty (Käthchen)! Mall (Mariechen)! wie schön Ihr seid!" rief er.

Lady Elianor lächelte sanft.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau," sagte der Graf, sich gegen die glückliche Mutter wendend, „man vergißt die einfachsten Schicklichkeiten bei diesen beiden Engeln. Aber Niemand wird besser wie Sie diesen Mangel an Rücksicht zu begreifen wissen; denn, sich bei diesen lieben Kindern vergessen, heißt so viel, wie zweimal an Sie denken."

Und Clemens nahm die von der Lady ihm gereichte Hand und führte sie an seine Lippen. In diesem Augenblicke war Marietta fern von seinen Gedanken; Elianor gewann ihre ganze Herrschaft.

Der Graf setzte sich und die beiden Kinder gruppirten sich wie vorher an der Seite ihrer Mutter.

Seitdem Clemens bei ihr war, verbreitete sich ein Gefühl unsäglicher Freude über die Züge der Lady und erleuchtete ihre Schönheit mit dem glänzenden Scheine einer untergehenden Sonne. Ihr kaltes Gesicht beseelte sich, ihre dunkelblauen, von einem schwarzen Kreise umgebenen Augen verloren ihre schmachtende Schwermuth; das Glück verscheuchte die matten Töne auf diesem blassen Gesichte und brachte auf eine Weile Jugend und Leben dahin.

Was den Grafen anbelangt, so verfiel er gar bald in seinen Zustand unempfindlicher Gleichgiltigkeit; die so schwere, auf eine Weile vergessene Sclavenkette zeigte sich neuerdings in seinen Augen und klirrte mit der Stimme Elianor's wieder.

Die Lady bemerkte die Wolke, welche des Grafen Stirne verfinsterte. Sie war bereits an die natürlichen Schwächen dieses unentschlossen liebenden Gemüthes gewohnt. Seit lange hatte sie ihre Willenskraft, ihre Energie in diesem unaufhörlichen Kampfe der Liebe und Uebersättigung abgehärtet; sie fragte sich nicht mehr, ob sie noch geliebt werde, denn nie machen sich die Frauen, sich selbst gegenüber, Täuschungen. Aber, welche Stelle sie auch in dem Herzen des Grafen einnehmen mochte, mag es die Macht der Erinnerung oder der Gewohnheit sein, so mußte sie allein diesen Platz behaupten, und der Graf gab ihr schon Liebe genug, wenn sie nur keine Nebenbuhlerin hatte. Und dann liebte sie ihn so sehr, daß zuweilen ihr in eine lebhafte Zärtlichkeit gehülltes Gemüth die kalte Freundschaft des abgestumpften Jünglings, durch ihre Liebe betrachtet, für etwas Anderes hielt.

Beide schwiegen. Das Geplauder der kleinen Mädchen mengte allein einige Heiterkeit in die schwermüthige Niedergeschlagenheit der einen und in diese traurige Beobachtung der andern Seite. Zerstreut ringelte die Lady die Haare Kitty's, Graf Clemens folgte in Gedanken dem reinen Schattenrisse Marietta's.

„Sagt doch Eurem Vater, daß der Herr Graf hier ist," sprach die Lady zu dem älteren der Kinder.

Der junge Mann machte eine Bewegung, als wenn er sie zurückhalten wollte; diese Zusammenkunft, die sich täglich erneuerte, erschreckte ihn, gleich einem jener schwankenden Unfälle, die Einen drücken, ohne sie recht zu kennen.

Die Thüre des Boudoirs schloß sich.

Durch eine maschinenartige Bewegung ergriff der Graf die

Hand der Lady und führte sie an seine Lippen, es lag in diesem fast zärtlichen Kusse eine Dankbarkeit, voll des Mitleides mit einem Weibe, das nur durch ihn und für ihn lebte und das sein Abfall tödten könnte.

„Mein Freund, Sie sind sehr traurig und sehr besorgt diesen Morgen," sagte die Lady mit einer Stimme, die eine sichtbare Angst unter einem Ausdruck der Zärtlichkeit barg.

„Es ist, weil ich mich langweile," antwortete der Graf, — „wenn ich nicht bei Ihnen bin," beeilte er sich hinzuzusetzen und dachte weniger an den Schmerz, den dieser Ruf seines Herzens Elianor verursachen konnte, als an die Scene der Vorwürfe und der Thränen, die wahrscheinlich die Folge davon sein würde.

In der That erblaßte Lady Elianor und eine unmerkliche Bewegung verzog ihre dünnen Lippen.

„Clemens," sagte sie, die Hand des Grafen ergreifend, „wäre es nicht vielmehr ein Anfall des Spleens? Das ist eine Krankheit meines Vaterlandes; sie ist mittheilend und Sie mögen sie hier in Wien bekommen haben; — ich habe eine so trübselige Liebe!"

Der junge Mann machte eine Geberde der Ungeduld und wollte antworten; in dem Momente trat jedoch Lord Robinson ein und die Conversation nahm ihren Verlauf.

An demselben Abende tanzte Madame Vigano in einem der schönsten Ballete ihres Repertoires.

In einer Loge des ersten Ranges folgte Lady Robinson mit sinnendem Auge und fast trübselig dem anmuthigen und leichten Tanz der verführerischen Terpsichore.

Beim Aufziehen des Vorhanges nahmen zwei Damen in der Loge der Frau von Renieri, Gattin des Gesandten der Republik Venedig am österreichischen Hofe, Platz. Die freundlichen Leser werden errathen, daß eine dieser beiden Damen Fräulein Marietta war.

In ihrem dunkelfarbigen Kleide nahm sich die junge Italienerin in dem rothen Grunde der Loge aus, wie eines der vom Pinsel eines Giorgione oder Fra-Bartolomeo geschaffenen vergoldeten und leuchtenden Gesichtes. Kaum setzte sie sich nieder, als auch alle Lorgnons auf sie gerichtet waren.

Für Marietta gab es kein anderes Schauspiel im Theater, wie dasjenige, das ihr Herz suchte. Weder die Bühne mit der herrlichen Rundsicht ihrer Decoration, noch die Versammlung der Elite

der aristokratischen Welt, der Künstler und der Damen in der Mode — nichts von dem Allen schien auch nur einen einzigen ihrer Blicke auf sich zu ziehen. Dieser forschende, eingenommene, von einer Loge zur andern wandernde, die dunkelsten Winkel des Saales durchwühlende Blick suchte den Grafen Clemens.

So bevölkert diese weitläufigen Räume des Schauspielhauses, so lärmend die Musik, so blendend — für die damalige Zeit, wo es noch keine Gasbeleuchtung gab — die Lichter auch waren, so beseelt, so schwatzhaft, so lächelnd sich Alles an diesem Abende sich zeigte, gab es für Marietta nur einen schwarzen Punkt: die Abwesenheit des Grafen Clemens, und diese Abwesenheit verwandelte allein diesen Glanz in Finsterniß.

Der erste Act des Balletes nahte seinem Ende; die unruhige Ungeduld des Mädchens ging in Argwohn, dann in Schmerz über; aber während ihr zerstreuter Blick den Gruppen der Tänzerinnen folgte, machte ein undeutliches Geräusch, gleich jenem einer sich öffnenden Loge, sie erbeben. So unmerklich es auch war, so vernahm es, wenn nicht ihr Ohr, doch ihr Herz. Diese Thüre öffnete sich für Clemens.

Als die Vigano ihren Tanz ausführte, gab ein aus einer benachbarten Loge kommendes Bravo das Zeichen zu ungemessenen Beifallsbezeugungen des Publicums. Unwillkürlich fielen Marietta's Augen auf die Stelle, woher die Stimme kam.

Sie bemerkte den Grafen Clemens.

Noch stehend, die Schulter an die Logenwand gelehnt, sah der Graf, die Lorgnette in der Hand, auf die Bühne.

Marietta verlor sich einen Augenblick wonnetrunken in diesen ihr so lieben Anblick; sie dachte sich mit der unwiderstehlichen Selbstsucht der Leidenschaft, daß dieser so junge, so schöne, ausgezeichnete Mann nur sie liebe; daß sie eines Tages das Recht haben werde, glücklich und stolz auf diese Liebe zu sein! Um ihre Augen dorthin irren zu lassen, wo ihre Seele war, zog sie sich in den Hintergrund der Loge zurück und vergaß Alles, vergaß sich selbst in der stummen und süßen Anschauung.

Graf Clemens sich immer stellend, als lorgnire er die Vigano mit anhaltender Aufmerksamkeit, warf zu wiederholten Malen einen flüchtigen Blick nach der Seite hin, wo sich Marietta befand

Lady Robinson folgte mit eifersüchtigem Auge der Blickes-

richtung des Grafen; aber in der Gezwungenheit dieses Blickes entdeckte sie gar bald des Grafen Absicht, ihm ein anderes Ziel zu verleihen; sie errieth mehr, als sie wahrnahm den flüchtigen Blick, welcher die junge Italienerin in dem Hintergrunde ihrer Loge suchte.

„O, die Gefahr ist hier!“ dachte Lady Elianor.

Die Lorgnette auf die ohne Zweifel eine neue Nebenbuhlerin in sich bergende Loge gerichtet, untersuchte die Lady lange einen sich schwankend abzeichnenden Schattenriß. Halb gegen die Bühne gewendet und im Schatten sitzend, ließ Marietta nur das liebliche Profil ihres so reinen, so idealisch schönen Gesichtes sehen. Nichtsdestoweniger sah Elianor genug, um sich zu überzeugen, daß die Unbekannte eine gefährlichere Nebenbuhlerin als die Vigano sei; die Eine war nur eine Laune, die Andere könnte eine ernste Leidenschaft für Clemens werden.

Der Vorhang fiel nach dem ersten Acte.

Bevor Graf Clemens die Loge verließ, richtete er einen unmerklichen Gruß an Marietta, welche ihn mit Herz und Lippen durch ein geheimes, aber liebenswürdiges Lächeln erwiderte.

Die Lady, deren Lorgnette immer auf die Loge der venetianischen Gesandtin gerichtet war, überraschte vorübergehend diesen Gruß und dieses Lächeln. Aber die ihr Herz beklemmende Beängstigung mit einer ruhigen Miene verstellend, setzte sie sich anmuthig in ihrem Fauteuil zurecht und erwartete den Besuch des Grafen.

Im zweiten Acte sah Marietta den Grafen in der Loge nicht mehr, wo er ihr auf einer Weile erschienen war; sie suchte ihn und entdeckte ihn bald neben Lady Robinson sitzen.

Die Erinnerung an die Dame auf dem Balcone kam dem Mädchen in die Gedanken; es war das Weib, mit dem Graf Clemens offen nicht brechen wollte.

Marietta musterte ihre Nebenbuhlerin mit dem richtigen und umständlichen Scharfblicke eines Weibes, dem nichts entgeht. Lady Elianor schien ihr bewunderungswürdig schön. Als unwissendes und unschuldiges Kind nahm sie die so künstliche, mühsam erhaltene Schönheit für eine natürliche; sie glaubte an die Farben einer so zarten Rose, welche den weißen Teint der Lady beseelte; sie beneidete die Sanftmuth ihrer dunkeln Augen, ihre purpurnen Lippen, ihren eben so reichen wie einfachen Anzug; sie verglich ihr eigenes schwarzes, so strenge den Körper verhüllendes Atlaskleid mit dem nachläßig auf

die entblößten Schultern der Lady fallenden Hermelinüberwurfe, das eine halbblaue Atlasrobe sehen ließ, durch deren dunkle Reflexe eine prächtige Diamantenkette funkelte.

Graf Clemens plauderte mit der Dame. Mehrere Male begegneten die unruhigen und eingenommenen Augen des jungen Mannes dem glühenden Blick Marietta's. Die Lady genoß mit grausamer Freude den Schmerz, den der angstvolle Gesichtsausdruck des Mädchens verrieth; sie liebte zu eifersüchtig und diese Liebe war zu bedroht, als daß sie nicht in der Unbekannten eine ernstliche Nebenbuhlerin errathen hätte.

Lady Elianor rechnete es sich zum Glück an, zwei Herzen auf ein Mal zu martern, denn die Unruhe und die Zerstreutheit des Grafen entging ihr eben so wenig; aber sie stellte sich, als sähe sie nichts, begreife sie nichts, sondern schickte sich im Gegentheil an, ihm jene honigsüße Zärtlichkeit zu beweisen, welche gleich den Krallen einer Katze, der Liebe Marietta's blutende Wunden versetzte. Sie setzte ihr Töchterchen, das sie mit in's Theater genommen hatte, auf ihren Schooß und wußte ihrer Haltung solch' ein bewunderungswürdiges Ansehen mütterlicher Unbefangenheit zu geben, daß es der Italienerin das furchtbare Geheimniß der Anhänglichkeit des Grafen auf der Stelle verrieth.

Da bewegte ein wilder Schmerz das Herz Marietta's, eine Wolke lagerte sich vor ihren Augen — sie hörte nicht mehr, sie sah nicht mehr.

Marietta begriff und übertrieb die Rechte der Lady Elianor auf den Grafen Clemens, was schon mit dem Alter des Kindes nicht recht vereinbar war, und sie nahm die wohlwollende Aufmerksamkeit, welche dieser den Worten der Lady schenkte, das artige Zuvorkommen, mit dem er sie umgab, für Liebe. Eine Geberde, ein Blick, ein Nichts beunruhigte sie, sie sah Alles, erläuterte Alles und vergrößerte Alles im Niveau ihrer Beängstigungen und ihrer Eifersucht.

Einen Augenblick vertiefte sie sich so sehr in ihrer Trostlosigkeit, daß sie weder mehr an das Schauspiel, noch an die Menge dachte und, sich selbst vergessend, in Thränen zerfloß.

Ihre Duenna, welche Zeugin eines Kummers war, dessen Ursache sie nicht kannte, stieß einen Ruf des Schreckens aus.

„Marietta!“ sagte sie. „Marietta, was geht denn vor?“

„Ha,“ antwortete das arme Kind mit erstickter Stimme, „erwecke

mich, es ist ein Traum! — Sieh', er ist über meine Kräfte ... ich muß hinaus ... führe mich fort von hier!"

Marietta machte eine Anstrengung, um aufzustehen, aber, in den Arm ihrer Gesellschafterin sinkend, wurde sie ohnmächtig.

Obwohl dieser Auftritt nur einige Secunden dauerte, so hatten ihn doch Graf Clemens und Lady Elianor gesehen. Todtenblässe bedeckte die Züge des Grafen, während ein kaum merkliches Lächeln des Triumphes über die Lippen der Lady schwebte.

Man brachte Marietta fort.

„Was geht dort vor?" fragte Lady Elianor mit gleichgiltiger Miene.

„Nichts, gnädige Frau," antwortete ruhig der Graf, dessen Gesicht schauderhaft blaß war, „eine Frau wurde ohnmächtig, sonst ist's nichts. Es ist so warm heute" — setzte er hinzu, sich die eisigen Schweißtropfen an der Stirne trocknend. Dann, das eine Weile unterbrochene Gespräch wieder anknüpfend, fuhr er fort: „Was sagten Sie soeben, Lady?"

„Ich sagte Ihnen, Graf," versetzte die Dame, leise und gezwungen lächelnd, „daß ich Ihnen diese neue Laune vergebe, aber als Freundin erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Ihre Wahl nicht glücklich ist."

„O," antwortete der Graf, der mit kindischer Freude einen Vorwand ergriff, um sich an der Lady zu rächen, „was fehlt denn Madame Vigano?"

„Gar so Manches, lieber Graf; vor Allem — die Grazie, das Edle; das ist Alles so wild, so ausgelassen —"

„Pah, Mylady, was wollen Sie?" unterbrach der Graf, — „für einen Weltmann, der übermäßig in seinen Liebschaften schwelgte mit eben so majestätisch edlen, wie majestätisch strengen Frauen, welche sich fünfundzwanzig Jahre geben, während sie mehr als vierzig zu haben scheinen, für diesen Mann ist die junge, schöne, geistreiche Vigano etwas Neues, Unverhofftes."

„Dann ist es eine sinnliche Liebe."

„Es ist eine der Natur sich annäherndste Liebe."

„Aber am wenigsten dem Gemüthe, lieber Graf."

„Alle diese heiteren Künstlernaturen, Mylady, schätzen und begreifen wenig die Bedürfnisse des Gemüthes, die Sehnsucht der Seele," sagte nun Graf Clemens in eindringlich-komischem Tone.

„Erinnern sie sich doch, daß sie eine Seele besitzen, so geschieht es, wenn die Gegenwart und Zukunft ohne Vergnügen, ohne Sicherheit, ohne Hoffnung für sie sind und sie den Rest ihrer Schönheit nicht mehr an Mann bringen können. Sie unterscheiden sich von den Damen der großen Welt dadurch, daß sie offenherziger sind, und daß sie, anstatt einen Schleier auf ihre Fehler zu werfen, sie dieselben zu ihren Vorzügen rechnen, denn — die leichteste unter allen schönen Sünderinnen ist im Grunde ein gutes, treffliches Geschöpf."

Schwache empörte Männer haben Aehnlichkeit mit den feigen Prahlhänsen; sie übertreiben die Unabhängigkeit, wie die Letzteren den Muth.

Lady Elianor verstand den Grafen, sie wollte einen Kampf nicht fortsetzen, in welchem er für den Augenblick im Vortheil war.

„Erlauben Sie, Mylady," sagte der Graf, eine eisige Verbeugung machend, „daß ich gehe, um meinen Leuten Weisungen zu ertheilen."

„O, geniren Sie sich nicht, Graf," erwiderte die Lady geringschätzend, „ich begreife, daß Sie Eile haben, um Ihren Wagen zur Verfügung dieser Tänzerin zu stellen." Dann, sich anders bestimmend, setzte sie hinzu: „Werden Sie wieder kommen?"

„Ich stehe immer zu Ihren Befehlen, Mylady."

Graf Clemens ging und eilte raschen Schrittes gegen die Loge des venetianischen Gesandten. Er erkundigte sich beim Logenschließer, was aus dem Fräulein geworden, das man fortgebracht hatte.

„Sie ist in der Damengarderobe oder in der Credenz, wie ich denke," antwortete dieser.

Während der Graf nach Marietten suchte, klopfte Lady Elianor mit ihrem Fächer zweimal leise an ihre Logenthüre.

Der Kammerdiener des Grafen erschien.

Ohne den Kopf recht umzuwenden, sagte ihm die Lady einige leise Worte und entließ ihn.

Währenddem hatte Graf Clemens den Foyer, die Corridors, Garderobe und Credenz besucht, ohne die Gesuchte zu finden; athemlos, bestürzt irrte er unter die Vorhalle des Theaters, als er Marietta, von ihrer Duenna unterstützt, bemerkte.

Bei dem Anblicke des Grafen färbten sich die Wangen des armen Kindes; sie hörte, ohne sie zurückweisen zu können, die Entschuldigungen, die Betheuerungen des Grafen. Er war da und rechtfertigte

sich — das Vergangene, der Schmerz war nicht mehr vorhanden. Sie nahm den von dem Grafen ihr gereichten Arm, ging, begleitet von ihrer Gesellschafterin, zu seinem Wagen, in den sie alle Drei stiegen.

Als der Kutschenschlag geschlossen wurde, ergriff Clemens die beiden Hände des Mädchens, bedeckte sie mit Küssen und bat Marietta um Vergebung wegen des ihr unwillkürlich verursachten Kummers.

Nun war die Reihe an dem liebenswürdigen Kinde, den Grafen zu trösten. Als die Duenna, welche von dem, was seit einer Weile vorging, gar nichts begriff, in den Augen Marietta's Thränen und auf ihren Lippen ein Lächeln sah, weinte und lachte auch sie auf einmal.

So gelangten sie zu Marietta's Behausung. Die beiden stiegen aus; der Graf und Marietta wechselten ein letztes Wort, einen letzten Händedruck.

Graf Clemens warf sich in den Hintergrund des Wagens und befahl dem Kutscher, nach dem Theatergebäude zurückzufahren.

Als sie an der Vorhalle anlangten, bemerkte der Graf seinen Kammerdiener, welcher aus dem Theater kam und seinem Blicke auszuweichen schien.

„Was macht Ihr da, François?" fragte der Graf, ihn anhaltend.

„Ich erwartete den Herrn Grafen."

„Ihr wußtet also, daß ich in's Theater zurückkehren werde?"

„Der Herr Graf sind in Ihrem Wagen weggefahren; ich dachte, daß Ihre Abwesenheit nicht von langer Dauer sein werde und wartete."

Graf Clemens bemerkte nun, daß man ihn auskundschaftete.

Das Ballet war zu Ende, als er in der Loge der Lady Elianor wieder erschien, um sie nach Hause zu bringen.

Zu spät bereits — die beiden Nebenbuhlerinnen hatten sich entdeckt und die Eine dachte in ihrem Innern:

„Ich werde sie tödten!"

Sechstes Capitel.

Der Schwur in der Felsenhöhle.

Wir führen unsere Leser nun, nahe bei Wien, in eine der schönsten Gegenden Niederösterreichs — in das herrliche Buchbergerthal am Schneeberg. Und hier ist es wieder ein Punkt, den wir besonders hervorheben, die sogenannte „Felsenhöhle", welche noch heute zu den dortigen Sehenswürdigkeiten zählt und nach welcher man vom freundlichen Markte Buchberg aus etwa eine Stunde zu wandern hat. Man lenkt von dem Grünbacher Wege rechts ein und steigt auf einem beschwerlichen Waldpfade steil bergan, bis man an eine Kalksteingruppe gelangt, in welcher sich die Höhle öffnet. Als einst türkische Reiter (in dem Einfalle von 1532) bis in die entlegenen Alpenthäler streiften, flüchteten die Bewohner Buchbergs in diese Höhle, blieben auch eine Zeitlang unentdeckt, wurden aber bald durch ein unvorsichtig angezündetes Feuer bemerkt, von den Türken überfallen und getödtet. Noch in den Dreißigerjahren fand man Reste ihrer Gebeine in dieser Höhle. Unfern derselben sprudelt eine, noch der Untersuchung gewärtige Mineralquelle; das Wasser ist kalt und riecht nach Schwefel.

Zu jener Zeit lebte in einem der nach Alpensitte im Gebirge, oft auf drei Stunden weit, zerstreuten Höfe und Keuschen ein junges Mädchen, die Tochter des Wirthschaftsbesitzers Michael Bachler; sie selbst hieß Pepi (bekanntlich im Wiener Dialekte die Abkürzung von Josephine) und war die Verlobte eines ungarischen Gardisten, Namens Stephan Martony, welcher sich nach einer Krankheit zur Erholung in jener Gegend aufgehalten hatte und auch jetzt in seinen freien Tagen zu ihr eilte, um sie zu sehen und seiner andauernden Liebe zu versichern.

Die schöne Pepi sorgte sich in ihrem reinen, ungetrübten Leben um nichts, als um ihre nahe Hochzeit; für sie hatten die politischen Wirren jener Tage keine Existenzberechtigung, und wenn ihr zukünftiger Gatte sich nur immer und zur rechten Zeit bei ihr einfand und den andern Mädchen nicht zu sehr in die Augen schaute, so hielt sie sich für glücklich, schlief ruhig ein, rechnete auf ihre Einfachheit und Unbefangenheit, die sie vor jeder Gefahr schützte und gedachte wahrlich nicht, daß sich die von dem neuen Herrscher eingeführte Geheimpolizei jemals mit einem so unbedeutenden Geschöpfe, wie sie war, beschäftigen könnte.

Die häufigen Zusammenkünfte, welche die Bachler-Pepi, wie man sie allgemein nannte, ihrem Bräutigam gestattete, waren übrigens so, daß ein ehrbares Mädchen ohne Erröthen dieselben bewilligen konnte. Gewöhnlich kamen sie im Beisein ihres Vaters zusammen, dann gingen sie froh vergnügt in der Umgebung spazieren und kehrten endlich nach Pepi's Behausung zurück, worauf sich der Bräutigam wieder nach Wien begab. Nicht selten wartete sie seiner bei der eingangs erwähnten Felsenhöhle, dem Orte, wo sich am ungestörtesten von der künftigen Hauswirthschaft plaudern ließ.

Es war an einem Abende, als sich Pepi die Erste beim Rendezvous einstellte. Es war noch ziemlich helle und ein Lichtstrahl glitt zeitweilig über die dichten Schattengänge des Waldes. Das Mädchen entschloß sich unschwer zu Geduld und zum Warten, aber, nachdem sie eine volle Glockenstunde vergebens zugebracht hatte, erfaßte sie eine heftige Ungeduld, zu welcher sich bald eine räthselhafte Furcht und Angst gesellte.

Der Ort, an welchem sie sich befand, war düster und still, von hohen und kahlen Felsstücken umgeben. Die Nacht brach immer stärker herein und das junge Mädchen sah sich mit einem Male von düsteren Schatten umgeben, von den Schatten der Bäume, welche der Wind durchbrauste und zeitweilig zum kläglichen Aechzen brachte, von den Schatten der kahlen Felsenwände, die sich drohend am Abhange des Weges über ihrem Haupte erhoben.

„O, heilige Jungfrau Maria!" rief Pepi und stürzte auf die Kniee nieder, „mich erfaßt eine unaussprechliche Angst. Du weißt es, heilige Jungfrau Maria, daß ich es keinen Sonntag unterließ, vor Deinem Altare zu beten! Sage mir, warum Stefan nicht erschienen ist, führ' ihn, o Jungfrau Maria, Du, seine Landespatronin, her zu

mir, damit der Klang seiner Stimme mich beruhige! Erbarme Dich meiner, Mutter Gottes!"

Dieses Gebet, eine Mischung von frommem Gefühle und weltlicher Leidenschaft, stellt getreu den Charakter und die Gemüthsart der Landmädchen jener Epoche dar, wo nicht selten die Liebe zur Religion und die Religion zur Liebe wurde, wo ein junges Mädchen die irdischen Träume und sogar ihre Verirrungen unter den Schutz des Himmels stellte und wo endlich sogar die Liebesbriefe in den Vorhallen der Kirche beim Weihbecken zugesteckt wurden.

Als Pepi ihr Gebet vollendet hatte, stand sie auf und fühlte sich mit einem Male wieder ermuthigt; es schien ihr, als ob die heilige Jungfrau sie erhört hätte und ihre Liebe beschützte; sie erinnerte sich an das Lieblingslied, welches sie so oft im Beisein des Geliebten gesungen hatte, und fing an, die ersten Verse zu trillern:

„A Bleamerl will i brocken,
Das haßt Vergiß nit mein,
Das steck' i mein liab'n Dirndl,
In's Miederleibl 'nein."

Kaum aber hatte sie diese Worte geendet, als sie das Geräusch von Fußtritten vernahm, zuerst nur leise, aber nach und nach wurden sie immer vernehmbarer.

Ein freudiges Beben erstickte die angefangene Cadenz auf ihren Lippen. Er war es, der sich da nahte — Stefan war's! Und sie bog die Zweige eines Gebüsches aus einander und lugte hinaus, um den Schatten zu gewahren, welcher aus dem Hohlwege eben daherschritt.

Dieser Schatten war wohl der eines Mannes, aber dieser Mann sah dem Stefan durchaus nicht ähnlich; er hatte weder den festen, strammen Gang eines Soldaten, noch das freudig strahlende Aussehen eines Bräutigams, der sich zu einem Stelldichein begiebt. Er war in einen dunkeln Mantel eingehüllt und ein Filzhut mit breiten Krempen, den er tief eingedrückt hatte, würde selbst dann nicht gestattet haben, seine Züge zu erkennen, wenn ihn nicht die Nacht mit ihrem undurchdringlichen Schleier bedeckt hätte.

Dieser Mann nun näherte sich vorsichtig, indem er so leise wie möglich auftrat, und jedes Mal, wenn sein Fuß beim Auftreten einige Steinchen bei Seite schleuderte, was im Anprallen widertönte, blieb er stehen, um den Ton verhallen zu lassen, ehe er weiterschritt und ein neues Echo erweckte.

Beim Anblicke dieser Person, welche drohend werden konnte, ist es wohl leicht begreiflich, daß Pepi ihren Observationsposten, den sie durch eine Oeffnung zwischen den Bäumen und Gebüschen errichtet hatte, nicht verließ. Verborgen und zusammengekauert hinter der grünen Hecke, horchte sie zitternd auf das Geräusch der Steinchen, welche jeden Tritt des räthselhaften Unbekannten anzeigten, und unbeweglich den Athem an sich haltend, die Hände gefaltet über der Brust, erwartete sie, was da kommen werde.

Als der Unbekannte am Fuße der Hecke, welche dem Landmädchen als Schutzwehr diente, angelangt war, blieb er wieder stehen, sah sich mehrmals um, um sich zu überzeugen, daß Niemand seiner Spur folge, hierauf bog er das Gesträuch, welches ihm den Weg verrammelte, mit kräftiger Hand zur Seite und betrat endlich den Ort, wo Pepi verborgen war

Bei dem Anblicke des jungen Mädchens, das mehr einer Bildsäule als einem lebenden Wesen glich, so sehr hatte es der Schreck ergriffen, bebte der Unbekannte einige Schritte zurück und unter den Falten seines Mantels hätte man die Bewegung seiner rechten Hand gewahren können, welche nach dem Griffe einer Waffe suchte.

Er trat auf das junge Mädchen zu und, nachdem er dasselbe einige Zeit schweigend und aufmerksam betrachtet hatte, sagte er ihm mit einer ernsten Stimme:

„Die Luft auf dem Schneeberge ist Abends sehr ungesund.“

Diese Bemerkung blieb ohne Antwort.

Nun betrachtete der Unbekannte sie neuerdings mit einer argwöhnischen Aufmerksamkeit. Pepi gewahrte zwei glänzend feurige Augen, die sie scharf fixirten und ihr zu drohen schienen.

„Was macht Ihr hier?“ fragte der Unbekannte, dessen Hand, welche ihre Lage nicht geändert hatte, sich ungeduldig zu bewegen begann.

Es war diese Frage in so eindringlichem Tone gestellt, daß das Mädchen nicht länger schweigen konnte.

„Ich thue nichts Böses,“ sagte Pepi, „ich erwarte meinen Bräutigam, den Gardisten Stefan Martony.“

Diese Erklärung, so wahrhaft sie auch war, schien den räthselhaften Frager nur halb zufriedengestellt zu haben. Endlich entschloß er sich, sich zu entfernen.

„Daß ich Euch nicht mehr finde, wenn ich zurückkehre,“ sagte

er mit starker Betonung, und indem er langsamen Schrittes durch die Bäume ging, verschwand er hinter dem Gebüsche auf der entgegengesetzten Seite.

Nachdem er verschwunden war, klangen die Worte seines Auftrages wirr in den Ohren des Mädchens wieder. Der Befehl war bestimmt und es wäre wohl das Klügste gewesen, sich ungesäumt dem Nothwendigen zu fügen. Pepi versuchte auch, sich zu entfernen, aber sie war so erschrocken, daß sie sich wie gebannt fühlte, die Füße versagten ihr den Dienst und sie hatte nur die Kraft, im Geiste ihre Beschützer im Himmel und auf der Erde, die heilige Jungfrau und Stefan anzurufen.

Die Schritte des Unbekannten waren bereits in der Ferne verhallt und noch immer stand die Arme unbeweglich wie eine Bildsäule da.

Plötzlich vernahm sie in derselben Richtung wie das erste Mal ein Geräusch wie Schritte.

„O, wenn das Stefan wäre!" lispelte das junge Mädchen.

Aber auch dieses Mal täuschte sie sich, auch dieses Mal öffnete sich das Gebüsch, durch welches ein Mann eintrat, der nicht Stefan war.

Der zweite Unbekannte war wie der erste in einen großen schwarzen Mantel eingehüllt und trug einen Hut mit breiten Krempen, den er tief in's Gesicht gedrückt hatte. Wie der Erste nahte er sich dem Mädchen, betrachtete es eine Weile mit einer halb unruhigen, halb drohenden Miene und, wie der Erste, richtete er die räthselhaften Worte an sie:

„Die Luft auf dem Schneeberge ist Abends sehr ungesund."

Dann als sie keine Antwort gab, richtete er ebenfalls den drohenden Befehl an sie, sich zu entfernen und ging desselben Wegs davon, wie sein Gefährte früher.

Diese zweite Begegnung, welche dieselbe Wirkung, denselben Schreck, wie die erste, hervorbrachte, verwirrte das Landmädchen vollends. Eine dunkle Ahnung und der Instinct, der den Selbsterhaltungstrieb stets wach hält, schien ihr zu sagen, daß sie von einer großen Gefahr bedroht sei, daß es vielleicht, ja wahrscheinlich ihr Leben gelte. Aber wie war dieser Gefahr zu entgehen? Es blieb ihr nur ein Mittel übrig — sich zu verbergen, wenn dies anders möglich war.

So flüchtete sich denn Pepi ohne Verzug hinter die grottenartige Felsenmasse, welche ihr die abgelegenste und verwachsenste schien, sie beschloß, daselbst zu verweilen, bis sie neue Kräfte gesammelt haben würde, um entfliehen zu können.

Alsbald hatte sie Gelegenheit, sich über ihren Entschluß Glück zu wünschen, denn — das Laub des Busches, der sie deckte, bewegte sich neuerdings und es erschien ein dritter Unbekannter, der das Gebüsch gemessenen Schrittes durchwanderte und sich auf dieselbe Weise, wie seine beiden Vorgänger, entfernte.

Jetzt ging in dem Gemüthe des jungen Mädchens eine Veränderung vor. So sehr sie bisher die Ankunft ihres Bräutigams gewünscht hatte, ebenso mußte sie dieselbe fürchten; es war unmöglich, die Zusammenkunft dieser drei Personen während der Nacht an diesem einsamen und abgelegenen Orte dem bloßen Zufalle zuzuschreiben; es mußte nothwendig eine Verabredung vorangegangen sein; und wenn schon die Gegenwart eines so armen, unbedeutenden Mädchens, wie sie, den Unbekannten so zuwider zu sein schien, wie würde erst das unverhoffte Erscheinen eines Mannes, eines Soldaten der kaiserlichen Leibgarde aufgenommen werden? Was wäre Alles zu befürchten? Denn, daß die drei Männer Etwas im Sinne hatten, was das Licht des Tages zu scheuen brauchte, war unzweifelhaft. Und Stefan's Säbel, was würde er bei all' seiner Tapferkeit gegen drei, wahrscheinlich mit Pistolen bewaffnete Männer ausrichten?

Diese Furcht nahm durch ein neues Ereigniß die Gestalt einer schmerzlichen Gewißheit an.

„Die Luft auf dem Schneeberge ist Abends sehr ungesund," tönte es abermals in ihre Ohren, sagte Einer der zwei Männer, die gerade von zwei entgegengesetzten Seiten herbeikamen und bei ihrer Begegnung stehen blieben. Es wurde dies mit leiser und vorsichtiger Stimme gesprochen, als wenn ein Losungswort wiederholt würde.

„Weniger ungesund, als die Luft der Tyrannei!" erwiderte der Zweite, gleichfalls mit leiser Stimme.

Und die beiden Vermummten drückten sich die Hände.

Ein neuer Abkömmling trat hinzu und sprach dieselben Worte; diesem folgte ein Vierter, dann erschien wieder Einer, hierauf ein Anderer, endlich traten Vier auf einmal ein.

Hätte die Bachler-Pepi, die wöchentlich einmal nach Wien kam, auf die dunkeln Gerüchte gehorcht, welche von Verschwörungen

der Jacobiner in der Stadt kreisten, so hätte sie leicht in dieser gleichmäßigen Begrüßung das Losungswort von Verschworenen erkennen müssen und begriffen, daß, als man diese Worte an sie selbst gerichtet hatte, dies in einer Zeit geschah, wo die galanten Weiber und Courtisanen sich gerne an den Verschwörungen betheiligten, man sie daher wahrscheinlich für eine Mitverschworene ansah.

Aber das Landmädchen hatte von alledem nicht den mindesten Begriff und begnügte sich, die zehn großen Hüte mit breiten Krempen, tief in die Augen gedrückt, und die zehn schwarzen Mäntel, unter welchen sich wahrscheinlich zehn Pistolen oder Degen verbargen, zu zählen.

Inmitten des wirren Lispelns, das den Begrüßenden folgte, vernahm sie folgende Worte, die ebensowenig geeignet waren, sie zu beruhigen. Einer der Verkappten sagte nämlich plötzlich:

„Ich traf ein junges Mädchen hier. Denkt Ihr, daß wir etwas von ihr zu befürchten haben?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Derjenige, an welchen die Frage gerichtet war, „aber Ihr habt Unrecht gehabt, Euch nicht ihrer Verschwiegenheit versichert zu haben. Der verschwiegenste Lebendige ist bei weitem nicht so schweigsam, wie ein Todter."

Als das arme Mädchen diese Worte vernahm, glaubte sie schon die Spitze eines Degens blinken und in ihr Herz dringen zu sehen; unwillkürlich wich sie zurück, als wollte sie dem Stoße ausweichen.

Diese Bewegung führte sie zu einer Entdeckung. Sie erstaunte, daß der Felsen, an welchen sie sich angelehnt, keinen Widerstand leistete, sie forschte aufmerksam nach der sonderbaren Ursache und entdeckte freudig einen mit grünem Gesträuch umgebenen kreisförmigen Riß, der eine Art Grotte bildete, in welcher sich ein Mensch in gebückter Stellung wohl verbergen konnte.

Durch die eben vernommenen Worte aufgeregt und sich hinter einem kleinen Busch nicht hinlänglich verborgen glaubend, benützte das junge Mädchen gern den sicheren Schutzort, welchen ihr der Zufall so freundlich und unverhofft darbot. Sie neigte das Haupt und schlüpfte in die Grotte, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen.

Aber während sie so tappend unter diesem Gewölbe, in welches kein Lichtstrahl zu dringen vermochte, vorwärts schritt, bemerkte sie, daß das Lispeln von Außen näher kam und sie zu verfolgen schien.

Sie drang immer vorwärts, bis ihre vorgestreckte Hand an ein

vorragendes Felsstück stieß, das ein Pfeiler zu sein schien. Es war wirklich ein losgetrenntes Felsenstück, das eine Art natürlicher Nische bildete. Uebrigens hatte die Bachler-Pepi nicht viel Zeit, dieses kalkartige Phänomen lange zu untersuchen, denn in dem Augenblicke, als sie ihre blutig gewordene Hand an ihren Mund führte, hörte sie deutlich ein wirres Geräusch, hierauf erklang dumpf das Gewölbe der äußeren Höhle von den eiligen Schritten, die auf dem dürren Boden wiederhallten — sie war nicht allein?

Den Athem an sich halten und sich so gut wie möglich in der steinigen Nische verbergen, war das Einzige, was das Mädchen thun konnte, um sich zu retten.

Es war auch hohe Zeit; denn plötzlich wich die Finsterniß, und der Lichtstrahl mehrerer Pechfackeln erleuchtete die düstere Höhle.

„Ich bin verloren!" sprach seufzend das Mädchen halblaut vor sich hin und bedeckte, wie die Kinder, wenn sie Furcht haben, zu thun pflegen, ihr Antlitz mit beiden Händen.

Glücklicherweise jedoch war ihr Schrecken unbegründet. Wiewohl das Licht bis zu ihr drang, so verbarg sie doch der Felsblock, hinter welchem sie sich zusammengekauert hatte, jedem Auge, und so konnte sie aus ihrem Verstecke Alles sehen, ohne selbst gesehen zu werden.

Sie blickte hin und gewahrte dieselben in ihre Mäntel gehüllten Männer, die ihr so viel Furcht eingejagt hatten.

Diese Männer hatten einen Kreis geschlossen und einer von ihren stand am Eingange der Felsenhöhle, wahrscheinlich als Wache aufgestellt.

Jetzt erst begriff die sonst wohl unterrichtete Bachler-Pepi, daß diese Versammlung, in welcher sie sich als unfreiwillige Theilnehmerin befand, einen Club von regierungsfeindlichen Männern bilde; eine Voraussetzung, welche, obwohl sie ihre Zweifel löste, nicht die Gefahr verminderte, in der sie schwebte. Wenn man sie zufällig entdeckte, so wäre es sicher um sie geschehen! Ein Geheimniß erspähen, ist ein Verbrechen, welches Verschworene ebenso wenig wie die Räuber vergeben.

Eine geraume Zeit beobachteten die Verschwörer ein tiefes Schweigen und schienen Jemand zu erwarten, denn ihre Blicke waren fortwährend auf den Eingang der Höhle gerichtet.

Endlich trat eine allgemeine Bewegung ein; die bis jetzt fest zusammengehaltenen Mäntel gingen auf, die tief eingedrückten Hüte

wurden zurechtgesetzt und man sah zehn düstere und ernstblickende Gesichter.

Zur selben Zeit nahm ein bejahrter Mann von noch ernsterem Ansehen als alle seine Mitverschworenen mit einer so scharf bezeichnenden Stimme, deren Klang das Mädchen zu erkennen schien, weil er schon oft ihrem Ohr erklungen, das Wort und sprach:

„Was zögern wir noch und schreiten nicht zur Berathung? Sollen wir uns weiter der Laune eines Mitgliedes fügen, das zurück bleibt? Weil Einer von uns seinem gegebenen Worte treulos ist, sollen wir im feigen Hinwarten die kostbaren Augenblicke verlieren? Der Graf ist nicht erschienen; sollen wir darum unsere Berathung auf einen anderen Tag verschieben? Und soll man sagen dürfen, daß uns ohne den Grafen der Entschluß fehlt, um uns zu verschwören, und der Muth zu handeln?"

„Lasset uns noch einen Augenblick warten," sagte ein anderer Verschworener, „wenn der Graf noch nicht da ist, so wurde er gewiß durch die herben Dienstpflichten auf seinem Posten zurückgehalten. Er ist unfähig sein Wort zu brechen, er wird gewiß kommen und wir können ohne ihn keinen Entschluß fassen."

„Pah, von seinen herben Dienstpflichten auf seinen Posten zurückgehalten!" erwiderte der Alte lebhaft. „Sagt vielmehr, daß er in den Armen irgend eines schönen Weibes das heilige Interesse seines Vaterlandes vergißt. Hütet Euch vor Jenen, welche ihr Leben in nichtigen Beschäftigungen hinbringen und nur eitlen Vergnügungen fröhnen; sie sind unsichere, unverläßliche Gefährten und gleichen jenen Balldegen, welche im Augenblicke der Gefahr zerbrechen. Solche Leute sind gewöhnlich Verräther. Ich traue dem Grafen Szigray nicht."

Diese letzten Worte, welche von einer allgemeinen Anklage zu einer namentlichen Anschuldigung übergingen, wurden mit lautem Murren aufgenommen.

„Szigray ein Verräther!" sagte Einer, welcher bis jetzt ein tiefes Schweigen beobachtet hatte. „Hochwürdiger Herr Abt, das ist unmöglich! Ich stehe mit meinem Leben für ihn ein!"

Der Mann, welcher den Gegenstand der jetzigen Berathung bildete, verdiente zum Theil die Vorwürfe, welche man ihm machte. Es war ein junger, sehr verschwenderischer Cavalier, Namens Bela Graf Szigray; und sei es natürlicher Hang zum Vergnügen, sei es, daß er unter der Maske von Leichtsinn seinen Ehrgeiz und seine

weit aussehenden Pläne verbarg, Eines stand fest, daß nämlich ganz Oesterreich ihn und seinen Ruf kannte. Schön von Gestalt, jung, reich und kurz vorher zum Range eines Premier-Lieutenants der ungarischen Nobelgarde erhoben, beschuldigte man ihn, daß er, oft seinen Rang und seine Geburt vergessend, dem eitlen Vergnügen fröhnte, und Liebschaften mit Weibern, die nicht den höheren Ständen angehörten, gerne unterhielt. Abgesehen davon, betrachteten ihn die politisch Unzufriedenen als den Leitstern, nach welchem sie blicken müßten, theils wegen seines Muthes und seiner Ehrlichkeit, theils wegen seiner Stellung, welche ihn mehr als jeden Andern in den Stand setzen konnte, einen gewichtigen Hauptstreich zu führen.

„Hört mich an," erwiderte der Mann, welcher als Geistlicher von einem Genossen gekennzeichnet worden und niemand Anderer war, als Ignaz Joseph Martinovics, k. k. Rath und infulirter Abt von Szasvar, der sich bereits früher nicht gescheut hatte, den Grafen anzuklagen; „wenn wir nicht diesen Abend noch, in dem jetzigen Augenblicke unseren Plan genau festsetzen, so müssen wir unser Vorhaben ganz aufgeben und uns entschließen, Ungarn unter dem eisernen Joche der neuen Tyrannei seufzen zu lassen. Die geheime Polizei des Kaisers Leopold überwacht uns und späht uns nach; bis jetzt hat man blos Argwohn, morgen vielleicht schon hat man Gewißheit. Wer kann es verbürgen, ob der Polizeiminister, Graf Pergen, nicht schon weiß, daß wir uns versammeln, ob unsere Freiheit nicht schon bedroht ist?! Man hat zwar keine hinlänglichen Beweise, uns vor die Criminaljustiz zu stellen, aber man hat hinlänglichen Verdacht, um es zu versuchen, uns durch lange Einkerkerung unschädlich zu machen. Lasset uns daher so rasch als möglich handeln, Ihr Herren, laßt uns schnell auf unser Ziel lossteuern; ich fürchte ohnehin, daß wir bereits verloren sind. Wohl ist Graf Szigray abwesend, aber was liegt daran? Haben wir unsern Plan nicht schon festgesetzt und alle Maßregeln getroffen? Es bleibt nur noch der Tag zum Losbrechen zu bestimmen übrig. Losschlagen heißt es, wir müssen ohne Verzögerung losschlagen!"

Die Nothwendigkeit, schnell zur That zu schreiten, wurde von Niemand bestritten, und der zweite Theil der Rede des Abtes Martinovics wurde auch besser als der erste aufgenommen. Mehrere der Verschwörer, durch des Priesters Worte ermuntert, erstatteten ihre Berichte, und aus manchem Hergange, der an's Tageslicht kam,

ließ sich mit Sicherheit schließen daß die Polizei wirklich eine Spur hatte und eifrig ihre Nachforschungen trieb, und als der, welcher die Angelegenheit zuerst in Berathung brachte, die Worte hinzufügte: „Wenige Tage genügen, um unsere letzten Vorbereitungen zu treffen und schon nächste Woche können wir unserem Lande die Freiheit verkündigen!“ — da traten die Verschwörer auf einander zu, drückten sich die Hände und riefen einstimmig: „In acht Tagen!“

Diese Einstimmigkeit versetzte das lauschende Mädchen in eine große Freude. Die Gefahr, in welcher sich Staat und Regierung befinden konnten, beschäftigte sie minder, als die, in welcher sie selbst schwebte. Sie gab sich jetzt der frohen Hoffnung hin, daß die Verschwörer, da sie jetzt ihre Berathung glücklich beendet hatten, die Felsenhöhle verlassen und sie ihre Freiheit wieder erlangen würde.

Aber in diesem Augenblicke erklangen außen die Töne eines Gesanges und die Bachler-Pepi erkannte die Stimme ihres Bräutigams. Da er sein Mädchen nicht im Hause gefunden, war er nach dem gewöhnlichen Rendezvousorte geeilt und gab ihr nun durch den Gesang ein Zeichen, vermeinend, es werde ihm das Echo andeuten, wo sie weile.

Als die Verschwörer, welche sich eben entfernen wollten, den Gesang vernahmen, der in den Gewölben der Felsenhöhle kläglich wiederhallte, traten sie neuerdings zusammen.

„Hab' ich Euch nicht gesagt, daß uns Leopold's geheime Polizei nachspürt?“ sagte nun der Abt. „Dieser Gesang ist ein Zeichen — vielleicht hat ein Spion unseren Zusammenkunftsort entdeckt!“

„O, der elende Schurke soll seine Entdeckung nicht nach Wien hineintragen,“ sagte ein Anderer, indem er nach dem Eingange der Höhle eilte.

Das arme Mädchen vermochte einer solchen Aufregung nicht länger zu widerstehen, ihr Angesicht überzog sich mit Todtenblässe — sie stürzte bewußtlos zu Boden.

Bei dem Geräusche ihres Falles wandten sich jene der Verschwörer, welche die Höhle noch nicht verlassen hatten, schnell um, und diese Wendung war wahrscheinlich ihres Bräutigams Glück. Nur zwei setzten dem Sänger nach, während sich die Aufmerksamkeit der Uebrigen, wie natürlich, auf das in Ohnmacht gesunkene Mädchen richtete.

Als die Bachler-Pepi die Augen wieder aufschlug, sah sie

drohende Blicke auf sich gerichtet und Arme, die bereit waren, sie zu durchbohren. Selbst in diesem gefahrvollen Augenblicke vergaß sie sich selbst, und ihr erstes Wort war ein Wort der Liebe.

„Stefan?!" fragte sie mit wirrem Blicke.

„Zum Teufel, der Kerl muß Flügel haben an den Füßen! Als er uns gewahr wurde, verschwand er wie ein Blitz und wir konnten kaum die Farbe seines Kleides erkennen!"

Ein freudiges Beben hob den Busen der Jungfrau, ihre Miene erheiterte sich, sie sank auf ihre Kniee nieder und sprach, die Hände gefaltet und den Blick erhoben, dankend das einzige Wort:

„Gerettet!"

Aber diese freudige Bewegung dauerte kaum so lange als ein Herzschlag. Ueber das Schicksal ihres Bräutigams war sie nun freilich beruhigt, aber sie erfaßte auch sofort das Gefährliche ihrer eigenen Lage und, ohne ihre bittende Stellung zu verlassen, sprach sie mit bebender Stimme:

„Gnade, Ihr Herren, Gnade! Ich weiß von nichts, ich habe nichts gehört!"

Der ältliche Mann, dessen Stimme Pepi zu erkennen glaubte, näherte sich ihr, faßte sie mit starker Hand und zwang sie, sich zu erheben.

„Beantwortet mir aufrichtig," sagte er, „meine Frage. Seid Ihr es nicht, die ich kurz vorher dort im Gesträuche begegnet habe, und der ich befohlen, sich nicht mehr vor mir zu zeigen?"

„Ich habe ihr genau dasselbe befohlen," sagte ein Zweiter.

„Und doch," fuhr Abt Martinovics fort, während das arme Mädchen demüthig das Haupt sinken ließ, „doch finde ich Euch hier?! Statt zu entfliehen, seid Ihr da geblieben und habt Euch verborgen, um uns auszuspähen?"

Es währte ziemlich lange, ehe Pepi im Stande war, zu antworten; sie fühlte wohl, daß ihre Lage sie verdächtigen mußte und daß die Anklage der Spionage, die man ihr so trocken in's Angesicht schleuderte, nur zu viel Wahrscheinlichkeit hatte; aber sie fühlte auch, daß nur die reine Wahrheit sie retten könne.

Sobald sie ihre Kräfte gesammelt und sich erholt hatte, sprach sie:

„Geehrte Herren, ich will Euch Alles erklären. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen aus der hiesigen Gegend, die Tochter des Wirthschaftsbesitzers Bachler, und ich kann Euch mit gutem

Gewissen betheuern, daß ich mich um die Angelegenheiten der Regierung ganz und gar nicht bekümmere. Als Ihr mir begegnetet, erwartete ich meinen Bräutigam, denjenigen, den Ihr an der Höhle vorbeigehen und singen gehört habt. Wenn ich mich, so wie Ihr befohlen, nicht allsogleich entfernt habe, so geschah es, weil ich es nicht vermochte; ich hätte ja Alles darum gegeben, entfliehen zu können, aber der Schreck hatte mich gelähmt, die Beine versagten mir den Dienst und ich stand, wie festgebannt an dem Boden, bewegungslos da. Als Ihr und die anderen Herren, welche jetzt um mich einen Kreis bilden, wieder in das Gebüsch traten, hatte ich mich hinter einen Strauch verborgen, das ist allerdings wahr; aber daß ich die Absicht hatte, ein Geheimniß zu erlauschen, die gnädigen Herren auszuspähen, das ist nicht wahr, und ich werde dem widersprechen, so lange mir zu athmen vergönnt ist. Gnädige Herren, ich spionire nicht und mache keinen Angeber. Wenn ich solch' ein schimpfliches Gewerbe triebe, möchte mich Stefan, der ein ehrliebender wackerer Soldat ist, nicht zum Weibe nehmen und hätte ich alle Schätze der Welt. Warum ich mich in dieser Höhle befinde, warum ich mich verborgen habe? Ich will es Euch bekennen: die Furcht und der Schrecken sind Schuld daran, und der Zufall hat mich gezwungen, Euch zu behorchen — eigentlich kann ich selbst nicht behaupten, ob ich Euch wirklich behorchte, und wenn es so ist, wünsche ich nichts sehnlicher, als Alles zu vergessen, was ich vernommen habe; glaubt mir, daß ich auf gar nichts mich zu besinnen im Stande bin."

Während die Bachler=Pepi also sprach, erschienen ihre bebende Stimme, die Todtenblässe, welche ihr Antlitz bedeckte, der kurze Athem, der ihre Brust bewegte, das krampfhafte Zucken ihrer noch gefalteten Hände, als unzweifelhafte Zeugen ihrer Wahrhaftigkeit.

Aber die Männer, zu welchen sie sprach, schienen nicht überzeugt zu sein, und auf ihren düster gefurchten Gesichtern schwebte der Zweifel.

Während das arme Mädchen die Wirkung ihrer Rede durch ihre demüthige Stellung und durch ihren ausdrucksvoll bittenden Blick zu bekräftigen suchte, zog der ältliche Herr mit dem strengen Ansehen, welcher in dieser sonderbaren Versammlung die Stelle eines Instructionsrichters übernommen zu haben schien, seine Gefährten ein wenig bei Seite und Pepi vernahm deutlich, wie er sagte:

„Das ist alles eins, Zufall oder böse Absicht; das Eine steht

fest, daß dieses Mädchen um unser Geheimniß weiß, und uns angeben kann, und wenn wir die Dirne ziehen lassen, haben wir keine andere Bürgschaft ihrer Verschwiegenheit, als ihre Ehrlichkeit."

Das war Alles, was die Bachler-Pepi hören konnte. Die Stimme des Sprechers verhallte nach und nach und sie konnte auch nicht vernehmen, was die Andern darauf erwiderten; indessen ahnte sie, daß in diesem Augenblicke ihr Schicksal entschieden werde und daß das räthselhafte Gespräch, dessen Anfang sie blos vernommen hatte, über ihr Heil oder Wehe, über ihr Leben oder ihren Tod entscheide.

Als sie jetzt den Kreis sich öffnen und das Haupt des über sie urtheilenden düsteren Gerichtshofes auf's Neue auf sich zukommen sah, bemächtigte sich ihrer ein Gefühl, welches einen Verbrecher erfassen muß, dem man sein Urtheil vorliest, nach welchem er entweder zum Tode verurtheilt oder freigesprochen wird.

„Sprich Dein Gebet!" sagte der ältliche Mann mit einem feierlich ernsten Tone, „ich werde Dich einsegnen."

Es darf uns diese brüske Aufforderung von Seite des Abtes Martinovics nicht wundern, wir werden übrigens den Mann noch besser kennen lernen.

Als das Mädchen diese grausamen Worte vernahm, deren Sinn sie nur zu deutlich begriff, erbebte sie und ihre Füße schienen ihr neuerdings den Dienst zu versagen. Die Liebe zum Leben jedoch erwachte von Neuem und erweckte in ihrem Herzen den letzten Hauch der Thatkraft.

„Gnade! Gnade, meine gnädigen Herren!" rief sie mit laut tönender Stimme. „Was habt Ihr von einem armen Mädchen, wie ich, zu fürchten? Bedürft Ihr meines Todes, um Euch meiner Verschwiegenheit zu versichern? Ihr behauptet, daß ich Euch bei der Polizei angebe? Warum sollte ich das thun? Ihr seid mit der gegenwärtigen Regierung unzufrieden und wollt sie stürzen? Was kümmert mich das, wenn nur Stefan immer mich liebt und ich sein Weib werde, bin ich zufrieden und glücklich. Was kümmert mich die ganze Regierung und die Polizei, geschehe mit ihnen, was Gottes Wille ist; was geht mich selbst der erste Minister an, den ich nicht einmal kenne? Die Liebe meines Bräutigams ist Alles, was ich begehre, Alles was ich wünsche. Das begreift Ihr wohl, nicht wahr, meine gnädigen Herren? — Alles, was ich begehre! Nein, nicht Alles, was ich begehre. Ich bin die Tochter eines einfachen Landwirthes und mein Vater

hat mich gelehrt, freisinnige Institutionen zu lieben; er hat mich in die Zeitverhältnisse eingeweiht, aber bisher habe ich kein Verlangen getragen, mich mit ihnen zu beschäftigen. Aber nun will ich's, wenn es so sein muß. Wohlan denn! Wollt Ihr dem Lande nicht die Freiheit geben? Anstatt Euch zu verrathen, will ich Euch lieber dienen, denn auch ich liebe die Freiheit des Menschen. Mein Vater hat mir oft gesagt, daß die nunmehrige Polizei unter ihrem Präsidenten Grafen Sauer eine feige Tyrannin sei und daß der Tag vom Sturze dieses Grafen ein Tag des Glückes und der Freude für Wien und Niederösterreich sein würde, und meinem Vater könnt Ihr trauen, denn er ist ein Anhänger des höchstseligen Kaisers Joseph, den das Volk jetzt mehr als je betrauert. Ihr seht also, daß Ihr keinen Grund habt, mir zu mißtrauen. Noch einmal wiederhole ich:- Gnade, meine gnädigen Herren! Gnade für die arme Bachler-Pepi!"

Die Freiheitsbegeisterung erfaßte das arme Mädchen erst nach dem Streiche und erschien ihr als das letzte Rettungsmittel. Indem sie die josephinischen Grundsätze ihres Vaters und ihre eigene Freiheitsliebe anpries, versuchte sie nach und nach ihre Stimme zu erheben und ihre Geberden mit ihren Worten in Einklang zu bringen; es lag in dieser Großsprecherei der Verzweiflung etwas schmerzlich Naives und — wenn es zu sagen erlaubt ist — etwas lächerlich Klägliches, kurz: es war ein Fastnachtsspiel am Rande des Grabes.

„Sprich Dein Gebet!" rief ihr Martinovics zu, an welchen sie vorzüglich ihre Worte zu richten schien. „Ich werde Dich einsegnen!"

Und während er die Hände erhob, faßten zwei Verschwörer rasch das junge Mädchen am Arme und nöthigten sie, sich auf ihre Knie niederzulassen. Die Uebrigen zogen ihre Degen und richteten sie nach der Brust der unglücklichen Bachler-Pepi.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke trat plötzlich ein Mann in die Höhle, schlug seinen Mantel, welcher ihn, sowie die Andern verhüllte, zurück und bedeutete durch einen Handwink, inne zu halten.

Es war dies ein Mann von etwa dreißig Jahren, dessen Züge den besonderen Typus der magyarischen Schönheit und Kraft trugen. Unter dem Mantel wurde das Campagnecostum sichtbar, das er trug.

Bei dem Anblicke dieses Mannes, welchen seine Jugend, sein Vermögen, seine Stellung und vielleicht auch seine ungemessene Verschwendung in ganz Wien berühmt gemacht hatten, erscholl aus Aller Munde zu gleicher Zeit der Name:

„Szigray!“

„Auch das unglückliche Mädchen blickte überrascht auf den Neuangekommenen und sie rief ihm ohne Zagen sofort entgegen:

„Gott sei Dank, daß der gnädige Herr Graf da ist! Er kennt mich wenigstens! Sie wissen doch, gnädiger Herr Graf, daß ich die Bachler-Pepi bin, die Tochter des Wirthschaftsbesitzers, in dessen Hause Sie manchmal schon eingekehrt, wenn Sie beim freiherrlichen Nachbarn auf der Jagd waren, und der Sie immer sagten, sie sei ein hübsches Mädchen, nur schade, daß sie so wild und unbezähmbar sei und nicht einmal nach Wien kommen und mit Ihnen zu Nacht speisen wolle. — Ich weiß wohl, daß ich niemals lange mit Ihnen in einem Zimmer verweilen wollte und daß ich Ihnen immer geantwortet habe: Behalten Sie Ihr Abendmahl für sich, gnädigster Herr, die städtischen Damen essen gerne in Gesellschaft so feiner Cavaliere, wie Sie sind, aber ich bin nur ein armes Landmädchen, habe Ehre im Leibe und thue solches nicht — Aber was schadet das jetzt; ich wende mich doch jetzt in meiner Noth an Sie und weiß, daß Sie mir meine Worte nicht nachtragen werden. Man will mich umbringen, gnädigster Herr! Werden Sie zugeben, das man die arme Bachler-Pepi ermorde?! Die Herren hier behaupten, daß ich ihr Geheimniß kenne und sie verrathen werde — o, gnädigster Herr Graf, bürgen Sie für mich und retten Sie mich!“

Graf Szigray bedurfte keiner anderen Erklärung, um die Lage zu begreifen, in welcher das junge Mädchen sich befand; die wenigen Worte, welche sie an ihn richtete, genügten, ihn zu unterrichten. Auch blickte er forschend die Verschwörer an, um ihre Meinung auf ihren Gesichtern zu lesen, dann sah er das junge Mädchen mit einem Blicke des Mitleids an, welcher vielleicht nicht ganz frei von egoistischem Gefühle war.

„O, meine Freunde,“ sagte er, „wer hat den Vorschlag gemacht, ein unschuldiges Kind umzubringen, das gewiß nur zufällig und unwillkürlich unsere geheime Zusammenkunft entdeckt hat? Geht, Ihr werdet doch nicht so grausam sein und sie tödten wollen!“

„Es wäre aber gut und vorsichtig,“ erwiderte Martinovics, „wenn wir's wirklich thäten.“

„O, so dürft Ihr nicht sprechen, der Geweihte des Herrn,“ sagte Graf Szigray düster. „Glaubt mir, Freunde, das vergossene Blut dieses armen Mädchens würde uns namenloses Unglück bringen.“

„Ei," nahm Martinovics höhnisch das Wort, „um einige Tropfen dieses Blutes zu ersparen, wollt Ihr lieber so viele edle Köpfe auf den Richtblock des Henkers opfern? Weil Graf Szigray nicht fühllos gegen die Reize zweier feurig blinkender Augen, die er zufällig begegnete, ist, so sollen wir übrigen ehrliche Leute, die wir keine andere Geliebte als unser Vaterland kennen, auf unsere Gefahr hin, den Launen eines hirnlos verliebten Schäfers blindlings gehorchen?"

Diese brüske Ansprache trieb das Blut auf die Wangen des Grafen und er griff unwillkürlich an die linke Seite, als wolle er die dort befindliche Waffe ziehen. Indessen faßte er sich noch zur rechten Zeit, unterdrückte seinen Zorn und begnügte sich, mit festem Tone zu erwidern:

„Herr Abt, Ihr mögt mich immerhin einen hirnlos verliebten Schäfer nennen, aber Eines erlaubt mir, Euch zu gestehen, daß ich lieber den Schwur, der uns verbindet, auflösen und auf ein Vorhaben verzichten will, als zu dessen Verwirklichung unter der Bedingung eines unnöthigen Mordes beizutragen. Ich bin bereit, meinen politischen Widersacher mit dem Degen anzugreifen, aber ich bringe keine Weiber um!"

„Und ich erkläre Euch hiermit feierlich, meine Herren, daß wir auf Ungarns Freiheit verzichten und unser Angesicht verhüllen müssen," sagte Martinovics, indem er sich in seinen Mantel hüllte und Miene machte, sich zu entfernen.

Eine Art schmerzlichen Zagens hatte Szigray's Zorn verscheucht; die Gründe, welche man anführte, waren von zu gewaltiger Rücksicht. Trotzdem gab er seinen Vorsatz, Diejenige, welche ihre letzte Hoffnung auf ihn gesetzt hatte, zu retten, nicht auf.

„Hochwürdiger Herr," sagte er, „ich entschuldige Eure rauhen Worte in Rücksicht auf die heilige Liebe zum Vaterlande, die Euch begeistert. Aber hört mich an. Dieses junge Mädchen hat mich als Bürgen angerufen; wohlan denn — ich stehe für ihre Verschwiegenheit mit meinem Leben ein."

Zu gleicher Zeit zog er seinen Hirschfänger, bat Martinovics, seinen Degen zu ziehen und denselben mit seiner Waffe zu kreuzen und sagte dann mit langsamer, feierlicher Stimme zu dem Mädchen, während die Verschworenen um ihn standen und einen düsteren Kreis um die Scene schlossen, welche wir erzählen:

„Tritt näher, Mädchen!"



Der Einbruch beim Hausherrn.

Die Bachler-Pepi trat heran.

„Du bist eine Christin," sprach Graf Szigray, indem er jedes Wort scharf betonte, „Du glaubst an einen Gott; Du weißt, daß ein Meineid eine Todsünde und daß die Seele eines Meineidigen ewig verdammt ist. Schwöre denn auf diese beiden Waffen, welche ein Kreuz bilden und welche somit das Zeichen des Heiles bilden, durch das wir Alle erlöset sind, schwöre vor uns mit lauter und vernehmlicher Stimme: daß Dein Mund niemals offenbaren wird, was Deine Ohren vernahmen."

„Ich schwöre es!" sprach das Mädchen.

„Schwöre noch, daß weder Drohungen noch Bitten Dich zu erschüttern vermögen, Dein Schweigen zu brechen; daß Du die Folter selbst — wenn man sie etwa erneuert anwenden wollte — ohne Erbleichen, noch ein Wort zu sprechen, ertragen willst: die Folter selbst, verstehst Du?"

„Ich schwöre es!"

„Schwöre endlich, daß Du auch dann, wenn Du dem Tode auf dem Hochgericht, sei es durch das Schwert, sei es durch den Galgen, verfallen solltest, schweigen willst, und daß Du Dein Leben oder Deine Freiheit durch eine Angeberei nie erkaufen wirst!"

Die Bachler-Pepi wäre kein Kind ihres Landes gewesen, wenn diese religiöse Scene, abgerechnet der früheren Vorgänge, die sie herbeiführten, nicht den tiefsten Eindruck auf sie gemacht hätte. Sie wiederholte daher gewissenhaft und aus der tiefsten Tiefe ihrer Seele feierlichst zum dritten Male:

„Ich schwöre es!"

Dieser furchtbar bindende Eid stellte alle Verschwörer, selbst den unbeugsamen Martinovics vollkommen zufrieden. Dieser Letztere reichte nun dem Grafen die Hand und unterrichtete ihn von den schon früher gefaßten Entschlüssen.

„Ich billige Eure Pläne," erwiderte der Graf, „und bin mit der Zeit, welche Ihr zur Vollführung festgesetzt habt, zufrieden."

Die Verschworenen verließen nun sammt und sonders die Höhle, nachdem jeder von ihnen noch einen drohenden Blick auf das junge Mädchen geworfen.

Dann war die Höhle wieder finster.

Siebentes Capitel.

Das Billet eines Denuncianten.

Als sich die Bachler=Pepi wieder allein in der dichten Finsterniß der Höhle befand, befreite ein Gefühl des Glückes ihre Brust von der Last, der sie zu unterliegen glaubte; sie sank auf die Knie nieder und dankte Gott dem Allmächtigen, daß er sie vom Tode errettet habe; dann schlich sie tappend dem Ausgange der Felsenhöhle zu.

Schon wehte ihr die frische Luft von Außen entgegen, als sie ein heftiges Rauschen der Blätter vernahm und ein wirres Geräusch ihre Freude mit einem Male trübte; es war ein dumpfer Klang, der dem Klappern von Eisen, das eine Abtheilung Bewaffneter, die Nachts im Schritte marschiren, macht, glich.

Bald darauf vernahm sie das Klirren mehrerer zu Boden gestoßener Musketen und ein schwacher Lichtstrahl drang von Neuem in die Höhle.

Die arme Bachler=Pepi hatte kaum Zeit, sich zu befragen, was das für ein neues Unheil sei, das sie bedrohe; denn kaum war sie einen Schritt zurückgewichen, als sie sich zwei Polizei=Soldaten, die Pechfackeln trugen, gegenüber befand und welchen eine dritte Person vorausschritt, die man an ihrem Aeußern mehr als an ihrer Kleidung für einen Polizei=Agenten erkennen konnte.

Dieser Mann trug in seinem ganzen Wesen jenen Stempel der tiefen Verstellung und düstern List, welchen tyrannische Institutionen allen ihren Handlungen aufzudrücken pflegen; sein Blick war falsch und schielend, sein Lächeln treulos und man fühlte es klar, daß er, bevor er in die Dienste der geheimen Polizei getreten war, sich lange Zeit in den Maulwurfskrümmungen der Intrigue wacker herumgetummelt

haben mußte; denn unter seinem erborgten Ernst guckte der wahrhaftige Schalk hervor; er war mit einem Worte ein officiöser Hanswurst und ein ernster Bajazzo zugleich.

Bevor der Mann seinen Blick auf das Mädchen warf, sah er sich forschend nach allen Seiten um, als wollte er alle Winkel der Höhle durchdringen und schnupperte gleich einem gut dressirten Jagdhunde das ganze Revier durch. Nach dieser Inspection und der pflichtmäßigen Zurkenntnißnehmung der in dem Sande noch eingedrückten frischen Spuren der Tritte heftete er einen durchdringenden wilden Blick auf das junge Mädchen, der es zu verschlingen drohte, und sagte kalt:

„Im Namen der hohen Obrigkeit werdet Ihr mir folgen.“

Pepi sah wohl ein, daß diesmal eine Bitte um Mitleid vergebens wäre; sie folgte daher dem Polizeidiener, ohne ein Wort zu sprechen.

Außerhalb der Höhle stand eine Abtheilung von etwa zwei dutzend Polizeisoldaten mit der Muskete im Arme, den Ausgang der Durchsuchung abwartend, aufgestellt. Pepi wurde nun von dieser Schaar in die Mitte genommen, welche hierauf unter dem Commando eines Unterofficiers, der gleichfalls dem Agenten der Geheimpolizei gehorchte, langsamen Schrittes abmarschirte.

Als man vor dem Markte Buchberg angelangt war, machte die Abtheilung Halt. Der geheime Agent detachirte zwei Soldaten und befahl dem Mädchen, ihm zu folgen. Man bestieg einen in der Nähe haltenden Wagen, welcher, um den Inhalt vor neugierigen Blicken zu schützen, durch Ledervorhänge hermetisch verschlossen war.

Die Ortschaft lag still da und Pepi vernahm nur den tactmäßigen Paß der trabenden Pferde. Nach Verlauf einer kurzen Zeit kam es ihr so vor, als wenn ein zweites Wägelchen an der Seite des Fuhrwerkes, das sie trug, vorüberführe und sie vernahm jetzt wirklich deutlich die Stimme eines Mannes, welcher singend sich entfernte.

„Mein Vater ist's,“ lispelte leise die Bachler-Pepi, welche die Stimme sofort erkannt hatte. „Mein Vater kommt mir zu Hilfe.“

„Schweigt und sprecht kein Wort,“ sagte der Agent mit rauhem und gebietendem Tone, seine kalte, klebrige Hand auf des Mädchens Schulter legend.

Es war nicht möglich, zu wissen, in welcher Richtung man vorwärtsfuhr, aber Pepi gewahrte endlich, daß der Wagen über steinernes Pflaster rollte. Nachdem dies noch eine gute Weile gedauert, öffnete

der geheime Agent die Ledervorhänge des Wagens. Man war an Ort und Stelle.

Die Bachler-Pepi, unter dem Vortritt des Agenten und begleitet von den beiden Soldaten, stieg nun die breiten Stufen eines großen Hauses in der Herrengasse hinan, durchwanderte einen Corridor, dessen Eingang von einer kleinen Thüre geschlossen, eher dem Eingange zu einem Kerker, als in die Gemächer eines fürstlichen Hauses glich, und gelangte endlich in ein Vorgemach, wo zwei Amtsdiener, unbeweglich wie zwei Statuen, auf ledergepolsterten Bänken saßen.

„Erwartet mich hier," sagte der Agent zu der Gefangenen, nachdem er sie mit einem Blicke der Obhut der zwei Soldaten empfohlen hatte, welche sich darauf, das Gewehr beim Fuß, an den Eingang postirten. Der Agent öffnete nun eine Seitenthür, die sogleich hinter ihm schwer in's Schloß fiel, und verschwand.

Nachdem er durch ein paar kleinere Gemächer gegangen war, trat er endlich in einen Saal, in welchem blos mehrere braunsammtene Lehnstühle und ein Tisch, mit einem großen grüntuchenen Teppich bedeckt, standen.

An diesem Tische saß ein in mittleren Jahren stehender Mann, dessen Züge entweder durch seine heftigen Leidenschaften oder durch anstrengende Arbeiten vor der Zeit welk geworden; denn sein Angesicht war so trocken und vergilbt, wie ein Pergament, und seine Augen, fast bar der Augenwimpern, hatten die Schärfe und Härte des Stahls.

Als der Agent eingetreten war, erhob der Mann, von dem wir sprechen, langsam sein Haupt, legte einen entsiegelten Brief, der bis jetzt seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu haben schien, vor sich auf den Tisch hin und sagte mit kurzem gebieterischen Tone:

„Nun, hat Er sie getroffen?"

„Nein, gnädiger Herr Hofrath," sagte der Agent, „denn sie waren Alle, ehe ich anzulangen vermochte, bereits verschwunden; es muß dies jedoch sehr kurze Zeit vorher gewesen sein, denn ich fand noch die frischen Spuren ihrer Tritte in den Sand der Felsenhöhle bei Buchberg eingedrückt."

„Also war die Denunciation, die man mir gemacht hatte, dennoch wahr und es hat wirklich an diesem Orte eine Versammlung von Männern stattgefunden, allen Ernstes stattgefunden?"

„Ja, gnädiger Herr Hofrath; ich habe übrigens ein junges Mädchen, welches ich an dem bezeichneten Orte fand, festgenommen und hierher escortiren lassen; diese kann dem Herrn Hofrath vielleicht nähere Auskunft geben."

„Ist Er aber seiner Sache gewiß? Glaubt Er wirklich, daß sie etwas wissen kann?"

„Ich möchte es mit meinem Leben verbürgen, weil sie sich in dem Augenblicke in der Höhle befand, als die unbekannten Männer dieselbe verlassen hatten."

„Kennt Er das junge Mädchen?"

„O ja; sie heißt Josephine Bachler und ist die Tochter eines Wirthschaftsbesitzers in Buchberg; sie hat einen Bräutigam, den ungarischen Gardisten Stefan Martony. Wenn man eine Weile sich in der Gegend herumgetrieben hat, kennt man die Verhältnisse aller Insassen."

Von allen diesen Mittheilungen zog nur ein einziger Punkt die Aufmerksamkeit des Hofrathes und Inquirenten an.

„Stefan Martony, ungarischer Gardist!" wiederholte er bedächtig. Dann sprach er halblaut einige Worte, unbekümmert, ob sie von dem Berichterstatter vernommen würden oder nicht. „Aber eben dieser Martony war es ja, den gestern Abend mehrere Männer, welche ihm aus der Erde zu wachsen schienen, verfolgten und der sofort nach Wien zurückritt, um die Behörde davon in Kenntniß zu setzen. Freilich wußte er nicht, daß wir ohnehin schon früher unterrichtet worden waren. Laß' die Gefangene eintreten," sprach er, indem er diesmal das Wort direct an den Agenten richtete.

Dieser entfernte sich und kam sogleich wieder mit dem Mädchen zurück.

Als die Bachler-Pepi dem Polizeidirector, Hofrath Beer, — es war dies der Gewaltige — gegenüber sich befand und den durchdringenden Blick, welchen wir zu charakterisiren bemüht waren, auf sich haften sah, begriff sie mit einem Male, daß, um nicht ihren Schwur zu brechen und unangefochten aus dem Verhöre zu treten, das sie eben zu bestehen haben werde, sie sich fassen und ihren ganzen Muth zusammennehmen mußte; auch rief sie sich die Art und Weise des abgelegten Eides in's Gedächtniß zurück.

„Ich habe auf das Kreuz Christi geschworen, zu schweigen, und ich werde meinen Schwur halten," sagte sie innerlich sich selbst,

während der Polizeidirector sie mit seinem durchdringenden Blick zu erschrecken fortfuhr.

Nachdem Hofrath Beer noch eine ziemliche Weile in einem starren Schweigen beharrte, dessen Wirkung er wahrscheinlich sehr klüglich berechnete, entschloß er sich endlich das Wort zu nehmen und sprach die Gefangene an.

„Im Namen der hohen Obrigkeit," sagte er mit einer feierlich ernsten Stimme, „befehle ich Euch, freimüthig meine Fragen zu beantworten. Josephine Bachler, man hat Euch allein in einer Felsenhöhle bei Buchberg am Schneeberg getroffen; haben sich Männer dort eingefunden? Habt Ihr diese Männer dort gesehen? Wißt Ihr, in welcher Absicht sich diese Männer dort versammelt haben?"

„Gnädiger Herr, ich verstehe Sie nicht," antwortete das Mädchen ruhig. „Von was für Männern sprechen Sie? Ich weiß nichts und habe auch nichts gesehen."

„Ihr lügt," fuhr sie der Inquirent rauh an. „Man hat auf dem Boden die Spuren von Tritten entdeckt, welche nicht die Euren waren — Ihr seht also, daß Ihr lügt. Und wenn Ihr diese Zeugenschaft nicht anerkennen wollt, so werde ich Euch eine andere vorführen, die Ihr nicht zurückzuweisen im Stande sein werdet."

„Eine Zeugenschaft, und welche?" fragte das Mädchen mit derselben naiven Unbefangenheit, welche sie so glücklich angestimmt hatte.

„Jene Eures Bräutigams, des ungarischen Gardisten Stefan Martony," war die Antwort. „Er hat die Männer, von denen ich spreche, an dem Orte angetroffen, wo Ihr Euch befunden und ist sofort nach Wien geeilt, um seine Begegnung mit ihnen der Behörde zur Kenntniß zu bringen."

Das Mädchen konnte, ungeachtet all' seiner Entschlossenheit, gegenüber einer solchen Angabe, eine Bewegung des Schreckens und der Angst nicht unterdrücken. War dem so, dann befand sich Pepi im directen Widerspruch mit ihrem Bräutigam, es war ferner eine Confrontation zwischen ihm und ihr eine ganz wahrscheinliche, ja fast nothwendige Folge; und was sollte daraus werden? — Wird sie in Gegenwart ihres Bräutigams, der mit der vollsten Gewißheit und Ueberzeugung aussagen wird: „Ich habe gesehen," den nöthigen Muth haben, ihm in's Gesicht zu widersprechen und zu sagen: „Ich habe nicht gesehen!"

Während die Bachler-Pepi von diesen Gedanken beunruhigt

wurde, betrachtete der Polizeidirector die Verwirrung des Mädchens als den Anfang eines Beweises und sagte zu sich selbst: „Sie weiß Etwas, und wird und muß es gestehen.“

„Nun denn,“ fragte der Polizeidirector, sich neuerdings an das Mädchen wendend, „seid Ihr nicht sattsam der Lüge überführt und wollt Ihr noch ferner hartnäckig bei einem so unwiderlegbaren Beweise die Wahrheit nicht freiwillig eingestehen und im Leugnen verharren? Hört mich an,“ — fuhr er fort, indem er seinen harten Ton etwas milder stimmte — „Ihr seid jung und unerfahren und wißt vielleicht nicht, in welcher Gefahr Ihr Euch befindet. Ich will es Euch sagen. Wenn Verräther gegen das Kaiserreich, ja gegen das erhabene Oberhaupt des Staates sich verschwören, so ist es die Pflicht jedes Bürgers, er sei ein Mann, ein Weib oder ein Kind, sie zu überwachen und sie anzugeben, sobald er ihr Complot entdeckt hat, sei es, daß es ihm der Zufall oder seine eigene List entdeckt hat. Wenn ein Bürger diese Pflicht strengstens zu erfüllen verabsäumt, so ist er strafbar und wird — je nachdem der Fall des Hochverrathes erschwerend oder nicht — entweder in lebenslänglichem unterirdischem Kerker verhalten, oder büßt gleich den Hochverräthern selbst auf dem Hochgerichte die Schuld seines Verschweigens. Euch aber lacht eine glückliche Zukunft, ein Leben voll Freude und Hoffnung entgegen, ein Bräutigam, der Euch innig liebt, harrt Eurer; — wollt Ihr denn das Alles und vielleicht noch das Heil Eurer Seele auf's Spiel setzen und dabei beharren, das was Ihr wißt zu verschweigen und die Schuldigen nicht anzugeben?“

Diese Worte waren darauf berechnet, in der Seele der Jungfrau den mächtigen Selbsterhaltungstrieb zu erwecken. Unter der Maske des Mitleids stellte man ihr alle Bilder des Schreckens dar; dann, indem man sie an ihre Jugend, an ihre Hoffnungen, an ihre Liebe erinnerte, wollte man ihr die Resignation erschweren und malte ihr das Leben ebenso reizend aus, als man ihr den Tod unter den furchtbarsten Schrecken des Hochgerichtes zeigte. Dies war noch immer die Form des damaligen Gerichtsverfahrens, eine fürchterliche Komödie, in welcher der Richter auf alle Leidenschaften speculiren, alle Schwächen benützen, alle Schrecken zugleich erwecken durfte; bald zu der unedlen hassenswerthen Rolle eines Anklägers und Aufreizers herabstieg, bald wie ein reißendes Thier brüllte, um durch die Furcht ein Geständniß erzwingen, bald wie eine giftige Schlange zischend unter

den Blumen dahinkroch, um seine Beute desto sicherer zu umschlingen, einschmeichelnd, heuchlerisch, vor keinem noch so verächtlichen Mittel, wenn es nur zum Ziele führte, zurückbebend und einen so hohen Ruhm dareinsetzend, einen Beinzichtigten in seinen Schlingen gefangen zu haben, wie ein Mädchenjäger, wenn er ein unschuldiges Opfer verführt hatte.

Die heutige Zeit freilich, mit ihrem ebenso humanen, als leidenschaftslosen Rechtsverfahren, mit ihren tausendfach verbesserten Gesetzen, ihrem unabhängigen, hochgeehrten Richterstande, weiß von derartigen Vexationen nichts, umsoweniger jetzt, wo der Bürger am Urtheilsspruche Theil nimmt und über den Bürger richtet, während das vorgeschilderte Verfahren immer, zu allen Zeiten und in allen Ländern platzgreift, wo die Gerechtigkeit, anstatt die Politik zu beherrschen, von ihr beherrscht wird. Dann ist's aber auch mit der Gerechtigkeit vorbei, dann sitzt in den Gerichtssälen statt der unparteiischen blinden Themis eine launische, blutgierige, zügellose Gottheit ohne Regel und Würde da, die ihre Binde zerreißt und ein falsches Gewicht in die Wagschale wirft.

Während der Polizeidirector, ein echter Zögling seiner Zeit, sprach, zuckten tausend Gedanken im Kopfe der armen Gefangenen auf und tausend Eindrücke spiegelten sich auf ihren lebhaften Zügen ab, wiewohl sie sich alle erdenkliche Mühe gab, sie zu beherrschen.

„Hört mich noch an," fuhr der Inquirent in seiner Rede weiter fort. „Man hat Euch vielleicht große Versprechungen gemacht, Euch zum Schweigen zu vermögen? Die Regierung wird Euch mehr geben, als man Euch versprochen hat. Man hat Euch vielleicht durch Drohungen eingeschüchtert? Fürchtet nichts, die Behörde nimmt Euch in ihren Schutz und steht für Euer Leben. Man hat Euch vielleicht durch einen Schwur die Zunge gebunden? Nun, die Regierung, welche alle Macht besitzt, entbindet Euch Eures Eides. — Sprecht also, wer sind die Männer, die sich gestern in der Felsenhöhle bei Buchberg heimlich versammelten? Was haben sie diesen Abend besprochen? Was haben sie überhaupt vor? Welchen Tag haben sie zum Ausbruche ihres Complottes bestimmt?"

Das Gewissen des Mädchens blieb ruhig und sie ließ sich nicht verblüffen. Der Polizeidirector staunte über ihr Schweigen und sagte ihr zum zweiten Male:

„So gebt doch Antwort und redet!"

Aber das junge Mädchen hatte sich vorgenommen, unerschütterlich bei dem trockenen System des Leugnens, das sie angenommen hatte, zu verharren und sich in keine weitschweifigen Erklärungen einzulassen, weil sie befürchtete, sich in eine Schlinge zu verwickeln und sich durch ihre Antworten verdächtig zu machen.

„Ich kann nichts sagen, denn ich weiß nichts,“ antwortete sie.

„Seid Ihr bereit, einen Eid abzulegen, daß Ihr nichts wißt?“ fragte der Inquirent.

„Ich werde ihn ablegen,“ antwortete das Mädchen, und dachte, daß die Nothwendigkeit einen früher geleisteten Schwur zu halten, die Falschheit eines zweiten, abgedrungenen Eides entschuldige.

„Und wenn ich Euch dem Criminalgerichte überliefere,“ sagte der Polizeidirector, „das — wenngleich unser milder Regent wesentliche Besserungen einführte — noch immer der härtesten Mittel genug hat, um die Wahrheit herauszupressen — werdet Ihr auch dann noch bei Eurem Schweigen verharren?“

Diese letzte Drohung war das schrecklichste Mittel, dessen sich der Inquirent bediente. Wenn ihr auch bekannt war, daß schon unter der Kaiserin Maria Theresia die Martern der Foltern aufgehoben worden waren, wußte sie dennoch, daß gräuliche unterirdische Gefängnisse, Stock- und Ruthenhiebe, Entziehung der Nahrung noch immer als erlaubte Pressionsmittel auf dem Codex der Strafgerichtsordnung standen, ja — wie der Volksmund, dem nichts abenteuerlich genug ist, trotz allen Milderungen der Strafhandhabung noch immer behauptete — daß manche Richter noch immer in geheim verborgener Willkür die Gefangenen foltern ließen. In jedem Falle also mußte für ein junges, schönes, etwa zwanzigjähriges Mädchen, das bis jetzt, Dank sei es ihrer einfachen, unbeachteten Herkunft, ruhig und unangefochten sein Leben hingebracht hatte, eine solche Aussicht, deren Schrecken und Qualen selbst bei mildester Auffassung sie sich in ihrer Phantasie leicht ausmalen konnte, etwas entsetzlich Fürchterliches sein. Sie schloß auch im innersten Erbeben die Augen, als wollte sie einer schrecklichen Version entfliehen, und antwortete:

„Auch die herbsten Quälereien werden mir keine Aussage erzwingen können, weil ich nichts weiß und daher auch nichts auszusagen vermag.“

Der Polizeidirector erhob sich von seinem Sitze, und wiewohl er seine ruhige Fassung nicht verlor, so fing doch die Halsstarrigkeit

des jungen Mädchens an, ihn zu erzürnen. Er schritt stillschweigend einigemal den Saal auf und ab, fuhr mit der Hand über seine Stirne und sagte hierauf barsch zu der Gefangenen:

„Entfernt Euch!"

In demselben Augenblicke erschien, wie ein citirtes Gespenst, der Polizei-Agent.

„Das junge Mädchen wird so lange warten, bis ich sie rufen lasse," sagte Hofrath Beer zu dem Agenten, welcher sofort Pepi am Arme faßte, als wollte er ihr den Weg zeigen.

Als sich der Polizeidirector allein befand, setzte er seinen schweigsamen Spaziergang durch den Saal noch einige Zeit fort; dann blieb er plötzlich stehen und sprach also leise vor sich hin:

„Wenn je die Aufhebung der Folter zu bedauern, ist's bei solchen Fällen von Hochverrath. Wie soll man da auf das Wahre kommen? Die Inculpatin ist dazu ein Mädchen — ein Mädchen vom Lande; geht man hier scharf in's Zeug, so könnte der Bauernstand Partei für sie nehmen und ist die Meute einmal entfesselt, dann ist's ein gefährliches Ding. Ohnehin hängt der Landmann wie der gemeine Städter mit aller Zähigkeit an dem Andenken des Kaisers Josef und so ist's doppelt geboten, mit aller möglichen Nachsicht gegen das Volk zu verfahren, damit wir uns nicht die ganze Gesellschaft entfremden, alle Sympathien verscherzen und etwa gar unter der Last des allgemeinen Hasses zu Grunde gehen. Ja, wenn's ein kleiner Adeliger oder ein Beamter wäre, da könnte man schärfer in's Zeug gehen, einen solchen könnte man frei, nach Gutdünken vernichten, ohne irgend Jemanden darüber Rechenschaft ablegen zu dürfen, von den gar großen Herren zu geschweigen, gegen die man leider nur allzu nachsichtig sein muß. Also Vorsicht ist in diesem Falle ein Gebot dringender Nothwendigkeit; man muß es auf schlauere Weise versuchen. Aber was machen!"

Wir sehen, daß die Unbedeutendheit und geringe Herkunft der Bachler-Pepi sie vor großem Ungemach schützten und daß die Polizei jener Tage zagend vor einem Landmädchen stand.

Inmitten dieser Unentschlossenheit nahm der Polizeidirector neuerdings das Papier zur Hand, welches er bei der Ankunft des Agenten auf den Tisch niedergelegt hatte, und durchlief es aufmerksam. Es war ein Schreiben, welches vor Kurzem dem Polizeidirector zugesendet worden war und den folgenden Inhalt hatte:

„Man macht der hochlöblichen Behörde zu wissen, daß ein Verrath gesponnen wird und man ist sogar im Stande, genau den Plan der Verschwörer anzugeben. Man hat beschlossen, sich eines Abends in die Hofburg zu schleichen, alle Soldaten und Gardisten, die als Wachen da aufgestellt sind, zu ermorden, bis zum Staatsoberhaupte zu gelangen, dasselbe — nach dem Muster der Geschehnisse mit König Ludwig XVI. von Frankreich — in sicheren Gewahrsam zu bringen, das Volk zu den Waffen zu rufen und eine gänzliche Veränderung der Regierungsform zu proclamiren. Dies ist vorläufig der Plan der Verschworenen. Den Tag, an welchem sie losbrechen wollen, kennt man nicht. Die Namen der Aufruhrstifter weiß man nicht, oder vielmehr, will man nicht nennen; nur dürfte eine Versammlung der Verschwörer schon heute oder morgen in der Felsenhöhle bei Buchberg stattfinden."

„Der Denunciant hat seine Schuldigkeit gethan," murmelte der Polizeidirector, „er setzt uns den Plan der Verschwörer auseinander und der Plan muß genau sein, denn die Verräther lügen nicht; aber es fehlen Daten und Namen."

Der Herr Polizeidirector täuschte sich bei seiner sonst nicht unrichtigen Logik nur in einem Punkte. Der Denunciant konnte ja nicht aus der Gesellschaft der Verschwörer sein, um im eigenen Interesse im Trüben zu fischen und die Hinweisung auf die Höhle als Versammlungsort blos Vermuthung oder absichtliche Irreführung sein. Kannte doch Herr Hofrath Beer derartige miserable Subjecte genug, die in Amt und Würden standen, wie die Professoren Hoffmann und Watterot, den Rath Gotthardy und den Exjesuiten und fürstlichen Hofmeister Karl Hoffstätter, von denen wir übrigens noch eingehender hören werden.

„Das junge Mädel, die Bachler-Pepi," fuhr der Polizeidirector in seinem Selbstgespräche fort, „die könnte wohl die Angabe vollständig machen, dessen bin ich gewiß; denn die Umstände, welche ihre Verhaftung herbeigeführt haben, die Unruhe, die sie während meiner Fragen beherrschte; ihre verstellte Unwissenheit, ihre Halsstarrigkeit, mit der sie allen meinen Fragen auswich, das Schwanken ihrer einzigen Antwort: Ich weiß nichts! — alles das beweiset mir, daß sie Alles weiß, daß sie mir Alles offenbaren könnte. Sie muß sprechen und sie soll sprechen, sonst übergebe ich sie der härtesten Criminalprocedur."

Wieder ging er eine Weile nachdenkend auf und ab, dann fügte er mit leiser Stimme hinzu:

„Wie wäre es aber, wenn man ein anderes Mittel auffinden könnte, der Bachler-Pepi die Zunge zu lösen! Was könnte auf sie Einfluß haben, auf das einfache Landmädchen, die Braut eines Soldaten?"

Der Polizeidirector hatte diese letzten Worte so langsam und gedehnt ausgesprochen, als wollte er sich von jeder Sylbe Raths erholen.

„Eines Soldaten, Namens Stefan Martony —" wiederholte er mit einem dumpfen Tone; dann fingen plötzlich seine Augen sonderbar zu glänzen an und seine bis nun heisere Stimme klang hell und klar, als er wieder ausrief: — „Aber dieser Martony ist ja ein ungarischer Gardist!"

Diese exaltirte Aufwallung dauerte jedoch nur einen Moment. Wie eine Decoration, welche auf Befehl des Maschinisten abgeräumt wird, um einer andern Platz zu machen, so nahmen auch die Züge des Polizeidirectors ihre alte versteinerte Unbeweglichkeit wieder an, und als der Agent auf den Ruf eines Glockenzeichens hereintrat, um die Befehle seines Chefs entgegen zu nehmen, sagte ihm dieser kalt:

„Laßt die Verhaftete wieder hereintreten."

Als nun die Bachler-Pepi von dem Agenten wieder hereingeführt worden war, sagte er zu derselben:

„Bevor ich über Euer Loos entscheide, möchte ich Euch genau die Lage zeigen, in welcher Ihr Euch befindet. Die hohe Behörde ist unterrichtet und in Kenntniß gesetzt, daß ein verbrecherisches Complot gegen die Staatsgewalt gesponnen wird; sie weiß Alles. Das Bekenntniß, welches wir von Euch fordern, soll mehr als eine freiwillige Zeugenschaft zur Erhärtung der Beweise dienen, die wir in Händen haben, und Euererseits keine Denunciation sein. Euer Schweigen wird Niemand retten — bedenkt das wohl! — aber es kann leicht Euer eigenes Verderben werden."

Diese Ansprache erzeugte in Pepi's Brust kein anderes Gefühl, als das der schmerzlichsten Ueberraschung. Da die Verschwörer den Plan des Angriffs vor ihr nicht berathen hatten, so konnte sie auch nicht wissen, in wie weit ein solcher stattfinden sollte und wie schwer das Vergehen sein könne; aber ihr Herz nahm in seinem tiefinnersten Grunde den wärmsten Antheil an dem Schicksale der Männer, welche

ihr das Leben geschenkt hatten und vorzüglich interessirte sie sich um den Grafen Szigray, der für sie als Bürge eingestanden war.

„Ihr wißt eben noch nicht Alles," fuhr der Polizeidirector fort, indem er ein boshaftes Lächeln, das die Jungfrau mehr erschreckte, als seine sonstige eisig ernste Miene, zu unterdrücken suchte. „Es liegt mir hier die Denunciation eines Unbekannten vor, der die hohe Behörde von dem Vorhaben der Verschwörer in allen Einzelheiten benachrichtigt. Unter vielem Andern, was Euch nicht sonderlich zum Bekenntniß auffordern mag, befindet sich jedoch eine Stelle, die ich Eurer vollsten Aufmerksamkeit zur Würdigung empfehlen möchte. Es steht nämlich wörtlich da: „Man hat beschlossen, sich eines Abends in die Hofburg zu schleichen, alle Soldaten und Gardisten, die als Wachen da aufgestellt sind, zu ermorden."

Er hielt inne und schien eine Antwort zu erwarten; da er aber bemerkte, daß sich auf dem Gesichte des Mädchens nur Betäubung malte und daß ihr verwirrter Geist das Licht gewaltsam zu vermeiden schien, begnügte er sich, hinzuzufügen:

„Und Ihr wollt noch ferner behaupten, daß Ihr gar nichts wisset?"

„Ich behaupte es und werde es immer behaupten."

„Nun gut, so bleibt mir nichts übrig, als Euch in Freiheit zu setzen und unangefochten ziehen zu lassen, ohne Euch weiter etwas zu thun. Indessen wäre es immerhin zu verantworten, wenn ich Euch der Criminaljustiz zu weiterer Amtshandlung übergeben möchte und ich werde dies auch lieber thun, wenn Ihr nicht Eure Freiheit mit einer Bedingung erkauft. Ihr müßt die Hand erheben und bei Gott, der heiligen Jungfrau Maria und allen Heiligen schwören, daß Ihr Niemanden das, was Ihr gesehen und vernommen habt, erzählet. Niemanden, versteht mich wohl, weder das, was Ihr in der Felsenhöhle vernahmt, noch das, was mit Euch hier bei mir vorgegangen und noch vorgehen wird. Wollt Ihr dies thun, dann seid Ihr augenblicklich frei."

Bevor das arme Mädchen antwortete, dachte es eine Weile nach und fragte sich, ob die Bedingung, unter welcher man sie in Freiheit zu setzen bereit sei, keine Schlinge wäre, in der man sie fangen wollte, und ob dieser zweite Schwur, den man ihr auferlegte, nicht ein förmlicher Bruch des ersten sei. Und erst nachdem sie mit allem Scharf-

sinne mädchenhafter Casuistik ihr Gewissen erforscht hatte, entschloß sie sich, den neuen Eid, welcher sie in Freiheit setzen sollte, abzulegen.

Als sie geschworen hatte, sagte der Polizeidirector zu dem Agenten, welcher auf den Ruf der Glocke wieder eingetreten war:

„Führe Er das Mädchen zu dem Wagen, der auf sie wartet, um sie nach Hause zu führen. Hat Er das gethan, so kehre Er zurück und trage Er das soeben angelangte Schreiben des Capitäns der ungarischen Garde zu Seiner Excellenz dem Polizeipräsidenten; dieses Schreiben enthält" — und die Stimme des Directors erhob sich, um den Worten alle Schärfe der Bedeutung zu geben, welche damit beabsichtigt war — „die Genehmigung auf das Ansuchen Seiner Excellenz, daß der Gardist Stefan Martony ununterbrochen, ohne die Burg verlassen zu dürfen, in voller Uniform sich in den Gängen aufzuhalten habe, bis die Ordre seiner Abberufung erfolgt." So, und nun seid Ihr entlassen und könnt Euch entfernen."

Das harmlose Landmädchen faßte für den Moment nicht die Tragweite dieser Worte und bemerkte nicht einmal das malitiös bezeichnende Lächeln, welches dieselben begleitete. Sie überließ sich ganz dem Glücke ihrer wiedererlangten Freiheit, stieg rasch und freudig die Stufen des Regierungsgebäudes hinab, schöpfte mit Lust die Luft, die ihr entgegenwehte und sprang behende in den Wagen, welcher sie hierhergebracht hatte und nun mit ihr die Rückreise antrat.

Zu Hause angelangt, umarmte sie ihren Vater, ertrug ohne böse Laune seine Vorwürfe und wich sogar geschickt seinen Fragen aus. Als sie aber in ihre Kammer trat und all' die verschiedenen Auftritte des letzten stürmischen Zeitraumes genau überdachte, erleuchtete plötzlich ein düsteres Licht ihren Geist. Jetzt erinnerte sie sich plötzlich der letzten Worte des Polizeidirectors und begriff den Sinn der fürchterlichen Mittheilung an den Mann, der sie verhaftet hatte — Stefan Martony unausgesetzt als Wache auf jenem Platze, welchen die Verschwörer zuerst anzugreifen beabsichtigten.

Die Verschworenen mußten ja, ehe sie in die inneren Gemächer des Palastes dringen konnten, die Wachen ermorden und in welch kurzer Zeit sollte dieses fürchterliche Vorhaben — wenn anders der Denunciant die Wahrheit sprach — in's Werk gesetzt werden! Innerhalb einer Woche konnte Stefan eine Leiche sein! Statt den phy-

sischen Qualen, mit denen sie verschont geblieben war, war sie nun auf eine moralische Folter gespannt, die tausendmal grausamer war und sie in die Nothwendigkeit versetzte: entweder das, was sie wußte, zu bekennen, oder — ihren Bräutigam ermorden zu lassen.

„Mein armer Stefan!“ rief sie händeringend und mit Thränen in den Augen aus. „Ich kenne die Gefahr, in welcher Du durch acht Tage mindestens schwebst und vermag Dich nicht zu retten! Ich kann ängstlich die Stunden zählen, welche Dir noch übrig gelassen werden!“

Pepi brachte die ganze Nacht mit Thränen zu. Als der Tag anbrach, schlich sie aus dem Hause und eilte nach Wien.

Achtes Capitel.

Eine Sclavin, die ihre Fesseln lockert.

An der Stelle des Bazars, welcher einen Theil der Tuchlauben (frühere Spenglergasse) mit der Seizergasse verbindet, stand zur Zeit unserer Erzählung der alte Seizerhof.

Das Gebäude selbst war ein sehr merkwürdiges, stand bereits im vierzehnten Jahrhunderte und wurde damals mit der Bezeichnung „bei den Röhren" oder „der Röhrhof", von einer Wasserleitung gekennzeichnet. Die Spuren dieser letzteren wurden noch bei der Demolirung (1838) aufgefunden. Das Haus gehörte dem Hanns Stadlauer, jenem reichen und einflußreichen Bürger, der sich an der Rebellion gegen Herzog Friedrich III., dem Schönen, betheiligte und im Jahre 1310 erst an dem Schweif eines Pferdes zur Stadt hinausgeschleift und dann gerädert wurde. Darauf überließ der Herzog, welcher den Besitz des Rebellen eingezogen hatte, den „Röhrhof" für seine Schuld von 700 Mark löthiges Silber den Wiener Bürgern Wernhard und Heinrich die Chranesten, von deren Enkeln ihn die Herzoge von Oesterreich, Albrecht II. und Otto der Fröhliche, für 500 Mark zurückkauften (1334). Herzog Friedrich hatte ferner 1313 das Karthäuser Kloster Mauerbach gestiftet, berief aus der Karthause Seiz in Untersteiermark (Deutschlands erste Karthause) die Ordensgeistlichen dahin und setzt aus ihnen den Mönch Gottfried zum Prior ein. Im Volksmunde blieb diesen Mönchen der Beiname „die Seizer," was sich auch auf deren Besitzthum erstreckte. Der vorerwähnte Prior stand seinem herzoglichen Gönner während dessen Haft im Schlosse Trausnitz helfend zur Seite und erhielt dafür 1327 nach dessen Befreiung von ihm ein steuerfreies

Haus in der heutigen Dorotheengasse, das die Weinschankgerechtigkeit besaß. Nach Herzogs Friedrich Tode erbauten seine Brüder das Augustinerkloster nächst der Burg, tauschten den „Seizern" ihr Haus mit dem „Röhrhof" ab und übertrugen die Weinschankgerechtigkeit auf denselben. So findet man denn schon 1403 den Namen „Seyzhof", später Seizerhof, und dieser Name blieb dem Gebäude bis in die neueste Zeit und dasselbe fortwährend im Besitz der Karthause Mauerbach, bis diese 1782 von Kaiser Joseph II. aufgehoben, die darin befindliche Capelle Sanct Nicolaus gesperrt und der Hof mit allen Gerechtsamen an den Wiener Bürger und Handelsmann Johann Georg Reich verkauft wurde, dessen Erben ihn noch heute besitzen.

Zur Zeit, wo unsere Erzählung spielt, führen wir die freundlichen Leser in das erste Stockwerk des, der Spenglergasse zugewendeten Tractes, und zwar in eine nicht sehr große, aber mit dem feinsten Raffinement ausgestattete Wohnung.

Von der Stiege aus gelangte man in ein Vorgemach, aus diesem in einen Salon, an den sich links ein Speisezimmer, rechts ein ziemlich geräumiges Boudoir mit Alkoven anschloß.

Das letztere Gemach war die Perle der Wohnung. Die Wände waren mit hellblauer Seide tapezirt, auf der Blumen und Früchtenstücke in reich ornamentirten Medaillons prangten. Gleich von Farbe und Stoff waren auch die Möbel; der Boden war mit weichen Teppichen belegt, in welche der Fuß tief einsank.

Das Innere des Alkovens wurde durch einen Vorhang von blauer Seide, außen ganz mit einem feinen Spitzenüberzuge versehen, den Augen entzogen. Eine Ampel, welche an goldenen Kettchen von der buntbemalten Decke niederhing, durchstrahlte das Gemach mit sanftem Lichte, denn es war Abend und die Fenster waren mit Spaletladen geschlossen.

Eine junge Frau, in köstlichem Negligée, das berauschende Wohlgerüche ausströmte, saß in einem kleinen Fauteuil, die Füßchen auf einen Schemel gestützt, und blickte nachdenklich vor sich hin. Sie war von hoher Schönheit, das Antlitz oval, von blendender Weiße, Lippen und Wangen rosig, Haare, Augen und Augenbrauen vom tiefsten, glänzenden Schwarz.

Hals und Nacken, so weit sie aus dem Wuste kostbarer Spitzen zu Tage traten, waren von der bewunderswerthesten Form, ebenso der Arm, der sich auf die Lehne des Fauteuils stützte, und die kleine Hand

mit den rosigen Spitzen, welche einen großen, buntbemalten Fächer unruhig hin und her bewegte.

Ein leises Klopfen an der Thüre machte die junge Dame aufblicken.

„Bist Du es, Juscha?“ frug sie in polnischer Sprache mit etwas müdem Tone.

Die Thüre öffnete sich; eine bejahrte Frau, überaus nett und rein gekleidet, trat in das Boudoir. Sie schlich vielmehr herein, wie eine Katze mit gekrümmtem Rücken und vorgeneigtem Haupte; die grauen, beredten Augen waren auf die schöne Frau gerichtet, die Hände hatte sie im Schoße gefaltet und ein freudiges Grinsen umspielte die aufgeworfenen Lippen. Das Antlitz zeigte den Typus der slavischen Niederen.

Juscha, eine Abkürzung für Josefine, wie wir die Frau nennen hörten, eilte auf die junge Dame zu, neigte sich vor ihr bis auf den Boden und küßte den Saum ihres Gewandes.

„Wie Du schön bist, mein Goldkind!“ sagte sie in bewunderndem Tone, während sie mit zusammengeschlagenen Händen um die Dame herumging. „Du lieber, gütiger Gott — so schön! Ich kann mich nicht satt sehen an Deinem Anblicke, mein süßes Herz.“

„Wirst Du niemals aufhören mit Deinem verrückten Geplauder?“ entgegnete gleichgiltig die junge Frau; „wie oft soll ich Dir sagen, daß es mich langweilt?“

„Verzeih' mir's, mein Täubchen; so oft ich Dich ansehe, läuft mir das Herz über. Soll ich nicht stolz sein auf Dich? Habe ich Dich nicht herangezogen, als Deine Mutter so früh gestorben? Hat diese Brust Dich nicht gesäugt, zugleich mit dem armen Fredjiu, meinem hübschen Buben, der — der —“

Die Alte hob die Schürze an die Augen und machte ein weinerliches Gesicht.

Die junge Schönheit runzelte die Stirn und blickte die alte Dienerin mit strengen Augen an.

„Juscha,“ sprach sie, „habe ich Dir nicht ein- für allemal verboten —“

„Von dem armen Fredjiu zu reden,“ schluchzte die Alte; „ja, ja — ich weiß, aber er ist und bleibt doch mein Kind — und der Bube hing so an Dir, er hatte Dich gar so lieb! Weißt Du noch, wie er in den Saan sprang, weil Du eine Blume haben wolltest, die

Du auf den Wellen treiben sahest? Er war zehn Jahre alt und konnte nicht schwimmen, und doch sprang er in den Fluß, Dir die Blume zu holen. Wäre nicht ein Retter gekommen, dann hätten ihn die Wellen verschlungen, so aber zog man ihn bewußtlos heraus, in den starren Händen die Blume, nach der Du verlangt."

Die Erinnerungen schienen der jungen Dame nicht angenehm, denn der Ausdruck des Mißmuths in ihrer Miene wurde größer.

„Willst Du mich böse machen, Juscha?" fragte sie streng, „soll ich Dir wiederholen —"

„Ach, ich weiß, ich weiß — Du willst nichts wissen von meinem armen Buben. Was er Dir gethan haben mag! Er sagte mir nichts — und lief in's Weite. Aber er bleibt doch mein Kind, das ich mit Schmerzen geboren habe, und ich darf weinen um ihn. Nun — nun, sei wieder gut, Kochanka (Herrin); ich will Dir nichts mehr von ihm erzählen, wenn Du böse wirst — sei wieder freundlich mit der armen Juscha."

Die Alte kniete nieder, umfaßte demüthig die Füße der jungen Schönen, um sie zu küssen. Dann erhob sie sich, trocknete ihre Augen, rückte sich ein Tabouret neben den Fauteuil ihrer Gebieterin und ließ sich auf selbes nieder.

„Willst Du nicht die schönen Sachen anschauen," frug sie, „die man heute Nachmittags gebracht hat? O, welche Herrlichkeit, welche prächtigen Stoffe, welch' schöne Spitzen! Mein Püppchen wird darinnen aussehen wie eine Königin."

„Das hat morgen Zeit," antwortete die schöne Frau gleichgiltig, „sage mir erst, ob Du den Brief besorgt hast, den ich Dir gegeben."

„Freilich," sprach die Alte mit eifrigem Kopfnicken; „bin ich denn säumig, wenn Du etwas befiehlst?"

Die junge Frau richtete sich hastig empor und legte ihre Rechte auf die Schulter ihrer Amme.

„Und die Antwort?" frug sie mit erwartungsvollen Blicken.

Juscha zuckte die Achseln.

„Ich erhielt keine."

Mißmuth, Zorn, Trübsinn zeigten sich auf dem Antlitze der Schönen, als sie sich wieder zurücksinken ließ in den Fauteuil.

„Keine Antwort," murmelte sie, „keine Antwort!"

„Wahrhaftig keine."

„Und Du hast den Brief in seine Hand gelegt?“ frug sie nach einer Pause.

„In seine Hand. Befahlst Du's nicht so, und thut Juscha nicht mmer, was Du befiehlst?“

„Und keine Antwort!“

„Ei, Du wirst sie wohl bekommen. Er sah mich groß an und schob dann den Brief in die Tasche.“

„Er las ihn nicht vor Deinen Augen?“

Juscha schüttelte verneinend den Kopf.

„Hm, 's waren wohl zu viele Leute um uns her; dann fing es schon an zu dunkeln.“

„Vielleicht ist es besser so,“ murmelte die junge Dame nach einigem Nachdenken.

In diesem Augenblicke schrillte ein Glockenschlag durch das Gemach.

Die junge Frau sprang rasch empor.

„Fort,“ flüsterte sie ihrer Dienerin zu, „fort!“

Die Alte eilte aus dem Gemache und die junge Dame schob einen Riegel vor die Thüre.

Als sie sich in das Boudoir zurückwandte, stand sie einem Manne gegenüber, der durch eine Tapetenthüre, die auch dem schärfsten Auge nicht sichtbar war, eingetreten.

Der neue Ankömmling war groß, schlank, auf das Eleganteste gekleidet; er mochte etwas über vierzig Jahre zählen; sein Antlitz war nicht unschön, doch lag ein Ausdruck von hochmüthigem Selbstbewußtsein auf demselben, der ihm Eintrag that.

Die Haltung war aufrecht, stolz, die Art, wie sich der Fremde bewegte, aber trotzdem nicht ohne Grazie; sie verrieth den Mann, der in den Salons der guten Gesellschaft heimisch war.

Der Fremde verneigte sich vor der Gebieterin des reizenden Boudoirs; diese erwiderte den Gruß mit einer graziösen Handbewegung, die zum Sitzen einlud.

Die beiden Personen nahmen einander gegenüber Platz.

„Madame,“ begann der Fremde, „Sie sind auf meinen Besuch vorbereitet?“

Die Dame verneigte sich leicht.

„Allerdings,“ antwortete sie; „die Schilderung, die man mir von Ihnen machte, trifft zu. Ich habe die Ehre, den Herrn Baron Ludolf von Selzer zu sehen?“

„Ich bin es," antwortete der Baron mit einer etwas steifen Verbeugung. „Unsere Unterredung wird nur eine kurze sein, Madame; ich will aus Ihrem eigenen Munde hören, ob Sie im Austausche gegen das, was wir Ihnen bieten, geneigt sind, zu thun, was wir verlangen."

Die junge Frau wollte sprechen; der Baron jedoch bat mit einer ziemlich energischen Geberde, ihn nicht zu unterbrechen.

„Wir bieten Ihnen das Glück, den Reichthum. Beides haben Sie bisher, trotz Ihrer bewundernswerthen Schönheit, nicht gefunden. Sie lebten in Gesellschaft einer alten Amme auf einem dem Verfalle nahen Schlößchen in Galizien, unbeachtet, ungesucht, denn Sie waren arm und die Tochter eines Mannes, dessen Name sich bei den Edlen des Landes keiner Beliebtheit erfreute. Selbst als Ihr Vater starb, änderte sich dies nicht, und Sie hatten, als zuletzt das Schlößchen auch von rücksichtslosen Gläubigern verkauft werden sollte, nur zwei Auswege: das Kloster oder eine Verbindung mit einem Bürgerlichen. Eines wie das Andere widerstrebte Ihnen."

„Herr Baron —"

„Ich bitte Sie, mich erst vollenden zu lassen. Das Glück fügte es, daß einer meiner Freunde nach Galizien kam und Sie dort erblickte. Ihre Schönheit machte einen überwältigenden Eindruck auf ihn, während Ihre traurige Lage sein Herz mit tiefem Mitleide erfüllte. Er beschloß, sich Ihrer anzunehmen, er zog Erkundigungen ein, und als diese ihn befriedigten, führte er Sie hierher, nach Wien. Er glaubt in Ihnen ein Wesen gefunden zu haben, geeignet, um bei einem Werke von hoher Bedeutung mit thätig zu sein. Die Macht einer schönen Frau ist erhaben über jeden Zweifel, und der Mann, vor dem Tausende zittern, der in offener Schlacht die Feinde niedermäht, wie der Engel des Todes, er beugt sich gerne und willig dem süßen Lächeln eines schönen Weibes und legt wie Herkules Löwenfell und Keule ab, um sich mit dem Gürtel und Diadem der Geliebten zu schmücken und den Spinnrocken in die starke Faust zu nehmen. — Sie wissen, daß es Ihre Bestimmung sein soll, einen Mann, der über Millionen von Mitmenschen befiehlt, dessen Wille über Leben und Sterben gebietet, an sich zu fesseln; Sie wissen, daß Ihnen daraus Glück, Reichthum, Wohlleben entsprießen — ich frage Sie nun: wollen Sie dafür denen, welchen Sie Alles dies zu verdanken haben, dankbar sein, thun nach ihrem Wunsche und auf den Mann, dem Sie Ihr

Herz weihen müssen, einwirken in dem Sinne, wie ich — wie Ihre wahren Freunde es verlangen werden?"

„Ich bin bereit dazu."

Der Baron faßte die Hand der jungen Dame.

„Dann heiße ich Sie willkommen als Verbündete," sagte er, die Hand an die Lippen führend, „und beglückwünsche uns, eine Perle entdeckt zu haben, die sonst unbeachtet und ungeschätzt, trotz ihres hohen Werthes, verkümmert wäre. Morgen soll der Mann, von dem ich sprach, Ihr Portrait sehen — ich bin überzeugt, daß es seine Theilnahme im höchsten Maße erregen und das lebhafteste Verlangen erwecken wird in ihm, Sie kennen zu lernen. Sie wissen für den Anfang, wie Sie ihn zu empfangen haben."

„Ich weiß es," antwortete die junge Dame erröthend, mit gesenkten Blicken.

„Sie sollen Stufe für Stufe tiefer in unser Geheimniß eingeweiht werden, und da man mir Ihren religiösen Sinn gepriesen hat, so bin ich gewiß, daß Sie sich mit doppeltem Eifer unserer Verbindung anschließen."

Die junge Dame verneigte sich stumm.

„Alles, was Sie verlangen," fuhr der Baron fort, „wird man bereit sein, zu erfüllen, so lange Sie uns getreu bleiben, aber ich fühle mich verpflichtet, Sie ohne Schonung aufmerksam zu machen, was Ihnen droht, wenn es Ihnen jemals einfallen sollte, uns hintergehen zu wollen. Nicht der Tod ist es, diese Strafe wäre geringe, denn sie schließt jede weitere Marter aus — die Vernichtung Ihrer Schönheit, das Elend, die Verachtung, die Verzweiflung sind es, welche Sie erwarten —"

Die Dame erbleichte.

„Genug," sagte sie mit einer abwehrenden Geberde, „ich werde Ihnen treu sein, Alles thun, was Sie verlangen."

„Nun sind wir einig," sagte der Baron, sich erhebend; „das war es, was ich aus Ihrem eigenen Munde hören wollte."

„Wann," frug die junge Dame verwirrt, „wann glauben Sie, daß ich den ersten Besuch jenes Mannes zu erwarten habe?"

„Sie sollen früher benachrichtigt werden."

„Welchen Namen darf ich ihm geben?"

„Den eines Grafen von Campi."

„Noch eine Frage gestatten Sie mir. Ich weiß, daß jene Thüre in ein Zimmer des Nebenhauses führt.“

„Es ist so.“

„Bin ich sicher, daß nicht ein Unberufener es wagt —“

„Durch diese Thüre zu Ihnen zu dringen? O, seien Sie ruhig, dafür ist gesorgt. Nur zwei Personen haben das Recht und die Möglichkeit hiezu — Er und Ich.“

Die junge Frau stand nun gleichfalls auf.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie, „ich bin beruhigt.“

Der Baron führte ihre Hand an seine Lippen.

„Fortan,“ sagte er, „soll der Name Wanda von Prohaska einer von jenen sein, welchen ich die sorgsamste Theilnahme widme. A révoir!“

Der Baron verschwand durch die Tapetenthüre.

Wanda von Prohaska — wir wissen nun den Namen der jungen Dame — ließ sich wieder in den Fauteuil sinken und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Die Geliebte eines —“

Sie vollendete nicht, sprang auf und durchmaß das Gemach mit unruhigen Schritten.

„Und es ist doch eine Sclaverei,“ murmelte sie, „so sehr man auch mir den Käfig vergoldet. Doch ich verlange nach Glück und Reichthum, ich werde es erwerben. Was liegt mir daran, wem ich diene, welchen Plänen ich zum Ziele verhelfe, wenn ich erreiche, wornach es mich selbst verlangt. Für den Zwang, den ich mir anthun muß, indem ich Liebe heuchle, wo ich sie nicht empfinde, werde ich mich da entschädigen, wo mein Herz in Wahrheit fühlt. Ich bin und will nicht so ganz Sclavin sein, um auch nicht den geringsten eigenen Willen haben zu dürfen. Zudem werden sie nichts erfahren — ich will meine wirkliche Liebe in ein so tiefes Geheimniß hüllen, daß sie dieselbe trotz all' ihrer Spione nicht entdecken sollen!“

Nach diesen Worten zog Wanda an einer Glockenschnur und schob den Riegel von der in den Salon führenden Thüre zurück.

Juscha trat ein.

„Schnell,“ sprach Wanda, „ein dunkles Kleid, einen Shawl und einen Schleier.“

Juscha starrte ihre Gebieterin an.

Wanda stampfte ungeduldig den Boden.

„So geh' doch," rief sie, „rasch — rasch, es ist nahe an zehn Uhr."

„Du willst ausgehen?"

„Meine Kleider! Gehorche und frage nicht."

Juscha entfernte sich, um in wenigen Minuten, während Wanda sich ihres Negligées entkleidete, mit dem Verlangten wiederzukommen.

Ein einfaches schwarzes Seidenkleid umfloß im nächsten Momente die schlanken Glieder der schönen Polin. Sie wickelte den Shawl von dunkler Farbe um die Schultern und umhüllte dann Hals und Kopf dicht mit dem Schleier.

„Nimm ein Tuch um, Du wirst mich begleiten."

Kopfschüttelnd gehorchte die Alte.

Es schlug zehn Uhr, als die beiden Frauen hinaus in die wenig belebten Straßen traten.

Wanda nahm den Arm Juscha's und zog die Alte rasch mit sich fort.

„Wir müssen eilen," sagte sie, „es ist hoch an der Zeit."

Sie schritten dem Schottenthore zu und bestiegen vermittelst der daselbst befindlichen Treppe die Bastei. Oben angelangt, wendete sich Wanda, welche die Führerin machte, sich links, wo eine Doppelallee von Linden den Wall entlang führte.

Sie waren nicht fünfzig Schritte weit gegangen, als Wanda plötzlich den Arm ihrer Begleiterin losließ.

In einiger Entfernung zeigte sich der Schatten eines Mannes, der an einem Baume stand, als ob er Jemand erwarte.

„Bleibe hier," flüsterte Wanda ihrer Begleiterin zu, „bis ich wiederkomme."

Raschen Schrittes ging sie auf den Mann los, der bei ihrer Annäherung seinen Platz verließ und ihr entgegenkam.

„Sein Hiersein," sprach Wanda zu sich selbst, „ist die beste Antwort."

Unter einer der wenigen Laternen, welche den Wall zu erleuchten bestimmt waren, trafen Wanda und der Unbekannte zusammen.

Der Letztere war ein junger, bildhübscher Mann von höchstens ein- bis zweiundzwanzig Jahren; seine Kleidung war stutzerhaft elegant, seine Haltung fast von weiblicher Anmuth.

Als er Wanda gegenüberstand, zog er den Hut mit einer ehrerbietigen Verneigung.

„Sie sehen mich der geheimnißvollen Aufforderung gehorchen," begann er mit wohllautender Stimme, „die heute an mich ergangen ist."

„Empfangen Sie meinen Dank dafür," antwortete Wanda mit leisem Beben ihrer Stimme; „die Aufforderung mag Ihnen sonderbar erschienen sein —"

„Ungewöhnlich."

„Sollten Sie deren niemals empfangen haben?"

„Ja, ich leugne es nicht, aber gewöhnlich pflege ich ihnen nicht Folge zu leisten."

„Und warum machen Sie hier eine Ausnahme?"

„Das frug ich mich selbst die ganze Zeit über, welche ich hier stand. War's der süße Duft, welcher dem Billet entströmte, war's die feine Handschrift —"

„Es mag gewesen sein, was es will, ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Wanda bot dem jungen Manne bei diesen Worten die Rechte, von der sie den Handschuh gestreift.

Er führte sie an seine Lippen.

„So dachte ich mir die Hand," sagte er lächelnd, „welche das Billet geschrieben — so weiß, so schön, so klein!"

Wanda zog die Hand zurück und verbarg sie in dem Shawl.

„Mein Herr," begann sie, „Alles, was ich Ihnen sagen werde, wird Ihnen sonderbar, ungeheuerlich vorkommen."

„Ich bin bereit, zu hören."

„Sind Sie frei?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ob Ihr Herz frei ist?" sagte Wanda zögernd.

„Vollkommen," antwortete er, einen verwunderten Blick auf die Sprechende werfend.

„Sie sagen die Wahrheit?"

„Gewiß."

„Dann geben Sie mir Ihren Arm; jetzt erst will ich weiter reden. Ihr Name?"

„Ernst von —"

„Genug; ich verlange den andern nicht; auch ich nenne Ihnen nur meinen Taufnamen Stefanie. Würden Sie mich lieben können?"

Der junge Mann war von dieser Frage sichtlich betroffen.

„Ich bin überzeugt," antwortete er, „daß Sie liebenswerth sind —"

„Aber Sie wollen erst mein Gesicht sehen? Das ist unmöglich — für jetzt wenigstens. Es ist schön; die Leute behaupten sogar sehr schön — damit müssen Sie sich zufrieden geben."

„Es ist ein eigenthümliches Verlangen, welches Sie da an mich stellen. Soll ich Ihnen sagen: ich liebe Sie! — Sie müßten es für Lüge halten, für die hohle Phrase eines Gecken. Soll ich antworten: ich kann Sie nicht lieben — so fühle ich, daß ich damit eine Unwahrheit sagen würde, denn Ihre Stimme klingt meinem Ohre so süß und lieblich, der Glanz der Augen, welche durch den dichten Schleier schimmern, übt eine magische Gewalt auf mich, und die Berührung der Hand, die Sie mir gestattet, machte mein Blut siedendheiß durch meine Adern strömen."

„Ihre Antwort ist gut, eines Mannes würdig. Sie besagt, was ich erwarten darf: Sie fühlen Interesse für mich."

„Das Wort ist etwas arm für das, was ich empfinde."

„Sie werden, auch ohne daß Sie mein Antlitz sehen, mich lieben lernen."

„Ich hielte es für ein Wagestück, wollte ich mit „Nein" antworten."

„Nun, ich darf nicht mehr verlangen. Ich kann Ihnen nur sagen, was mich bewog, Ihnen zu schreiben und hierher zu kommen: Ich liebe Sie!"

Der junge Mann erröthete und faßte Wanda's Hand mit seinen beiden Händen.

„Ich glaube zu träumen," sagte er bewegt, „wenn ich dies höre."

„Es ist kein Traum."

„Madame, wenn es ein Scherz ist, den Sie beabsichtigen, so bitte ich — ja, ich flehe Sie an, ihn nicht weiter zu treiben."

„Es ist Ernst," sagte Wanda, des Jünglings Hand an ihren wogenden Busen pressend, „ich liebe Sie. Fragen Sie nicht: warum, woher? — ich könnte Ihnen keine Antwort geben. Ich habe Sie gesehen — einmal, zweimal vielleicht — es genügte, eine Liebe in meinem Herzen zu wecken, von deren Wärme wohl der kühne Schritt, den ich gewagt, Zeugniß ablegt. Ich verlange Ungewöhnliches von Ihnen, ich weiß es. Sie sollen mich wieder lieben, ohne daß ich Ihnen mein Antlitz zeige — es ist fast thöricht, dies zu hoffen — doch mein Herz

trieb mich, den Versuch zu wagen. Ich darf nicht anders handeln, um meinet-, um Ihretwillen nicht. Wollen Sie mich wiedersehen, glauben Sie, daß, was ich Ihnen sonst sein kann — die liebendste, hingebendste Freundin — Sie dafür zu entschädigen vermag, daß ich Ihnen mein Antlitz nicht zeigen kann?"

Der junge Mann blickte die verschleierte Gestalt an seiner Seite einige Secunden lang an und flüsterte dann mit bewegter Stimme:

„Ich glaube es."

Wanda stieß einen leichten Freudenruf aus und schmiegte sich zärtlich an den Jüngling.

„Ihre Worte," sagte sie, „zaubern ein Glück in meine Seele, wie ich es niemals empfunden habe. Zögernd und furchterfüllt kam ich hierher und werde mit freudegeschwelltem Herzen von hier gehen. Sie sind gut, edel — so, wie ich Sie gedacht."

„Ich verdiene diese Lobsprüche nicht; ich gehorche einer Macht, von der ich mir keine Rechenschaft zu geben weiß, einem süßen Zauber, der meine Phantasie mit den reizendsten Bildern erfüllt. Dein Antlitz — ich werde mir ein Bild von demselben machen, das ihm an Schönheit nahe kommen soll."

„Du wirst's weit übertreffen, Ernst!"

Der junge Mann legte den linken Arm um Wanda's Taille und drückte sie sanft an sich.

„Dank für das trauliche Du," sagte er; „ist mir's doch, als wäre damit Alles gefallen, was sich noch zwischen uns gedrängt. — Stefanie, ich bin ein Träumer, Du wirst meiner spotten, wenn ich, der ich vor Kurzem noch sagen konnte — ich empfinde Interesse für Dich, Dir jetzt gestehe: daß ich Dich liebe!"

„O, nicht so stürmisch! Wir wollen vernünftig sein, Ernst. Erst mußt Du mich näher kennen lernen, eh' ich dies Wort aus Deinem Munde hören will. Jetzt verführt Dich das Seltsame, das Ungewöhnliche; wenn ich Dich wiedergesehen, wenn ich Dir besser sagen konnte, wie ich bin und wie ich denke, dann sollst Du mir so antworten, wie Du's jetzt gethan, dann will ich Dir freudetrunken um den Hals fallen und das süße Geständniß von Deinen Lippen küssen."

Der junge Mann wollte Wanda oder Stefanie, wie sie sich ihm genannt, an sein Herz pressen, aber sie entwand sich leicht seinen Armen und bot ihm blos die Hand, die er mit brünstigen Küssen bedeckte.

„Wir müssen scheiden,“ sagte sie.

„So schnell! Mir ist's, als wärest Du eben gekommen.“

„Da schlägt's Mitternacht. Ich muß fort.“

„Du sagst nicht, wenn ich Dich wiedersehen soll?“

„Bald.“

„Und wo?“

„Du sollst's erfahren. Fasse bis dahin Geduld; denke mein, wie ich immerdar Deiner gedenken werde. Mein Bote wird Dich nicht verfehlen.“

„Lasse mich nicht zu lange warten; das heiße Verlangen, welches Du in meinem Herzen geweckt hast, droht es zu verzehren.“

„Ich sehe dem Momente, der uns wieder zusammenführt, mit nicht geringerer Sehnsucht entgegen, als Du. Du bist frei, mich drücken Fesseln.“

„Zerreiße sie!“

„Nichts davon. Lebe wohl, Ernst!“

„Ich darf Dir nicht das Geleite geben?“

„Bis zum Thore bei den Schotten. Dort mußt Du zurückbleiben. Ich verlange Dein Ehrenwort, daß Du mir nicht folgst, daß Du nie im Geheimen forschest, wohin ich gehe, woher ich komme, wer ich bin.“

„Ich gelobe es!“

In zärtlichem Geplauder schritten sie dem Schottenthore zu. Juscha folgte ihnen.

Bei der Stiege, welche in die Stadt hinabführte, angekommen, blieb Wanda stehen und lüftete den Schleier, so daß Mund und Kinn sichtbar wurden.

„So weit darfst Du mich sehen,“ sagte sie lächelnd, „ich muß ja die Lippen frei haben, um Dich küssen zu können.“

Damit bot sie dem Jüngling die schwellenden Lippen und er säumte nicht, einen langen, glühenden Kuß auf dieselben zu pressen.

Dann ließ sie den Schleier fallen, faßte Juscha's Hand und schritt, Ernst ein Lebewohl zuflüsternd, die Treppe hinab.

Der junge Mann starrte ihr nach, lange, nachdem sie schon verschwunden war.

Dann nahm er, in süßes Träumen versenkt, seinen Weg zurück über die Bastei.

Neuntes Capitel.

Am Verhungern.

An demselben Abende, wo das Rendezvous zwischen Wanda und Ernst stattfand, schleppte sich matt und müde, mit schmutzigen, zerfetzten Kleidern ein junger Mann mit dunkelgefärbtem Antlitze, schwarzem, lang niederwallendem Haare und tiefliegenden dunkeln Augen zur Taborlinie herein in das Weichbild der Stadt Wien.

Er irrte, wie es schien, ohne Ziel, kreuz und quer durch die Straßen; von Zeit zu Zeit blieb er stehen, warf scheue Blicke um sich her, dann wankte er wieder vorwärts.

Er kam an ein Gasthaus, aus dessen hell erleuchteten Fenstern frohes Lachen an sein Ohr drang.

Eben als er in den Thorweg trat, verließ ein Mann die Gaststube. Der junge Bettler zog seine Mütze und streckte sie demselben mit bittenden Blicken entgegen.

„Lump! Taugenichts!" schrie ihn der Mann an. „So jung und betteln? Geh' arbeiten!"

„Nur für heute — auf Brod!" stammelte der Bettelnde in gebrochenem Deutsch. „Morgen will ich Arbeit suchen."

„Wir kennen die Lug' schon; so sagt Jeder. Marsch, mach', daß D' weiter kommst, sonst schick' ich um die Polizei!"

Der junge Mann biß die Lippen übereinander, drückte die Mütze wieder auf seinen Kopf und schritt weiter; er hörte noch lange, wie ihn der Mann, den er um ein Almosen angefleht, Schimpfworte nachrief.

Die Miene des armen Burschen war düster und ingrimmig geworden. Er versuchte sein Glück noch bei einem Krämer, der eben sein

Gewölbe schloß, aber mit nicht besserem Erfolge; bei einer Frau, die ihm, einen Korb am Arme, entgegen kam, aber diese stieß, als er auf sie zutrat, einen Schrei aus und lief davon.

Der Bursche bog rasch in eine Seitenstraße, die ihn endlich auf das freie Feld führte, legte sich dort an einem Zaun zu Boden und murmelte die Worte vor sich hin:

„Ich muß verhungern."

Seit zwei Tagen war kein Bissen Speise über seine Lippen gekommen; er fühlte seine Kraft schwinden und das Blut in seinen Adern gerinnen.

Es wurde immer dunkler; die Sterne funkelten mitleidig herab auf den Unglücklichen, aber sie brachten seiner vertrocknenden Lunge keine Labung.

Da kam ein Mann des Weges; er war klein, kräftig gebaut, sein Antlitz roth und von gemeinem Aussehen. Seine Kleidung bestand in einem kurzen Rocke von grobem Tuche, engen Lederhosen und bis an die Knie reichenden Stiefeln. In der Hand trug er einen kurzen Stock mit dickem Lederknaufe.

Als er zu dem in Apathie am Boden liegenden Bettler kam, neigte er sich über ihn, rüttelte ihn an der Schulter und versuchte, ihm in's Antlitz zu sehen.

„Heda, hollah!" rief er. „Hast zu tief in's Glasel g'schaut?"

Der junge Mann schlug die Augen auf und starrte mit verwirrten Blicken auf den Sprechenden.

„Na, 's ist keiner von den Unserigen," murmelte der Letztgekommene vor sich hin. Dann sagte er laut: „Meinetwegen, schlaf' Dich aus!"

Er wollte sich wieder erheben, nachdem er einen flüchtigen Blick auf den elenden Anzug des vermeintlich Trunkenen geworfen.

In diesem Momente jedoch fühlte er sich am Halse gefaßt und zu Boden gerissen. Obwohl er sich einer bedeutenden Körperkraft bewußt war, so fühlte er sich doch machtlos derjenigen gegenüber, mit der ihn der junge Mann, der sich nun über ihn geworfen, auf dem Boden festhielt.

„Ich bin nicht betrunken," stammelte der Angreifer mit blitzenden Augen und bebenden Lippen, „ich bin hungerig — ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen."

„Lass' meinen Hals los," erwiderte mühsam der Ueberwundene.

„Ich will Dir zu essen geben. Teufel, zwei Tage hungern und diese Kraft!“

Der junge Bettler nahm seine Hände vom Halse des Andern und stemmte sie ihm an die Schultern.

„Lass' mich aufstehen.“

„Erst gieb mir Geld.“

„Armer Narr, such' meine Taschen durch, und wenn Du zwei Pfennige findest, bin ich ein reicher Mann.“

Das Gesicht des Bettlers wurde wieder apathisch, seine Kräfte, die er auf einen Moment wiedergefunden, verließen ihn, und den Ueberfallenen frei lassend, warf er sich neben ihm auf den Boden.

Der Befreite sprang rasch empor, schüttelte sich und hob seinen Stock, der ihm entfallen war, vom Boden.

„Schlag' mich todt,“ sagte der Bettler, „Du rettest mich vor dem Verhungern.“

„Was fallt Dir ein, Bürschlein; meinst, ich trag' Dir's nach, daß Du mich, den „starken Wastl“, wie sie mich nennen, den Boden hast küssen lassen? Ich denk' nicht daran! Komm', steh' auf, Geld hab' ich jetzt kein's, aber Speis' und Trank sollst vollauf haben.“

Das Antlitz des Bettlers belebte sich. Er versuchte, sich aufzurichten, aber er brachte es nur mit Hilfe des „starken Wastl“, der ihm seinen Arm lieh, zu Stande.

„Teufel,“ sagte Letzterer, „erst so stark und jetzt wie ein Kind!“

„Es war meine letzte Kraft, die ich aufgeboten,“ stammelte der Bettler.

„Na, stütz' Dich auf mich — so, recht fest — wir haben nicht weit zu gehen.“

Langsam schritten die beiden Männer vorwärts.

„Bist fremd in Wien?“ frug Wastl.

„Ganz fremd; vor zwei Stunden kam ich an.“

„Woher?“

„Aus Polen.“

„Bist wohl selber ein Polak?“

„Ja.“

„Und was suchst in Wien?“

„Arbeit,“ antwortete nach kurzem Bedenken der Pole.

Wastl lachte.

„Arbeit! Na, da wünsch' ich Dir Glück dazu. Wirst's nit weit bringen damit. Hast Du ein Handwerk g'lernt?"

„Nein."

„Na, dann ist's besser, Du gehst gleich wieder z' Haus, sonst verhungerst hier im Ernst."

„Ich will nicht nach Hause."

„Hm — hast was ang'stellt dort?"

„Nein."

„Arbeit! Hm — ich sag' Dir's, damit schaut's hier schlecht aus. Wann Du auch am End' eine findest, so wird's lang dauern."

„Ich werde warten."

„So, Du wirst warten," entgegnete ironisch der starke Wastl, „hast Geld?"

„Geld? Wäre ich sonst am Verhungern?"

„Na, wenn ich Dich auch heut' füttere, wer wird's denn morgen thun, und übermorgen, und die andern Tag'?"

Der Pole ließ den Kopf sinken.

„Ihr habt Recht," antwortete er, „warum habt Ihr mich dann nicht liegen lassen?"

„Ich hab' ein gut's Herz, Du bist ein hübscher Bursch und Deine Kraft hat mich verdutzt g'macht. Bis jetzt hat noch Keiner den Wastl unter sich gebracht. Na — später reden wir mehr; wenn Du g'scheidt bist, kannst ein gut's Leben in Wien haben. Ah, dort seh' ich schon unser Ziel — red' nix mehr, bis Du satt bist."

Zwischen Zäunen hinschreitend, kamen sie an ein kleines, schmutziges Haus, ober dessen Eingangsthüre ein eiserner Arm hervorragte, von welchem eine große, aus Holz geformte Traube herabhing.

Es war eine Schänke der niedrigsten Art, die den Namen „zur Weintraube" führte, der jedoch im Munde ihrer Gäste bald in das weit zungengerechtere Diminutiv: „zum Träuberl" umgewandelt worden war.

Thüre und Fenster waren klein und niedrig, die Gläser an beiden erblindet und mit einer dicken Schmutzhülle überdeckt, welche jeden Einblick in das Innere verhinderte.

Die beiden Männer mochten noch zwanzig Schritte von der Schänke entfernt sein, als Wastl die ausgespreizten ersten zwei Finger der rechten Hand in den Mund schob und einen gellenden Pfiff ertönen ließ.

Der junge Pole zögerte im Weitergehen.

„Na, Du hast doch keine Furcht?“ frug ihn Wastl. „Meinst, wir woll'n Dich ausrauben, oder 's geht Dir an's Leben? Haha!“

„Ich fürchte mich nicht,“ antwortete der Gefragte.

„Na, so komm' weiter.“

Es war etwas, was den jungen Mann mit Gewalt vom Weitergehen abzuhalten schien; endlich aber überwand er die geheime Scheu und setzte an Wastl's Seite seinen Weg fort.

Die Thüre der Schänke war aufgegangen und zwei oder drei Männer erschienen auf der Schwelle, neugierig ausschauend nach den Ankommenden.

Das Aussehen derselben war nicht sehr vertrauenerweckend; derbe Gestalten, verwahrloste Gesichter, aus denen jedes Laster zu lesen war, ließen errathen, daß man es hier mit Leuten zu thun habe, die der bürgerlichen Gesellschaft den Krieg erklärt hatten.

„Der Wastl bringt ein'n Gast!“ rief Einer derselben in die Schänkstube hinein.

„Ist's ein Chawer (Kamerad)?“ frug es von Innen.

„Er schaut nit aus darnach,“ sagte ein Zweiter.

„Heda, Bub'n!“ rief jetzt Wastl. „Helft's mir den armen Teufel in's Nest bringen. Die Lipperl (Philippine) soll ein'n Glühwein machen und ein Stück Bratel aufsetzen.“

Zwei Männer eilten zu Wastl, hoben auf sein Verlangen den Polen in ihre Arme und trugen ihn in die niedrige, von dumpfer Luft und ziemlich stark riechendem Tabaksqualme erfüllte Stube, wo sie ihn auf eine der langen Bänke setzten.

Zehn bis zwölf männliche Gäste, alle von ziemlich gleich verdächtigem Aussehen, und vier weibliche waren in der Schänke anwesend und umringten den jungen Polen, der schwer athmend und halb bewußtlos an der Wand lehnte.

„Lipperl,“ rief Wastl, „Essen und Trinken her — mach' schnell, Alte, sonst stirbt uns der Zeisig unter der Hand.“

Die Frau, welche bisher hinter dem Schänktische gestanden, eine etwas bejahrte, kugelrunde Witwe, kam, so rasch es gehen wollte, herbei, in der einen Hand einen Teller mit Fleisch und Brod, in der andern eine Flasche Wein tragend.

Wastl nahm ihr Beides ab und stellte es vor den Polen hin, der mit gieriger Hast darüber herfiel.

In wenig Minuten war die Hälfte des Fleisches verzehrt.

Da streckte sich eine Hand aus der Schaar der Umstehenden und zog ihm den Teller weg. Sie gehörte einem Mädchen von etwas mehr als zwanzig Jahren, mit hübschem, aber frechem Angesicht. Ihre Kleidung bestand aus einem weit ausgeschnittenen Mieder, das den üppigen Busen zur Hälfte sichtbar ließ, einem kurzen Rocke, der nur bis an die halben Waden reichte; um das üppige dunkle Haar war ein rothes Tuch in koketter Weise geschlungen.

„Heda, Franzl!“ rief Wastl, dem Mädchen in den Arm fallend, „warum lassest Du den armen Schelm nicht satt essen?“

„Bist ein Narr, Wastl?“ entgegnete das Mädchen. „Willst ihn vielleicht umbringen? Für'n Anfang hat er g'nug gegessen — eher zu viel.“

„Wenn man zwei Tag' gefastet hat —“

„Darf man sich am dritten nit gleich den Magen vollstopfen,“ sagte das Mädchen bestimmt. „Ihr versteht das nicht; laßt das mir über — ich kenn' mich aus.“

Das Mädchen nahm nach diesen Worten die Weinflasche, goß ein Glas voll mit dem trüben Wein und hielt es dem Polen, der verwunderte Blicke auf seine Pflegerin warf, an den Mund.

„Trink',“ sagte sie in freundlichem Tone, „das Glaserl voll wird Dir nicht schaden. Dann leg' Dich 'nüber auf die Bank und schlaf' eine Stund' oder zwei. Nachher kannst weiter essen.“

Der Pole gehorchte.

Das Mädchen holte von einem Nagel ihr Umhängtuch, ballte es zusammen und schob es ihrem Pfleglinge unter den Kopf.

„So,“ sagte sie, „ein Bisserl hart wird sich's liegen, aber ich glaub', Du hast schon lang in kein' Federbett geschlafen.“

Mit einem dankbaren Blicke auf das Mädchen, aus dessen großen, dunkelumränderten Augen ein Strahl echt weiblicher Milde auf ihn fiel, streckte der Pole sich auf die Bank und bettete sein Haupt auf das Tuch.

Franzl (Franziska) setzte sich zu seinem Kopfe, als wolle sie den Schlaf des jungen Mannes bewachen.

Die anderen Männer hatten sich indessen um einen Tisch geschaart, an dem Wastl Platz genommen, um seinerseits dem Imbiß, den ihm Frau Lipperl vorgesetzt, wacker zuzusprechen.

Den Fragen, welche seine Freunde an ihn richteten, schenkte er

keine Aufmerksamkeit, so lange seine Kinnbacken in Thätigkeit waren; erst dann, als der letzte Bissen von dem Zinnteller verschwunden war, und als Wastl aus der kurzen Stummelpfeife, die ihm eine der Dirnen geboten, eine Reihe blauer Wölkchen vor sich hingeblasen hatte, sagte er:

„Jetzt fragt's — jetzt will ich Euch Red' und Antwort geben."

Von allen Seiten regnete es nun Fragen, wo er den Polen gefunden.

Wastl erzählte.

„Na, und was willst denn anfangen mit ihm?" frug ein großer, wild aussehender Mann.

„Bei uns bleib'n soll er," antwortete der Gefragte. „Seit der „rothe Micherl" in's Unglück gerathen ist, fehlt uns so ein Bursch mit so einem ehrlichen G'sicht, wie der dort. Und dann, seine Kraft allein ist's werth, daß wir ihn festzuhalten suchen. He, hat mich schon Einer von Euch einmal g'worfen?"

Die Umstehenden schwiegen.

„Na, der hat's gethan," fuhr Wastl fort; „'s war, als ob mich der Blitz nieberg'schlagen hätt'."

„Du warst nicht g'faßt auf den Angriff," meinte Einer.

„Das ist richtig; aber auch dann hab' ich nichts ausrichten können gegen ihn, wie ich meine Fassung wieder bekommen hab'. Ich leg' mich unter Jeden von Euch und wenn ich in zwei Minuten nicht obenauf bin, lass' ich mir's ein'n Eimer Wein kosten. Will's Einer probiren?"

„Pah, Du weißt eh', daß wir Deine Kraft kennen," sagte einer der Männer.

„Na, und er hat mich g'halten, wie ein Wickelkind und ich hab' nicht eh' in die Höh' können, als bis er losg'lassen hat. Der Bursch muß uns g'hören, ich sag's, der Wastl!"

„Uns kann's recht sein," tönte es im Kreise, „er soll bleiben — 's geht so Einer ab, seit der „rothe Michl" eing'angen (übel angekommen) ist."

„Wastl nickte, dann winkte er den Männern, sich dichter um ihn zu schaaren. Sie folgten der Aufforderung.

„Wo ist die Florl (Flora)?" frug er.

Eine hübsche, aber frech aussehende und nicht mehr ganz junge Dirne drängte sich an den Tisch.

„Da ist sie," sprach sie, die Arme in die Seite stemmend.

„Na, wie steht's? Hast erfahren, was wir wissen wollen?"

„Bis auf's I-Tüpferl."

„Du bist ein g'scheidt's Dirndl, ich weiß es. Also heraus mit der Farb'. Wie schaut's aus im Haus?"

„Unter'm Thor ist links die Wohnung für'n Hausmeister, rechts der Eingang in ein klein's G'wölb."

„Sind Leut' d'rin in der Nacht?"

„Keine Seel'. Neben der Hausmeisterthür ist die Stiegen in den ersten Stock. Oben kommt man zuerst in einen Gang, der nach dem Hof zu mit Glas verschlagen ist. Die Thür rechts führt in die Kuchel; links sind neben einander drei Thüren in die Wohnzimmer. Das Schlafzimmer ist ein Eck, das g'wisse Zimmer, wo die große Cassa steht, hat die Fenster hinaus in den Garten."

„Kann man hinauf mit einer kleinen Leiter?"

„O, das ist's Wenigste. Der Zugang zum Garten ist auch nicht schwer, aber zwei große Hund —"

„Pah, die sind kein Hinderniß. Richt' ein Stückerl Fleisch zu für sie, Poldl (Leopold)."

Ein junger, schlanker Mensch verließ den Tisch.

„Erzähl' weiter, Florl," sagte Wastl wieder zu der Dirne.

„Hinauf zu den Fenstern kommt man leicht," fuhr das Mädchen fort, „aber dann sind zwei starke Gitter da."

„Sapperlot," meinte Wastl; „weg brächt' man sie schon, aber das kostet Zeit."

„D'rum mein' ich, 's wär' besser, wenn man zuerst auf den Gang stieg', von dort in's Schlafzimmer ging' —"

„Bist närrisch? Schlaft nit der Hausherr d'rin?"

Das Mädchen nickte.

„Freilich; aber der reiche Leirer laßt's, wenn seine Frau nit zu Hauf' ist, gern umgeh'n (lebt im Braus), kommt oft erst um Elfe oder gar in der Fruh z' Hauf', und da oft mit einem Tampus (Rausch). Ich glaub', bei dem möcht's nit viel Müh kosten, ihm einen Knebel in's Maul zu stecken und Händ' und Füß' zusammenzubinden."

„Die Idee ist nicht schlecht."

„Und ich hab' doch noch eine bessere," sagte die Dirne stolz.

„Lass' sie hören."

„Ich kenn' das Wirthshaus, in das der alte Leirer alle Abend

11

geht. Die Lipperl soll mir ein schön's G'wand geben — ich passe dem alten Sünder auf — und ich verwett' meinen Kopf, daß er mich mit z' Haus nimmt."

Von allen Seiten fielen Worte des Beifalls.

„Er ist ein alter Heuchler," fuhr Florl mit stolzem Lächeln fort, „er geht in alle Kirchen und beißt unserm Herrgott die Füß' ab (ist überfromm), und wenn er wo ein leicht's Dirndl sieht, macht er's Kreuz — aber nur bei Tag und vor den Leuten. In die Armenbüchsen giebt er sein' Kreuzer — er schenkt auch ein' Bettler was, wenn er weiß, daß er g'sehen wird; sobald er aber allein ist, halt' er die Säck' zu und schimpft auf das G'sindel, das nit arbeiten will."

„Ein rarer Patron," meinte Einer aus der Schaar.

„Der Kerl ist unmenschlich reich," sagte ein Zweiter.

„Es heißt, er leiht Geld aus gegen hohe Percent."

„Ein Wucherer ist er, das weiß ich," sprach Wastl, „d'rum schad'ts nix, wenn wir ihm was abnehmen von seinem g'stohlenen Reichthum. So muß 's gehen, wie die Florl meint. He, Lipperl!"

Die Wirthin watschelte an den Tisch.

„Hör', Alte," sagte Wastl, sie vertraulich auf die Schulter klopfend, „mach' Deinen G'wandkasten auf, die Florl braucht eine schöne Gluft (Anzug, der Aufsehen macht)."

Die Witwe nickte.

„Aber heut' doch nimmermehr?" sagte sie.

„Na, 's hat Zeit bis morgen."

„Ich geb' ihr's — aber sie muß sie wieder z'ruckgeben."

„Fürcht' Dich nicht, Du kriegst sie schon," sagte Florl spottend, „ich lauf' Dir nit davon damit."

„Bist ja eh' das Röckel noch schuldig, das Du am Leib hast," erwiderte die Wirthin gereizt.

„Na, hast's schon Noth, daß Du mich mahnst," sprach Florl mit verächtlichen Blicken.

„Pst, wollt's Ruh' geben!" rief Wastl. „Die Zwei haben immer was zu keppeln miteinander."

„Mit der Franzl vertragt sie sich freilich besser, als mit mir," fuhr Florl in spitzigem Tone fort. „Die ist ihr an's Herz g'wachsen — die —"

„Lass' mich aus'm Spiel, Florl," rief da die Stimme des neben dem schlafenden Polen sitzenden Mädchens, „ich rath' Dir's, sonst —"

Die Dirne rümpfte die Nase und öffnete den Mund, um zu antworten; plötzlich jedoch schien sie sich eines Besseren zu besinnen und schwieg.

„Geh' nur, Lipperl," sagte Wastl zu der Wirthin, „wir sind schon fertig miteinander. Morgen giebst der Florl die Kleider und damit Punctum."

Brummend entfernte sich die Wirthin.

„Es sind g'nug," fuhr Wastl fort, „wenn wir unser Viere an's Geschäft gehen, außer der Florl. Ich, der Poldl für die Hund und als Butter (Aufpasser, Schildwache), der Schlosser und der Ferdl (Ferdinand). Noch Ein's, Florl: was ist unter dem Zimmer, in dem die Kiste steht?"

„Ein Magazin."

„Und ist der Hausmeister nit zu fürchten?"

„Abelei (bei Leibe nicht)! Das ist ein kleiner, windschiefer Knirps; wenn man den stark anblast, so fallt er um; übrigens für Den kann auch g'sorgt werden. Er geht alle Abend, bevor er's Thor zusperrt, in den Branntweinladen neben dem Leirerhaus. Da soll sich Einer von den Uns'rigen früher hineinsetzen und den armen Narren, der nie mehr Geld hat, als was er für ein Glaserl Schnaps braucht, tractiren."

„Das Mädl weiß für Alles Rath," rief Wastl, „da gehst Du hin, Himmeltrager. Du hast so ein frommes G'sicht — setz' eine schwarze Parrecken (Perrücke) auf, zieh' einen langen schwarzen Rock an, sie halten Dich b'stimmt für einen Heiligen."

Lautes Lachen folgte dieser Bemerkung.

Der Mann, welchen Wastl mit dem Namen „Himmeltrager" bezeichnet hatte — wie man in Wien die Träger des Baldachins nennt, unter dem der Priester bei Processionen das Allerheiligste trägt; Himmel wird übrigens von jeher jede gewölbte oder hohle Decke genannt — entsprach der Schilderung, die soeben von ihm entworfen worden.

Sein Antlitz war rund, glatt und haarlos, die Augen klein, die Stirne niedrig, der Mund breit. Sein Haar war halbblond und stand in kurzen Borsten vom Kopfe ab.

„Morgen also geht's los," sagte Wastl. „Um zehn Uhr müssen Alle, die mitgehen, bereit sein. Der kleine Bub' geht der Florl

nach als Aufpasser und sagt uns, wann Alles gut geht. Na, Florl, wie lang soll'n wir Dir Zeit lassen?"

„Eine halbe Stund' höchstens. Macht aber nicht z' viel Lärm beim Einsteigen."

„Pst!" sagte nun einer der Strolche, „der Polak ist aufgewacht."

Es war so.

Der junge Pole hatte die Augen aufgeschlagen. Sein erster Blick fiel auf das freundliche Gesicht der Franzl.

„Nun, wie ist Dir jetzt?" frug das Mädchen.

„Besser — viel besser," antwortete er, „ich fühle mich wieder ziemlich kräftig."

„Sollst bald ganz gut sein."

Wastl trat nun heran.

„Na, hast Dich herausgemauſ't?" sagte er, des jungen Mannes Hand schüttelnd.

„Ich danke Euch," antwortete der Pole mit Wärme, „Ihr habt mir das Leben gerettet."

„O, 's ist gern g'schehen. Aber was willst jetzt anfangen?"

„Ich hab' Euch's gesagt — Arbeit suchen."

Wastl verzog das Gesicht.

„Willst nicht bei uns bleiben?"

„Bei Euch?"

„Wir hätten auch Arbeit für Dich — hehe! Freilich, prahlen kannst nicht damit vor die Leut', aber leben laßt sich's dabei, und gut leben. Schau' uns an."

„Was seid Ihr?"

„Hm, eine spaßige Frag'. Wir sind — wir sind — freie Leute, die sich keinen Teufel scheeren um die übrige Welt. Wir suchen unsern Verdienst, wo immer wir ihn finden, und fragen nicht darnach, wenn wir dabei eine Thür einbrechen oder ein Schloß aufsprengen müssen."

Der Pole fuhr empor.

„Ihr seid —"

„Freie Männer," fiel Wastl ein, „ich hab' Dir's schon gesagt. Halt' mit uns!"

Der Pole wendete sich ab.

„Nein — nein!" murmelte er.

„Du wirst's bereuen."

„Ich will Arbeit suchen. Ich will — ehrlich bleiben.“

Die Mienen der Umstehenden wurden finster.

„Willst ihn fortlassen, Wastl,“ fragte Einer, „damit er hingeht und uns verzünd't (angiebt)?“

„Er darf nit fort,“ meinte ein Zweiter.

„Gebt Ruh',“ gebot Wastl, der hier die erste Stimme zu haben schien; „wenn er fort will, soll er fort. — Hör', Polak, ist's Dein Ernst — willst's versuchen, Dich als Arbeiter fortzubringen?“

„Ich will es.“

„Na, mir ist leid um Dich; aber ich halt' Dich nicht auf, wenn Du versprichst, nichts zu verrathen, was Du hier gesehen oder gehört hast.“

„Ich geb' Euch meine Hand darauf. Ihr habt mir Gutes gethan, das werd' ich nie vergessen; und wenn ich auch nicht der Eure werden kann, so werde ich Euch doch niemals verrathen.“

„Ich glaub' Dir. Du kannst gehen, wenn Du willst. Wenn's Dir aber nit g'lingt, wie Du's glaubst, dann komm' wieder her — merk' Dir den Weg gut in's Träuberl. So — jetzt sein wir fertig.“

Der Pole schüttelte noch einmal Wastl's Hand, dann jene des Mädchens an seiner Seite, das ihn mit eigenthümlichen Blicken anstarrte.

„Leb' wohl,“ sagte er zu Franzl, „sei bedankt für das, was Du gethan.“

Das Mädchen preßte krampfhaft die Hand, die er ihr gereicht.

„Geh' — geh' — 's ist besser, wenn Du gehst!“ lispelte sie.

Der junge Mann grüßte die Andern mit einem Kopfnicken und verließ die Schänke.

Alles stürmte auf Wastl ein.

„Wie kannst den Menschen fortlassen?!“ rief es ringsum.

„Pah, laßt's gut sein,“ antwortete der Bedrängte, „ich sag's Euch: Der kommt wieder, sobald er nochmals am Verhungern ist.“

Franzl kreuzte die Arme über der Brust. Ihr Herz wünschte, daß Wastl's Worte zur Wahrheit würden, dann aber siegte ein anderes, besseres Gefühl und ihre Lippen murmelten die Worte:

„Lieber Gott! lass' ihn fernbleiben, damit er sicher ist vor der Schande und Schmach, die Alle diese hier früher oder später erwartet!“

Zehntes Capitel.

Der Einbruch beim Hausherrn.

Am Abende des den vorerzählten Ereignissen folgenden Tages wandelte ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren, gut bürgerlich gekleidet, durch die Straßen der Leopoldstadt. Aus der Westentasche hing eine schwere Berloque an goldener Kette, die Finger waren beladen mit schweren Ringen und der Knauf des spanischen Rohres war gleichfalls von Silber. Von Zeit zu Zeit zog der Mann bedächtig eine große silberne Dose aus der Tasche und nahm eine Prise.

Herr Hieronymus Leirer galt für einen der reichsten Hausherren der Leopoldstadt; sonst wußte man wenig Gutes von ihm zu sagen, denn die Leute nannten ihn trotz seiner zur Schau getragenen Frömmigkeit einen Mucker und heimlichen Sünder, der in seinen alten Tagen noch ein siebzehnjähriges Mädchen zur Frau genommen hatte, das nun gerechterweise seine Tyrannin geworden.

In der ersten Ehe hatte Herr Leirer den Tyrannen gespielt und die Frau Basen wußten sich Mancherlei zu erzählen, wie er seine gute und sanfte Frau, die ihm auch ein hübsches Vermögen zugebracht, maltraitirt habe, bis sie es endlich vorgezogen, zu sterben. Sie hatte ein unmündiges Söhnlein hinterlassen und nach ihrem Tode präsentirte Herr Leirer ein Testament, in welchem ihn die Verblichene zum einzigen und alleinigen Erben ihres Vermögens einsetzte.

Das Testament wurde von den Gerichten als giltig erklärt und Herr Leirer zuckte spöttisch die Achseln, als er hörte, daß die Leute über ihn sprächen, daß er sein eigenes Kind des mütterlichen Erbes beraubt habe, und meinte: „Er bekommt's ja doch wieder."

Dazu schien, wie nun die Sachen standen, allerdings keine Aussicht mehr.

Der ehrsame Hausherr hatte — sein Söhnlein war schon zwanzig Jahre alt — wieder geheiratet, und mit dem Augenblicke, als die junge Frau in das Haus zog, quälte und marterte der Alte den Sohn so lange, bis dieser dasselbe auf Nimmerwiederkehr verließ.

Indessen hatte sich Leirer mit der neuen Ehe keinen Himmel geschaffen; seine zweite Frau war jung, hübsch, aber eigenwillig, verzogen, launenhaft, und bald genug beugte sie ihren Gatten in ein Joch, das schwer auf ihm lastete. Nur wenn seine Frau auf einige Zeit Wien verließ, sei's, um ihre auf dem Lande wohnenden Eltern zu besuchen, oder um einer Badereise willen, athmete Leirer freier auf und man munkelte Allerlei von den Seitensprüngen, welche er in dieser Zeit mache.

Allabendlich besuchte er das Gasthaus „zum Barfuß" in der Praterstraße; aber wenn seine Frau anwesend war, schied er mit dem Schlage Neun wieder, während er im andern Falle oft bis elf Uhr, zuweilen auch bis Mitternacht blieb, statt des gewöhnlichen Landweines die feinsten Sorten trank und gar häufig in ziemlich angeheitertem Zustand seiner Wohnung zusteuerte.

Sein Haus lag in der damals noch nicht völlig ausgebauten Stadtgutgasse; es war einstöckig, solid gebaut, hatte starke Gitter vor den Fenstern und wurde, wie wir schon aus Florl's Munde gehört haben, blos von dem Eigenthümer bewohnt. War Madame Leirer zugegen, dann allerdings war das Haus ziemlich belebt, denn dann waren Küchenmagd, Zofe und ein Bedienter anwesend; andernfalls jedoch bildeten Leirer und der alte Hausmeister die einzigen Bewohner, da Madame es liebte, ihre Reisen immer von Dienerschaft begleitet zu machen, die sie mit dem Nimbus einer vornehmen Dame umgab.

Herr Leirer war's zufrieden so; er war am liebsten allein im Hause. Die starken Fenstergitter, die Eichenthüren, vor Allem die beiden großen Fanghunde im Hofe, die zur Nachtzeit losgelassen wurden, ließen keine Furcht aufkommen in ihm; überdies hatte er ein scharf geladenes Gewehr neben seinem Bette und ein Alarmschuß mußte die ganze Nachbarschaft in wenigen Minuten zu seiner Hilfe herbeirufen.

Wir mußten die freundlichen Leser, ehe wir in unserer Erzählung fortschritten, mit den Verhältnissen Herrn Leirer's einigermaßen bekannt machen und kehren nun zu seiner Person zurück, die Schritt

für Schritt, mit hochgehobenem Kopfe eben die Praterstraße entlang spazierte.

Plötzlich blieb er stehen, wendete sich um und ging den Weg, den er eben gekommen war, zurück.

Die Ursache der plötzlichen Umkehr war ein junger Mann, von fünfundzwanzig Jahren vielleicht, der ihm entgegengekommen war und ihm jetzt auch nacheilte. Er war hübsch von Angesicht, hatte treue, lebhafte Augen, einen wohlgeformten Mund und dunkelblondes Haar. Seine Kleidung war einfach, aber anständig und voll Nettigkeit.

Er hatte den Alten bald eingeholt und trat nun, den Hut ziehend, an seine Seite.

„Guten Abend, Vater!" sagte er.

„Ah, Du bist's, Karl!" erwiderte Leirer, sich anstellend, als bemerke er erst jetzt den jungen Mann, seinen Sohn. „Hm — wie kommst denn Du daher?"

Der junge Mann lächelte halb traurig, halb verächtlich, als er hörte, wie Leirer seine Flucht zu bemänteln versuchte.

„Ich war bei Euch," sagte er.

„Bei — hm — bei mir?"

„Ja; ich wollte Euch eine Mittheilung machen, die ich dem Vater schuldig zu sein glaubte."

„So — hm — na, lass' hören, was kann das sein?"

„Ich möchte mich verheiraten."

„So — heiraten — na — hm — schön, schön — aber was brauchst Du mich dazu?"

„Ich will Euch um Eure Einwilligung bitten."

„O, wozu — wozu? Ich geb' sie Dir, Du weißt, daß Du freie Hand hast, zu thun, was Du willst. Wenn's weiter nichts ist, so beruhig' Dich, ich geb' meine Zustimmung und — hm — wünsch' Dir Glück! Hehe, Du schaust jung dazu — hast Recht, Karl. Na, willst noch was?"

„Nein."

Herr Leirer athmete auf; er schien bisher befürchtet zu haben, sein Sohn werde ihn um Geld ansprechen, und in diesem Punkte war er, außer wenn es sein eigenes Vergnügen galt, höchst empfindlich; jetzt aber, wo er diesfalls nichts mehr zu besorgen hatte, wurde er wieder heiter, tätschelte seinen Sohn auf die Schulter und sagte:

„Na, mit Gott, Junge, mit Gott! Mög's Dir wohlbekommen. Meinen Segen hast Du — Glück auf!"

Karl Leirer lüftete den Hut und sagte seinem Vater Lebewohl.

Noch hatte er sich von seinem Erzeuger erst wenige Schritte entfernt, als dieser ihn zurückrief.

Karl wandte sich um.

„Du hast mir ja nicht einmal den Namen Deiner Braut gesagt," rief ihm der Alte zu.

„Ihr fragtet mich nicht darnach."

„Vergessenheit. Na, wie heißt sie?"

„Clara Buchfeld."

„Cla—ra Bu—Buchfeld?!" stammelte der Alte, sich entfärbend. „Gut — gut — leb' wohl!"

Leirer wandte sich rasch um und eilte davon, während ihm sein Sohn verwundert nachblickte.

Der Alte lief eine Zeit lang fort, als säßen ihm die Furien im Nacken; kreuz und quer strich er in den Straßen herum, und es war mehr als zehn Uhr, als er wieder in die Praterstraße und vor das Gasthaus gelangte, das er als Stammgast täglich zu besuchen pflegte.

Wir müssen den Gang unserer Erzählung einen Augenblick unterbrechen, um über das vorerwähnte Gasthaus, eines der interessantesten des alten Wien, ein paar Worte zu plaudern.

Gegenüber dem renommirten, die prachtvollste Façade der heutigen Praterstraße in Wien bildenden Carltheater, befindet sich jetzt ein zweistöckiges Haus mit der Nummer 32, die Ecke der Tempelgasse bildend. Dieses schöne Gebäude steht erst seit etwa sechzig Jahren. Ende des vorigen Jahrhunderts aber befand sich noch an der Stelle des Carltheaters das alte, kleine Marinelli'sche Leopoldstädtertheater und an der Stelle des Palais mit einundzwanzig Fenstern in beiden Fronten ein — Bierhaus.

Dieses Bierhaus, „zum Darfuß" genannt, war ein langes, einstöckiges Haus mit einem Garten. Die niederen, ebenerdigen Gastzimmer waren bis über die halbe Wand hinauf mit einem hölzernen, bogenförmigen Tafelwerk belegt, von recht gemüthlichem Aussehen und täglich — insbesondere Abends — von den ersten Schauspielern des Marinelli'schen Theaters besucht, wo sie, meistens im Extra- (F[illegible] ratioren-) Zimmer, viel Spaß und Kurzweil trieben und da von

Freunden und Gönnern, den reichen Bürgern der Leopoldstadt, bis spät in die Nacht bewirthet wurden. Ausgezeichnetes in Schwänken aller Art leisteten damals zumeist der berühmte „Kasperl" (Komiker, so benannt nach seiner Rolle) Johann Laroche, der Possendichter Joachim Perinet; im gegenwärtigen Jahrhundert kamen auch Hasenhut, Ziegelhauser und Korntheuer, endlich auch Raimund hin; den Letzteren nannte man aber stets die „melancholische Wurzen," da ihm selten Jemand ein Lächeln zu entlocken vermochte.

Was die Benennung des Gasthauses anbelangt, wußte Niemand den Grund. In den Jahren 1777 bis 1795 besaß das Haus der Wirth Karl Josef Abel. Als derselbe im letztgenannten Jahre starb, führte dessen Witwe Anna, die Abelin, wie man sie nannte, das Geschäft fort. Man sollte glauben, daß ein früherer Besitzer Darfuß geheißen habe; dem ist aber nicht so. Der Name „Darfuß" kommt von der Darre (Schwindsucht), welche einer der Eigenthümer, weiß Gott in welcher Zeitperiode, im Fuße gehabt hatte. Genug, diese Bezeichnung war zu beiden Seiten des großen Einfahrtsthores angeschrieben.

Durch dieses Thor gelangte man in den Gasthausgarten. Dieser nahm keinen großen Raum ein, aber es erweckte die Nettigkeit desselben ein sehr behagliches Gefühl, und wenn man nach einem ermüdenden Spaziergange sich dort niederließ und nach dem Wogen der Menge und der Equipagen sah, ging Einem das Herz auf und man fühlte, daß es doch gar schön in dem gastfreundlichen Wien zu leben sei. Abends kamen sehr „scharamante" Leute hin, und einmal die Woche — am Donnerstag — gab es selbst „Harmoniemusik" (damals nannte derlei nicht jeder Bänkelsänger-Director eine Soirée), die aus ein paar Blasinstrumenten bestand.

Unter den vielen Gästen, die in dem Garten allabendlich zu finden waren, befanden sich auch: der berühmte Maler Casanova, der Schachmaschinist Kempelen, die Hofkriegsagenten Skeyda und Kozberka, ein Hausherr von Perchtoldsdorf, Herr Josef Au (Abkömmling des in der Türkenbelagerung von 1683 berühmt gewordenen Perchtoldsdorfer Uhrmachers Johann Thomas Au), wegen seiner Büchergelehrsamkeit „der G'studirte" genannt — er mischte viele lateinische Floskeln in die gewöhnlichste Rede, sagte jede Minute: audaces fortuna juffat (statt juvat) und sprach gerne von seinem Ideale, Friedrich dem Großen, den er mit reizender Unbefangenheit „Friedrich

den Niegewesenen nannte — und endlich der sogenannte „Basteikönig.“

Dieser Mann, der Graf Michael Dzirzanowski, ehemals Kammerherr des letzten Königs von Polen, Stanislaus August, aus einer der bedeutendsten Adelsfamilien, war ein alter Elegant hoch in den Sechzigen, kolossal gebaut, häßlich von Gesicht, welches kurzsichtig, daher er sich stets einer kostbaren Lorgnette bediente, sehr sorgfältig frisirt, das noch dunkle Haar stark gepudert, der Zopf nicht gar zu lange. Bekleidet war er mit einem sehr engen Fracke und Beinkleide von licht- und dunkelgrau gestreiftem Kasimir, einer blumengestickten Atlasweste — um diese paradiren zu lassen, machte er nie den Frack zu — eng anliegende, hirschlederne, mit silbernen Sporen versehene Stulpenstiefeln. Ein sehr wülstiges, feines Spitzenjabot, an dem ein [illegible]stbarer Brillant schimmerte, zwei lange goldene Uhrketten, mit großen Pe[illegible]aften aus Carniol, und ein langes spanisches Rohr mit großem golden[illegible] [illegible] vervollständigten sein elegantes Aeußere. Er zahlte nur in Gold und [illegible] [illegible]m rothen Maroquintäschchen befanden sich gewöhnlich ein halbes Hun[illegible] Ducaten.

Seine Vermögensumstände waren nicht im[illegible] so günstig gewesen. Nach seiner Flucht aus dem Vaterlande, bei welch[illegible] er lange herumirrte, kam der Graf Dzirzanowski endlich im J[illegible]e 1779 nach Wien und hatte anfangs mit dem größten Elende zu käm[illegible]en. Aber sein feiner, höchst genußreicher Umgang, seine prächtige Laun[illegible], seine auf den abenteuerlichen Reisen gesammelten Erfahrungen, die er [illegible]nit anspruchlosester Bonhomie preisgab, verschafften ihm bald Zutritt [illegible] die höchsten Cirkel, so daß er bald bei Hofe vorgestellt und ein besonderer Günstling des mächtigen Ministers Fürsten Kaunitz wurde, bei dem er täglich speiste und der ihm, als seinem Gesellschaftscavalier, eine beträchtliche Jahresrente auswarf.

Auch im bürgerlichen Leben war der Graf eine willkommene Erscheinung denn man wußte, sein Herz habe noch jugendliche Frische bewahrt und er sei gar nicht abgeneigt, ein ihm passendes Frauenzimmerchen zur gräflichen Hausfrau zu erheben. Abgesehen ferner davon, daß kein Tag verging, wo er nicht mehrere Einladungen in die angesehensten Häuser Wiens erhielt, war er an öffentlichen Orten — zumeist in Kramer's Kaffeehaus im Schlossergäßchen, wo sich die Elite der Literatur versammelte — stets der Brennpunkt, um den sich Alles schaarte. Täglich ging er auch zweimal, Früh und nach Tische, über

die ganze Bastei, und dadurch kannte ihn Jedermann, so daß Jene, welche seinen Namen nicht wußten, diese kolossale, ehrfurchtgebietende Erscheinung mit dem Prädicate „Basteikönig" bezeichneten, welches Anhängsel ihm bis an den Tod blieb.

Eine seiner Lieblingspromenaden des Abends galt dem Prater, und da verfehlte er nicht, auf dem Rückwege in dem Gasthausgarten des „Darfuß" einzusprechen, denn er war seit seinem Wiener Aufenthalte ein großer Freund des Treibens des fröhlichen und biederen Völkchens geworden.

Den liebenswürdigen, jungherzigen Greis zog aber noch etwas Anderes dahin.

Zum „Darfuß" kam auch öfters eine Dame, und diese war Ursache, daß alle andern Aspirantinnen auf die Hand des Grafen vergebens schmachteten. Diese Dame war bei dreißig Jahre alt, blond, blauäugig, sehr elegant gekleidet, in eine himmelblau seidene Robe mit Bouffanten; ein feines schwarzes Spitzentuch verhüllte den plastischen Busen und das üppige, schön gethürmte Haar bedeckte ein blumengezierter, echt florentinischer Strohhut. Sie trug auch eine mit Perlen eingefaßte Repetiruhr, die alle fünf Minuten von selbst schlug, und einen echt chinesischen Fächer. Sie aß gut und nur sehr fein, trank dazu nur Wasser und beschäftigte sich angelegentlichst mit ihrem Schoßhündchen, welches übrigens das liebenswürdigste und bösartigste Bologneserl der Welt war, das seine größte Freude am Zerzausen aller in sein Bereich fallender Gegenstände hatte; zuweilen strickte sie auch. Wenn die Repetiruhr die festgesetzte Stunde schlug, ging sie nach Hause, wo sie im Vorübergehen den Musikanten einen Zwanziger auf den Teller legte.

Diese Dame war dem Grafen aufgefallen, er kokettirte feurig mit ihr, sie schien dies aber nicht zu bemerken. Auf seine Fragen bei dem Aufwartpersonale erhielt er die Auskunft, man glaube, es sei eine reiche Witwe, die nicht mehr heiraten wolle, sie heiße Madame Flora und wohne in der Stadt, im Tiefen Graben, im Hause der Frau Eva Wedl. Die letzte Nachricht war ein böses Omen, denn hier ([illegible] heutigen Nummer 37) befand sich vom Jahre 1725 an das [illegible] umorhaus, woselbst die Rumor- (Polizei-) Wache ihre [illegible] nd wohin die schweren Polizeiübertreter gebracht wur- [illegible] erfolgten Aufhebung des Carmeliter-Nonnenklosters

„bei den Siebenbüchnerinnen“ in der Sterngasse wurde das Polizeihaus dahin versetzt und das alte Rumorhaus an Frau Wedl verkauft.

Wie gesagt, Madame Flora kümmerte sich scheinbar lange nicht um den „Basteikönig“. Auf einmal jedoch wurde das Bologneserl vom Schicksale dazu bestimmt, eine Annäherung der beiden Stammgäste herbeizuführen. Der Graf hatte nämlich eines Abends sein feines Sacktuch fallen gelassen, woraus das Hündchen Veranlassung nahm, dieses Object zu seiner Unterhaltung zu wählen und es, wie wenn es ein Bratenknochen gewesen wäre, zu zerstören. Die Dame bemerkte plötzlich den Schaden, stand auf, trat an seinen Tisch und entschuldigte die Ungezogenheit des „lieben Viecherls.“

Der Graf war sehr überrascht über diese Zuvorkommenheit, sprang hastig auf, warf den Kapaunschenkel, an dem er nagte, in das Gras, begleitete mit zartester Courtoisie Madame Flora zu ihrem Platze zurück, setzte sich neben sie und ging auch nicht mehr von ihr weg. Die Conversation war bald im Gange, leicht, angenehm, scherzend, lachend, tändelnd — Beide unterhielten sich köstlich. Es fing an zu regnen, Beide begaben sich in das „Salettel“, der Graf bat, einen Fiaker holen lassen und sie nach Hause begleiten zu dürfen. Es abzulehnen, wäre eine Unart gewesen. Der Fiaker kam, fuhr mit ihnen nach dem Tiefen Graben und mit dem Versprechen, sich demnächst wieder beim „Darfuß“ zu treffen, nahmen sie Abschied von einander.

Die Bahn war gebrochen. Das noble Pärchen kam sehr oft im Garten zusammen und koste sehr vertraulich und graziös miteinander.

Da, eines Abends, saßen die beiden Glücklichen in einer Laube, zärtlich und schmausend, als drei zerlumpte Bursche, der größte etwa zwölf Jahre alt, vorbeischlichen und den Kellner baten, ihre Künste zeigen zu dürfen. Dies wurde ihnen erlaubt. Sie breiteten nun einen Teppich auf und machten da ihre Jongleurien, Purzelbäume und equilibristischen Späße. Der Graf achtete nicht auf die Gaukler, wurde aber sehr bestürzt, als er seine schöne Nachbarin sich verfärben und einem Unwohlsein nahe gekommen sah. Mit liebevollster Sorgfalt wollte er ihr beispringen, die Dame erklärte aber, es sei nur ein unbedeutender Schwindel, dem sie sich oft unterworfen fühle, bat ihn, kein Aufsehen zu machen und verhüllte sich das Gesicht mit ihrem Taschentuche.

Währenddem hatten die Bursche ihre Production beendet und der ältere trat, mit einem Zinnteller bewaffnet, die Rundreise des



Die Gefangennahme einer wichtigen Person.

Geldeinsammelns an. Er kommt zu dem Tische des Grafen ... Madame Flora zittert ... das Schnupftuch entgleitet ihr ... der Einsammler läßt den Teller fallen und schreit: „Herrgott, d'Mutter!"

Die Dame erbebte noch heftiger, faßte sich jedoch bald.

„Schon wieder der verrückte Schlingel!" rief sie. „Es ist doch eine merkwürdige fixe Idee in dem Burschen! Wenn man nicht wüßte, daß er ein Wahnsinniger ist, der jede Frau für seine Mutter ansieht, könnte man weiß Gott was glauben. Da, Tölpel, nimm den Zwanziger, aber sieh' zu, daß Du weiter kommst!"

Der Junge nahm das Gebotene, hob den Teller auf, klaubte die verstreuten Münzen zusammen, verbeugte sich stummverblüfft und sprang mit seinen kleineren Kameraden davon.

Der „Basteikönig" war ungeheuer betroffen. Madame Flora äußerte sich endlich in größter Verwirrung.

„Das ist wirklich höchst spaßig; der Bub' ist total verrückt. Ich, seine Mutter?! — Ich muß Ihnen nun aufrichtig gestehen, daß ich gar nicht verheiratet war; ich bin noch Jungfrau und lasse mich nur Madame nennen, weil ich schon über die ganz jungen Mädchenjahre hinaus bin. Finden Sie das nicht begreiflich?"

„Versteht sich," erwiderte der Graf, so heiter wie gewöhnlich; „und sehr vernünftig ist es obendrein. Uebrigens, was geht uns der erbärmliche Purzelbaummacher an? Reden wir lieber von etwas Anderem. Schmeckt Ihnen die Linzertorte?"

Damit nahm das Gespräch eine Wendung und man sprach nur mehr von der Linzertorte und ähnlichen süßen Dingen. Aber unter dem engen Fracke und der schönen Weste pochte das Herz des jugendfrischen Greises doch gewaltig vor Unruhe. Er brach zeitig auf und begleitete die Dame wie gewöhnlich nach Hause.

Als sich die Thüre ihrer Wohnung geschlossen hatte, über deren Schwelle zu treten ihm nie erlaubt worden, kam dem „Basteikönig" der gescheidte Einfall, sich in das Stübchen der Hausmeisterleute zu begeben, und mit seinem dukatenbesetzten Maroquintäschchen so allerliebst graziöse Wendungen zu machen, daß das Herz der hausmeisterlichen Ehehälfte unendlich weich wurde, und sie auf das Gemüthlichste zu plaudern anfing.

„Was befehlen S' denn eigentlich, Gnaden, Herr Graf?" fragte sie mit der schalkhaftesten Miene.

„Wie — Sie kennt mich?"

„O, Euer Gnaden, wer in ganz Wien wird denn den „Basteikönig" nicht kennen!"

„Schön, schön. Sage Sie mir doch, liebe Frau, wer ist denn Madame Flora? Ist sie Witwe oder Mädchen?"

„Euer Gnaden meinen die Florl vom Michelbeuernschen Grund, wo sie's von jeher die „Schnitzmacherin" (von Schnitz, Flausen machen) g'heißen haben? — Na, die ist keine Madame eigentlich, war nie verheiratet, war nie Witwe, und ist auch kein Fräul'n Flora; sie hat eine zahlreiche Familie. Der zwölfjährige Bub' —"

„Teufel, darauf war ich nicht gefaßt!"

„Euer Gnaden müssen nit so streng sein." —

„Den zwölfjährigen Buben kann ich ihr doch nicht verzeihen."

„Welchen von den drei Seiltänzern meinen denn Euer Gnaden?"

„Nun, den Großen."

„Ja, wenn's der allein wär', aber alle Drei —"

„Was plaudert die Frau?"

„Verzeih'n, Euer Gnaden; aber alle Drei sind ja ihre Buben."

„Höllen-Element!" fluchte der „Basteikönig".

„Na, 's ist schon richtig, Euer Gnaden; ich kann aber nix dafür und weiß nix weiteres."

Der Graf sammelte sich.

„Vorderhand halte die Frau reinen Mund; ich muß noch mehr nachfragen. Wo könnte ich etwas Näheres erfahren?"

„Da müssen Euer Gnaden vor d'Linie 'naus, in's Lerchenfeld, in die Seiltänzerherberg' zum „grünen Stiefel;" dort werden Sie die Buben schon finden."

Der „Basteikönig" eilte sogleich dahin. Er fand die Kinder, und sie gestanden endlich ein, daß ihre Mutter sie stets verleugne, wenn sie ihre Netze auswerfe, um alte Herren zu ködern und sie dann im Säckel leichter zu machen.

Das war eine herbe Lection. Der Graf verbiß seinen Grimm und wollte sich entfernen, als ein Wagen vorfuhr, aus welchem Madame Flora stieg, die sofort die Treppe hinanstürmte. Sie kam aber zu spät — der „Basteikönig" wußte bereits Alles.

Nun eilte sie zurück, stieg in den Fiaker, der sodann wie rasend davonfuhr; seit der Zeit hörte man aber nichts mehr von der „Schnitzmacherin." Ihre Wohnung blieb leer und wurde von einer andern Partei bezogen.

Trotz der Dukaten, welche der Graf der Hausmeisterin freigebig gespendet, mochte diese wohl nicht reinen Mund gehalten haben, oder hatte er selbst sich irgendwie in Gesellschaft verschnappt, kurz — binnen wenigen Tagen wußte die ganze Stadt von dem Abenteuer des „Basteikönigs“ mit der „Schnitzmacherin“ und auch sämmtliche Stammgäste des „Darfuß“ waren seiner Zeit mit demselben bekannt geworden. Bei so bewandten Umständen hätte Herr Leirer in seinem Umgange mit Frauen gehörige Vorsicht anwenden sollen.

Wir kehren nun wieder zu ihm zurück und folgen ihm in das Honoratiorenzimmer des „Darfuß,“ das er eben betritt und das er jeden Abend besuchte.

Er setzte sich in eine Ecke, bestellte Wein und ein Nachtessen, aber er genoß von dem letzteren kaum einige Bissen, während er dem ersteren ziemlich eifrig zusprach.

„Buchfeld — Buchfeld!“ murmelte er mit finsterer Miene, „ob das eine Tochter von ihm ist, von Jakob Buchfeld? Ja ja, sie muß es sein; hieß Jakob's Frau nicht Klara? — Ich wähnte, seit er todt, nichts mehr zu hören von dem Namen und jetzt — heute schlägt er wieder an mein Ohr! Soll ich meine Einwilligung zurücknehmen? Nein — nein — der Junge würde Verdacht schöpfen und da käme vielleicht Manches wieder zur Rede —; nein, er soll sie heiraten, was liegt mir daran; ich kümmere mich nicht um ihn, noch um sein Weib — sehen will ich es nicht — nein, nein, um keinen Preis!“

Leirer's Antlitz trug in diesem Momente den Ausdruck einer Angst und eines Entsetzens, welche seine Züge verzerrten.

„Wein — Wein!“ rief er dem Aufwärter zu. „Bring' eine Flasche von dem Franzwein, den Dein Herr im Keller hat.“

Der Aufwärter brachte eine Flasche Champagner; der Kork sprang lustig an die Decke und der feurige Trank perlte im Glase.

Leirer trank Glas um Glas; seine Augen begannen zu glühen, aber seine Miene wurde nicht heiterer. Er brachte ein Bild nicht weg aus seiner Fantasie; das Bild eines bleichen Mannes mit halberloschenen Augen; wie ein Schemen, von blauem Nebel umschleiert, schwebte die Gestalt vor ihm auf und nieder; zuweilen erhob sie die Rechte, wie zur Drohung; da überlief jedesmal ein Schauer Leirer's Rücken und er stürzte wieder ein Glas Wein hinab, um die eisige Kälte aus seinem Leibe zu vertreiben. Endlich stand er hastig auf, zahlte seine Zeche und eilte aus dem Gasthause.

Vom Thurm der nahen Johanneskirche schlug die elfte Stunde. Leirer nahm den Weg nach seiner Wohnung.

Da bemerkte er, wenige Schritte vor sich, die Gestalt einer schwarzgekleideten Frau, die sich, wie es schien, nur langsam und mühselig fortbewegte.

Er vergaß einige Augenblicke die Gedanken, die ihn den Abend über gemartert, und beeilte sich, von Neugierde getrieben, die Frau einzuholen.

Er fand ein hübsches Gesicht, eine zierliche Gestalt, deren üppige Formen das enganliegende dunkle Kleid scharf abzeichnete, und seine Lüsternheit erwachte. Er sah um sich, ob Niemand ihn beobachte, und trat dann dicht neben die Frau, die stehen blieb und ihn verwundert anstarrte.

„So spät noch auf der Straße, Frauerl?" frug er mit süßem Lächeln. „Haben S' denn keine Furcht vor Unannehmlichkeiten? Es giebt so viel unverschämte junge Laffen, die jede Frau, welche sie bei der Nacht allein auf der Gasse finden, als gute Beute betrachten."

„Ein anständiges Weib," antwortete die Unbekannte mit ernster, wohllautender Stimme, „weiß sich Zudringliche vom Leibe zu halten."

„Gewiß — doch giebt es Ausnahmen — die —"

Die Frau setzte ihren Weg langsam fort.

Leirer, der mit seiner Ansprache in's Stocken gerathen war, fuhr nun fort:

„Sie scheinen ermüdet —"

„Nein — nein."

„Oder krank — Sie erhalten sich ja kaum auf den Füßen."

„Ich bin gesund, ganz gesund," murmelte die junge Frau, als spräche sie zu sich selbst, „o wäre ich auch ebenso glücklich!"

„Unglücklich sind Sie?" frug Leirer hastig, „mein Gott, was fehlt Ihnen, was bedrückt Sie denn?"

„Mein Herr —"

„Reden Sie doch, geben Sie mir vorerst Ihren Arm, 's wird Ihnen das Gehen erleichtern. So — und jetzt reden S', ich bin ein guter Mensch. Was macht Sie unglücklich?"

„Ich weiß nicht, was mich dazu bewegt, Ihnen zu vertrauen," sagte die junge Frau, „einem Manne, den ich heute zum ersten Male sehe. Aber Sie haben das Aussehen eines edeln Menschen; aus Ihren

Augen sprechen Theilnahme und Nächstenliebe und es erleichtert das Herz, wenn es seinen Kummer mittheilen kann."

Herr Leirer streckte sich, als er alle diese Lobsprüche hörte und zweifelte nicht im Mindesten, daß er deren werth sei.

„Reden Sie offen," sagte er, den weichen vollen Arm der jungen Frau fester an sich pressend, „vielleicht kann ich Ihnen helfen."

„Mein Herr," begann die Unbekannte mit bewegter Stimme, „ich bin Witwe; mein Gatte starb vor einem Jahre und ließ mich mit zwei unmündigen Kindern allein, schutzlos und arm in der Welt zurück. Ich arbeitete, um uns zu erhalten, aber die Noth wurde immer größer und ist jetzt zum Elende herangewachsen. Morgen soll ich meinem harten Hausherrn die Miethe zahlen, sonst wirft er mich sammt meinen Kindern auf die Straße. Ich bat, flehte um meiner Kinder willen um Erbarmen; umsonst! Wegen eines Betrages von zwanzig Gulden will er mich in den Tod treiben. Da lief ich Nachmittags vom Hause fort, zu allen Freunden, zu allen Bekannten — und jetzt kehre ich zurück nach Hause."

„Und die zwanzig Gulden — sie haben sie bekommen?"

„Nein — nein," antwortete die Witwe im Tone der Verzweiflung; „man hatte überall nur Worte, nirgends Hilfe für mich."

Leirer blickte die schöne Frau mit verlangenden Blicken an. Seine Hände zitterten, als er mit ihnen die Hand seiner Begleiterin erfaßte und ihr die Worte zuflüsterte:

„Es steht nur bei Ihnen, diese zwanzig Gulden heute noch zu haben."

Die junge Frau sah ihn mit großen Augen, aus denen ein Hoffnungsstrahl zu blitzen schien, an.

„Wie," stammelte sie, „habe ich auch recht gehört?"

Leirer nickte. Die Lippen spitzend, flüsterte er:

„Sie sind sehr schön, liebes Frauerl, o sehr schön —"

„Mein Herr —"

„Der Eindruck, den Sie auf mich g'macht haben, ist rein großartig —"

„Ich verstehe Sie nicht —"

„Ich will in Zukunft noch Weiteres für Sie thun, damit Sie mit Ihren Kleinen nicht Noth leiden müssen."

„Mein Herr, ich weiß nicht, Sie sprechen wie ein Engel —"

„Nein, nein, ich bin ein Mensch," fiel Leirer hastig ein, „der menschlich fühlt. Ich geb' Ihnen die zwanzig Gulden, wenn —"

Leirer flüsterte ihr den Schluß des Satzes in das Ohr.

Die Frau stieß einen leisen Ruf des Abscheues aus und zog ihre Hand, welche noch auf Leirer's Arm ruhte, schnell zurück. Voll Entrüstung sprach sie:

„Herr, wie können Sie es wagen —"

„Ach, mein Gott," entgegnete der Ehrenmann, „was wag' ich denn? Ich geb' Ihnen Gelegenheit, sich und Ihren Kindern ein Obdach zu erhalten und verspreche, auch ferner Etwas für Sie zu thun. Daß ich Alles das nicht umsonst thun will, müssen S' doch begreifen — ja Sie müssen zugeben, daß Sie das nicht einmal verlangen können!"

„Aber — was Sie mir vorschlagen, ist eine Schmach —"

„Pah, wer wird's denn so auffassen; und dann — wer erfährt davon? Keine Seel'. Ich werd's nicht ausplaudern und Sie selber wohl auch nicht."

„Die Stimme meines Gewissens jedoch —"

„Ei, wird Ihnen diese Stimm' keine Vorwürf' machen, wenn Sie wegen einer lächerlichen Bedenklichkeit Ihren Kindern das Letzte, sogar das Obdach rauben?"

Die junge Frau verhüllte ihr Antlitz und schluchzte:

„Meine Kinder — o, meine armen Kinder!"

Leirer legte den linken Arm um ihre Taille; sie ließ es willig geschehen, und langsam zog er sie mit sich fort. Er sprach ihr fortwährend zu und so gelangten sie endlich in die Stadtgutgasse vor sein Haus.

Er schob den Schlüssel in das Thor. Die junge Frau machte einen letzten Versuch, sich ihm zu entwinden.

„Lassen Sie mich," flehte sie mit wogendem Busen, „ich beschwöre Sie — Erbarmen!"

„Und Ihre Kinder?" frug Leirer kalt. „Morgen irren die als Bettler durch die Straßen."

Dies Argument schien zu entscheiden; im nächsten Augenblicke befanden sich die beiden Personen im Innern des Hauses.

Die Hunde schlugen an und kamen herbeigesprungen; Leirer's Zuruf brachte sie zum Weichen. Er führte die junge Frau die Treppe hinauf in einen Glasgang, sperrte dort eine Thür auf und sagte:

„Kommen S', mein Engel — fürchten S' nichts."

Sie traten in das Zimmer, vor dessen Thüre Leirer einen Riegel schob. Dann schlug er Licht.

Wir müssen noch erwähnen, daß im Momente, in welchem das Hausthor hinter Leirer und seiner Begleiterin zugefallen war, ein kleiner Knabe, der bisher im Schatten des gegenüberliegenden Hauses gekauert, aufsprang und mit großen Sprüngen davonrannte.

Die junge Frau warf sich, ihr Antlitz verhüllend, in die Ecke eines Ruhebettes.

Leirer zog seinen Hausrock an, legte Uhr und Berloque in eine Lade, die Dose jedoch auf den Tisch, auf welchem auch die Lampe stand. Dann näherte er sich der Frau und versuchte, ihr die Hände vom Antlitz zu ziehen. Es kostete ihm viele Mühe. Als es endlich gelungen war, bedeckte er das Antlitz, das sie vergebens abwendete, mit glühenden Küssen.

Die junge Frau riß sich los und flüchtete an das andere Ende des Zimmers. Hochroth im Angesichte, von wilder Gier durchglüht, eilte ihr Leirer nach.

Sie wies auf die offenen Fenstervorhänge; Leirer zog selbe zu. Dann ging er wieder auf das Weib zu, das ihm nun bei hellem Lichte doppelt schön und begehrenswerth schien; aber die Unbekannte schien nicht Luft zu haben, sich so leicht gefangen zu geben und flüchtete bald hierhin, bald dorthin, immer verfolgt von dem Alten, der ihr keuchend und zähneknirschend nachstürzte.

Endlich erfaßte er sie am Kleide, es gelang ihm, sie an sich zu ziehen — aber noch war der Sieg nicht errungen, denn mit einer Kraft, welcher die des alternden Mannes nicht gewachsen war, sträubte sie sich gegen seine Liebkosungen.

Leirer bat, flehte, schalt; er drohte, um im nächsten Augenblicke wieder glänzende Versprechungen zu machen; Eines wie das Andere schien vergebens.

Die Witwe — dem Leser ist es wohl schon bekannt, daß es Florl war, die ihre Rolle mit solcher Meisterschaft spielte — hörte mit einem Male die Hunde anschlagen, deren wüthendes Gebell jedoch gleich wieder verstummte.

„Sie sind da,“ dachte sie, „jetzt gilt's!“

Leirer hatte nichts gehört; sein ganzes Sehen, Denken, Fühlen war auf die schöne Widerspänstige gerichtet, die sich seinen Armen neuerdings entwunden hatte; sie flüchtete der Thüre zu, stellte es

jedoch geschickterweise so an, daß Leirer sie erreichte, als sie eben den Riegel zurückgeschoben.

Er zog sie hinweg — die Thüre blieb unversperrt.

Nach und nach schien es, als erlahmten die Kräfte der Witwe vor den fortwährenden Angriffen des von einer wollüstigen Raserei erfaßten Alten. Es gelang ihm, ihr das Kleid aufzureißen und mit wilder Gier preßte er seine Lippen auf die weiße Schulter, welche er dadurch entblößte.

Mit einem Aufschrei — er sollte ihren Freunden als Führer dienen — sprang Florl empor und eilte zum Tische.

Leirer folgte ihr mit ausgebreiteten Armen, offenem lechzenden Munde und gierigen Blicken . . . jetzt hatte er sie erreicht, nun sollte sie ihm nicht wieder entkommen, da — plötzlich flog ihm eine Wolke dunklen Staubes in Mund und Kehle, und machte ihn mit einem Schrei zurücktaumeln. Florl hatte ihm den Inhalt der Tabaksdose in den Mund geschüttet.

Schnaubend, pustend taumelte Leirer herum — da sprang plötzlich die Thüre auf, drei Männer mit geschwärzten Gesichtern stürzten in das Zimmer, warfen sich auf Leirer und, ehe derselbe noch einen Hilferuf ausstoßen konnte, lag er geknebelt und gebunden auf dem Boden.

„Prächtig ist's gegangen, Florl," flüsterte Wastl der Dirne zu, „jetzt führ' uns."

Florl zeigte ihren Freunden vorerst den Schrank, in den Leirer Uhr und Kette gelegt hatte. Man fand Beides, dazu eine wohlgefüllte Brieftasche und einen Bund Schlüssel.

„Das erspart uns viele Müh'," sagte Wastl. „Jetzt über'n Gläserkasten."

Die Scheiben des reich versehenen Gläserkastens wurden ohne Umstände eingedrückt und der kostbare Inhalt wanderte in einen großen Sack. Ein Gleiches geschah mit dem Inhalte einer kleinen Eisencasette, deren Deckel mit Hilfe eines Stemmeisens aufgesprengt wurde; sie enthielt einige Schmucksachen von ziemlichem Werthe und eine hübsche Anzahl von Dukatenröllchen.

Jubelnd betrachteten die Einbrecher die reiche Beute.

Leirer stöhnte, als er sein Eigenthum in den Sack wandern sah.

„Das Beste kommt noch," sagte Wastl, „wenn wir in's Zimmer kommen, wo die große Kiste steht."

Leirer machte eine Bewegung.

„Schau nach," sagte Wastl zu einem seiner Cenossen, „ob er ordentlich 'bunden ist — er ist mir zu unruhig."

Der Strolch neigte sich über Leirer und zog die Stricke fester an, so daß der Gebundene schmerzhaft aufstöhnte.

Dann ging es in das Schlafzimmer, wo die silbernen Toilettegegenstände von Madame sammt und sonders in den Sack wanderten. Die Hauptaufmerksamkeit der Einbrecher galt jedoch einer starken eisernen Thüre, die sich hinter dem Bette des Eigenthümers des Hauses befand.

Man probirte verschiedene Schlüssel, bis endlich einer paßte. Voll Erwartung stürzten die drei Spitzbuben in das Zimmer, aber ein Ausruf des Erstaunens entrang sich ihren Lippen, als sie ein ganz einfach eingerichtetes Gemach entdeckten und nirgends die große Kiste bemerkten, von der die Nachbarschaft so viel murmelte und erzählte, daß sie bis zum Grunde mit eitel Gold gefüllt sei.

Wastl leuchtete in dem, mit dumpfer Luft erfüllten Gemache herum — ein alter Tisch, ein paar Stühle, ein Bett, ein Wandschrank, in dem einige Kleider lagen, Alles mit dickem Staub bedeckt, ein halberblindeter Spiegel und an einer Wand das Bild einer schönen jungen Frau, — das war Alles, was das Gemach enthielt.

Verwundert blickten die Schelme einander an.

„Hollah, Florl," sagte Wastl zu dem, gleichfalls erstaunten Mädchen, „wo ist die große Kiste?"

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Der Wind wird 's forttrag'n hab'n," meinte sie, wieder ihre gewöhnliche Redeweise annehmend; „wann 's nit da is, so war 's wahrscheinlich niemal'n da, und d' Leut' hab'n nur von der Kist'n so g'faselt."

„Na, 's wird schier auf das 'nauslaufen," sagte der Ferdl, sich am Kopfe krauend. „Warum Er aber das Zimmer, in dem 's wirklich nix zum Stehl'n giebt, so zusperrt, das is mir ein Räthsel."

„Sucht's noch einmal Alles durch — Alles," sagte Wastl, „vielleicht find't sich doch was."

Die Einbrecher begannen ihre Arbeit von Neuem — aber mit nicht besserem Erfolge.

Plötzlich stieß Florl einen leichten Schrei aus.

Alle stürzten zu ihr.

Sie hatte die Laden eines kleinen Schrankes durchwühlt und war auf ein geheimes Fach gestoßen, das ihr entgegen sprang.

Wastl vergrub die Hand in dasselbe und brachte ein Päckchen vergilbter Papiere zum Vorschein. Er besah sie von allen Seiten; da sie aber kein Geld waren, warf er sie weg. Florl jedoch hob sie auf und schob sie in ihre Tasche.

Das Zweite, was Wastl fand, war ein halb mit Flüssigkeit gefülltes, in beschriebenes Papier gewickeltes Fläschchen. Auch das wollte er zornig von sich werfen, als die Dirne ihm in den Arm fiel und ihm Flasche und Papier abnahm.

Weiter war nichts in dem Fache.

„Da sind wir schön g'narrt," sagte Wastl. „Teufel, wenn wir nicht drüben einen so schönen Fang g'macht hätten, wär'n wir geprellt. Na, kommt hinüber. Zur Straf' für die Fopperei wollen wir den alten Spitzbuben da hereintragen und dann zusperren. Wenn er Glück hat, finden s' ihn, wann nicht — dann soll er unsertwegen d'raufgeh'n!"

Sie gingen hinüber. Zwei hoben Leirer auf und trugen ihn gegen das unheimliche Zimmer. Als er sah, was geschehen sollte, sträubte er sich, trotz seiner Bande, so, daß Wastl seinen Kameraden zu Hilfe kommen mußte. Sie legten ihn in dem Zimmer auf das Bett.

Leirer's Antlitz war erschreckend anzusehen; eine namenlose Angst sprach aus demselben; seine Augen waren stier und weit aufgerissen; dumpfe Wehlaute entrangen sich seinem geknebelten Munde.

Die Einbrecher entfernten sich, ohne jedoch, wie Wastl anfangs gewollt, die Eisenthüre zu sperren.

Sie traten auf den Gang, stiegen, ihrer Beute nicht vergessend, durch eines der Fenster, unter dem eine Leiter lehnte, hinab in den Hof, und eilten dem Garten zu. Dort lagen die Cadaver der vergifteten Hunde; unweit von ihnen hielt ein junger Bursche Wache und schloß sich ihnen nunmehr an.

Quer durch den Garten ging nun die Flucht, dem rückwärtigen Zaune zu, dann über diesen hinweg in eine abgelegene Gasse.

Eine halbe Stunde später waren sie glücklich in den sicheren Räumen des „Träuberl."

Leirer aber lag noch immer, mühsam athmend, auf dem Bette; dicke kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirne. Wieder erschien der bleiche Schatten des Mannes vor ihm, den er heute Abends ver-

gebens zu verscheuchen gesucht, indem er sich betrank. Er dachte nicht an das Geld, nicht an die Kostbarkeiten, die man ihm geraubt; in diesem Momente waren es weit furchtbarere Qualen, die ihn marterten. Er wälzte sich umher, versuchte seine Bande zu sprengen — es gelang nicht. Er fiel von dem Bette zu Boden, sein Kopf schlug hart auf den Estrich — da sprang zum Glücke einer der Stricke, der seine Füße umschlungen hielt.

Mühevoll, wiederholt hinstürzend, richtete er sich endlich empor; er wankte zu dem Schranke, er sah das geheime Fach offen und leer.

Da wich alle Farbe aus seinem Antlitze — er taumelte zurück — ein erstickter Schrei drang aus seinem Munde und mit hervorquellenden Augen und gesträubtem Haare stürzte er dann rücklings zu Boden.

Elftes Capitel.

Die Bitte für den Geliebten.

Wir finden die Bachler=Pepi vor der Hofburg, mehrere Male mit gesenktem Haupte, das sie unter einem verhüllenden Kopftuche barg, auf und ab gehen. Sie fürchtete erkannt zu werden und glaubte jeden Augenblick auf dem Platze den Schatten irgend eines Spions oder Polizeidieners auftauchen zu sehen. So irrte sie ohne bestimmte Idee, ohne eine festgesetzte Absicht umher. Ein einziger Wunsch leuchtete durch den Wirrsal ihrer Gedanken durch; nämlich der, ihren Bräutigam zu sehen. Aber Martony, der sich im Innern des Palastes befand, ließ sich den ganzen langen Tag nicht sehen und als spät in der Nacht das arme Mädchen eine Herberge aufsuchte, rief sie verzweifelnd aus: „Ach, wer weiß, ob ich morgen glücklicher sein werde!“

Des andern Tages überließ sich Pepi den ganzen Morgen höchst qualvollen Gedanken; seit ein paar Stunden bereits rollten die Wägen durch die Gässen und führten junge Cavaliere, welche die Freuden der Tafel oder die Lust und Leidenschaft des Spiels die ganze Nacht wach erhalten hatten, nach ihren Paläften zurück, und das arme Mädchen lag noch mit halbgeöffneten Augen auf ihrem Lager hingestreckt.

Gegen Mittag fiel ein Strahl der Sonne auf die Unglückliche und schien ihr gebrochenes Herz mit neuem Muthe zu beleben. Sie schüttelte ihr schönes Haupt, fuhr mit der Hand über ihre kummervolle Stirne und richtete sich auf ihrem Lager empor. In dieser Stellung verharrte sie eine geraume Zeit. Endlich gewannen ihre Augen den vorigen Glanz wieder; man konnte leichtlich gewahren, daß sie nicht

alle Hoffnung verloren hatte. Sie erhob sich, kleidete sich an und, als wenn sie auf ihre Schönheit gerechnet hätte, um ein Wunder zu bewirken, verwendete sie eine besondere Sorge auf ihren Putz.

Als sie ihren Staat vollendet, sich in einem Spiegel, der an der Wand hing, beschaut und ihren Anzug genau gemustert hatte, schien sie mit ihrem Putze zufrieden zu sein. Und in der That hatte sie ein volles Recht dazu, wie dieser Triumph der Gefallsucht mit den trüben und ernsten Gedanken, welche sie ausschließend beherrschten, zu vereinigen sei.

So angethan und bemüht, die Spuren der Thränen zu verscheuchen, welche ihre Augen geröthet hatten, rief die Bachler-Pepi vor dem Thore des Gasthauses einen Fiaker an, der sich eben nach seinem Standplatze begeben wollte. Als derselbe an das Trottoir heranfuhr, stieg sie muthig in den Wagen und rief energisch:

„Zum Palast der ungarischen Garde!"

Bei diesen Worten warf der Fiaker dem jungen Mädchen einen jener sonderbaren kecken Blicke zu, welchen die Wiener bei ihnen verdächtig scheinenden Fällen abzuschicken gewohnt sind, und murmelte vor sich zwischen den Zähnen hin:

„In's Gardehaus?! Was will denn die in derer (dieser) Löwengruben?!"

Die „ungarischen Gardisten," wie man sie im Volksmunde schlechtweg nannte, standen zu allen Zeiten, bis zur Sistirung dieses Institutes im Jahre 1849, in dem sehr üblen Renommée der Verführungslust, und der Bürger hütete sich, einem solchen „Gardisten" den Zutritt in sein Haus zu gewähren, da nach seiner Meinung weder Frau, noch Tochter, noch weibliches Gesinde vor dem Don Juan sicher gewesen wären.

Die Bachler-Pepi wußte natürlich von solchem Renommée nichts und gewahrte überhaupt ebensowenig den durchdringenden Blick, als sie die zwischen den Zähnen gesprochenen Worte vernahm. In entscheidend ernsten Stunden des Lebens verliert die Schamhaftigkeit, wenn auch nicht das Zartgefühl, doch gewiß die allzugroße Empfindlichkeit. Als der Wagen an dem bezeichneten Orte angelangt war, bezahlte Pepi den Fiaker und stieg munter und eilig die breiten Stufen des Palastes der ungarischen Garde hinan, ohne sich darum zu bekümmern, wie man ihren Schritt auslegen werde, und sie beachtete

es wenig, als ihr der Fiaker, der sie hierhergeführt hatte, mit demselben höhnischen Lächeln und durchbohrenden Blicke nachrief:

„Empfehl' mich, Fräul'n; wünsch' viel Glück auf d' Reis'!"

Als das Mädchen in das erste Stockwerk gelangt war, gewahrte sie mehrere Diener, welche in voller Geschäftigkeit nach allen Seiten hinliefen. Die Einen trugen silberne Schüsseln mit duftigen Braten, Andere Bouteillen köstlichen Weines; zugleich vernahm sie, ein Vorgemach betretend, lärmendes, fröhliches Lachen verschiedener Stimmen, welche durch eine lebhafte Unterhaltung kreuzend, helltönend aus einem Saale an ihr Ohr drangen.

Das Mädchen gewahrte, daß im ungarischen Gardepalais ein Fest gefeiert wurde, und dies setzte sie in das größte Erstaunen.

„Weihet solchergestalt," dachte sie, „das Haupt der Verschwörer die unheilvolle Woche, welche durch empörerische Auftritte enden soll, feierlich ein?!"

Dieser Gegensatz einer solchen Fröhlichkeit mit einer so furchtbaren Erwartung fiel der Bachler-Pepi wie eine Unwahrscheinlichkeit auf und erweckte in ihr die schwankende Hoffnung, daß die Verschwörung mißglückt oder zum mindesten vertagt sei.

„Für heute schon gar," sagte sie sich ganz leise, „brauch' ich nicht zu beben. Wenn der Wein fließt, darf kein Blut fließen uud Leute, die lachen, sind nicht zu fürchten."

Indessen verharrte sie nicht minder bei ihrem Entschlusse, den Grafen Szigray zu sprechen, es genügte ihr eine schwankende Hoffnung nicht, sie wollte Gewißheit haben.

Kurz gefaßt nahte sie sich einem Bedienten, welcher weniger eilig schien, als seine Kameraden.

„Ist der Herr Graf von Szigray zu sprechen?" fragte sie ihn mit fester Stimme.

„Nein," antwortete dieser barsch, „der gnädige Herr frühstückt mit seinen Freunden und da darf man ihn nicht stören."

„So will ich warten, bis der gnädige Herr Graf sein Frühstück beendet hat und ich hoffe, daß Ihr mich dann anmelden werdet."

„Meint Ihr, Mamsell?" erwiderte der Bediente. „Ihr dürftet Euch damit gewaltig täuschen. Wenn der Herr Graf nicht mehr speist, so spielt er und wenn er beim Spiel sitzt, ist er noch weniger sichtbar, als wenn er speist. Wollt Ihr auf meinen Rath hören, so kommt morgen oder in ein paar Tagen wieder."

„Dann dürfte es zu spät sein," sprach das Mädchen leise vor sich hin; „ich will ihn heute noch sehen. Geht doch, und sagt Eurem Herrn, daß ich, die Bachler-Pepi von Buchberg, da bin und ihn zu sprechen wünsche."

Wiewohl der Bediente ohne Zweifel nur eine sehr geringe Meinung von der talismanischen Wirkung eines so armseligen Namens hatte, so weigerte er sich doch nicht länger, dem Wunsche des jungen Mädchens zu entsprechen.

An einer der Stiegensäulen gelehnt, stand sie da in Gedanken versunken und harrte der Rückkunft des Dieners, die bald erfolgte. Bevor der Mann noch den Mund geöffnet hatte, gewahrte sie an seiner Miene schon, die jetzt ganz dienstfertig und sonderbar spöttisch sich verzog, daß ihr Begehren günstig aufgenommen wurde. Sich höflich nahend und dann sich tief verneigend, sagte er:

„Will das Fräulein so gefällig sein, mir zu folgen?"

Die Bachler-Pepi schritt nun durch ein prächtiges Vorzimmer. Am Ende desselben ergriff der Bediente, welcher ihr als Führer voranschritt, die Klinke einer majestätischen Flügelthüre, öffnete sie und stellte sich zur Seite, um das junge Mädchen eintreten zu lassen, wobei er ihr mit demselben hämisch achtungsvollen Tone zuflüsterte:

„Beliebt's Euch Fräulein, so tretet ein."

Und Pepi trat ein.

Zu jeder andern Zeit hätte das Schauspiel, welches sich ihren Blicken darbot, ihre lebhafte Einbildungskraft außerordentlich angeregt. Der Speisesaal, in welchem sie sich befand, wurde nicht so wie die Außenzimmer von der Sonne beleuchtet. Der Graf von Szigray hatte den Einfall gehabt, eine künstliche Nacht hervorzurufen und sich das Vergnügen zu machen, den Tag am hellen Tag zu verscheuchen; ein Vergnügen, das übrigens in jener Zeit sehr beliebt war und dessen Ursprung im sybaritischen Italien wurzelte. Man speiste beim Lichte, mehr als zweihundert Kerzen in den verschiedensten Girandolen und Kronleuchtern angezündet, ersetzten den draußen lachend heiteren Tag, den dichte Rollvorhänge, die außen angebracht waren, einzubringen hinderten; drei Luster von mattem Golde, welche an der Decke angebracht waren, completirten die Beleuchtung oder vielmehr die Illumination.

Inmitten dieses so blendend erhellten Saales stand eine Tafel, um welche ein Dutzend junger Cavaliere saßen; auf ihrem Antlitze

strahlte jene lebhafte Gluth, jener strotzende Ueberfluß von Lust, welcher der reichen und sorglosen Jugend eigen ist. In diesem Augenblicke hatten sie vergessen, daß in einer so bewegten Zeit, mehr als sonst, das Vergnügen ein treuloser Freund sei, der nur darum zu lächeln scheint, um desto sicherer zu verderben. In diesem Augenblicke hatten sie vergessen, daß in Frankreich bereits die Revolution ihre mächtigen Schwingen regte, daß die österreichische Regierung vor dem drohenden Gespenste bebte und ihre geheimen Polizei-Agenten wach erhielt, daß die unterirdischen Kerker der Schranne bereit waren, auch nur beim leisesten Verdachte den Anhänger der neuen Ideen aufzunehmen.

Bei dem Anblicke des reizenden Mädchens vom Lande, welches bei seinem Eintritte muthvoll und ungezwungen mit dem Blicke den Grafen Szigray, ihn nur allein aufsuchte, ohne die geringste Aufmerksamkeit den wahrhaft bezaubernden Einzelheiten dieser Orgie zu schenken, erhob sich ein langer Zuruf in dem Kreise, der mit dem Klirren der bis an den Rand gefüllten Gläser fast den wilden Charakter eines englischen „Hurrah!" anzunehmen schien, mit dem Unterschiede nur, daß der melodische Wohlklang der enthusiastischen Sylben: Eljen! dem Ohre angenehmer klang.

Hierauf verhallte der Zuruf, die Stimmen vereinzelten sich und die Bachler-Pepi vernahm nacheinander folgende Ausrufungen:

„Welch' schöne schwarze Augen!"

„Ein herrlicher Wuchs!"

„Ei, das kann keine Oesterreicherin sein — die haben ja kein so regelmäßiges Gesicht und keine so schönen Zähne!"

„Das ist eine Odalike, welche die Usbecken einem Juden verkauft haben, der sie um guten Preis an den Mann zu bringen sucht."

„Nun, die wäre schon einen Beutel Goldes werth?"

„Zwei Beutel mit Gold!"

„Drei!"

„Vier!"

„Sechs!" ging es in scherzhafter Auction fort.

„Pah," sagte einer der Kameraden, „Ihr bemüht Euch vergebens sie zu licitiren. Das Herz, welches unter diesem herrlichen Aeußeren schlägt, gehört zu jenen, die sich hingeben, und nicht zu jenen, die sich dem Meistbietenden verkaufen. Uebrigens, so viel ich merke, hat das schöne Mädchen bereits seine Wahl getroffen. Seht nur hin, wie sein Blick auf dem Grafen Szigray ruht, wie es nur ihn betrachtet

und wie wir Andern für das liebe Kind gerade so viel sind, als wenn wir gar nicht da wären! Nun, Szigray, findest Du keine Antwort auf diesen Blick, der so beredt zu Dir spricht?"

Mitten in dieser lichtvollen Atmosphäre, die sie vom Kopfe bis zum Fuße umfloß, blieb das Landmädchen bleich, aber gefaßt und ruhig, und alle Bemerkungen, die ihre Person betrafen, schienen ebenso viele stumpfe Pfeile, welche, ohne sie zu verletzen, zu ihren Füßen niederfielen. Sie blickte auf Graf Szigray hin, als wollte sie ihn fragen:

„Was geht mich all' das tobende Geräusch und Gejubel an — mit Euch, und nur mit Euch will ich reden!"

Der Graf begriff sehr wohl diese stumme Anrede, denn er stand von der Tafel auf, näherte sich der schönen Besucherin, nahm sie bei der Hand und stellte sie, so zu sagen, seinen Tischgenossen vor.

„Dieses junge Mädchen ist eine echte Oesterreicherin, meine Herren; uud sie wird Euch das sogleich beweisen, indem sie ein Glas von diesem herrlichen Tokaier auf das allgemeine Wohl unseres gemeinsamen Vaterlandes ausleeren wird. Nicht wahr, schöne Pepi?"

„Sehr gern, gnädiger Herr Graf," erwiderte Pepi, indem sie aus den Händen des Garde-Officiers das Glas nahm, welches ihr derselbe mit aller Galanterie und Grazie eines Edelmannes präsentirte, und leerte es mit den Worten:

„Auf das Wohl des Kaiserstaates Oesterreich!"

Die Gäste wiederholten lärmend und mit den Gläsern anstoßend einstimmig den Toast. Pepi hatte sich mit so viel Ungezwungenheit, mit so viel natürlicher Grazie bei diesem Trinkspruche benommen, daß der Zuruf: Eljen! von Neuem erklang.

Graf Szigray war überrascht und betrachtete verwundert das schöne Landmädchen, ohne den wahren Grund von dessen unverhofftem Erscheinen im Gardepalaste zu ahnen. Seine Gäste hatten sich nach und nach entfernt und er befand sich nun mit ihr ganz allein.

„Jetzt, mein liebreizendes Kind," sagte er, indem er dem Mädchen einen Sitz anbot und sich neben sie niederließ, „kannst Du mir einen Grund angeben, welchem ich das schmeichelhafte Vergnügen verdanke, Dich bei mir zu sehen?"

„Das will ich, gnädiger Herr Graf," erwiderte Pepi mit fester Stimme; „aber versprecht mir auch, mich aufmerksam und ernsthaft anzuhören, wie ich ernsthaft mit Euch sprechen will. Ich bin nur ein armes, niederes Landmädchen, gnädiger Herr Graf, und Gott ver-

hüte es, daß ich jemals die Kluft vergesse, welche uns trennt; aber trotz meiner niedern Abkunft habt Ihr dennoch die Gnade gehabt, Euch meiner warm anzunehmen. Ihr habt mir in der Felsenhöhle das Leben gerettet und das werd' ich nie vergessen. Es ist mein Erscheinen hier der Beweis, daß ich auf Euch gerechnet habe. Mir scheint, daß eine Wohlthat nicht nur jenen, welcher sie erweiset, verbindet, und ich glaube, daß Eure vergangene Großmuth mir Bürge für eine zukünftige ist — die Güte verpflichtet, wie der Edelmuth, gnädiger Herr Graf. So hört mich denn. Zufälligerweise und wider meinen Willen bin ich die Mitwisserin eines Geheimnisses geworden, an dem Ihr eben Euren Antheil habt; dieses Geheimniß gehört nicht mir an, ich habe gelobt, es treu zu bewahren. Ich kenne Eure Absichten und in meinem eigenen Interesse erlaube ich mir eine einzige Frage an Euch. Ihr werdet so viel Vertrauen in mich setzen, nicht wahr, und mir dieselbe aufrichtig beantworten? Wann ist der festgesetzte Tag zur Ausführung Eurer Pläne? Habt Ihr denselben abgeändert? Werdet Ihr etwa noch heute losbrechen? Diesen Abend noch? In einigen Stunden?"

Trotz der rednerischen Vorsicht, deren sich die Bachler-Pepi geschickt bedient hatte, um ihre Frage anzubringen, konnte sie sich einer gewissen Unruhe nicht erwehren und diese Unruhe rechtfertigte der argwöhnische Ausdruck, welcher sich in den Zügen des Grafen malte, als er sie anhörte.

„Mein schönes Kind," sagte der junge Magnat in einem leicht hingeworfenen ironischen Tone, „Dein Besuch hat also einen rein politischen Zweck? Ich gestehe, daß ich ihm etwas Angenehmeres unterlegt hätte. Ist es das Los der Monarchie, das Dir so sehr am Herzen liegt? Hast Du Dich auch über die Tyrannei der Minister zu beklagen und willst Du zur Befreiung des gemeinschaftlichen Vaterlandes mit beitragen? Ich denke, mein schönes Kind, daß Du zu jung bist, um Dich in so ernste Berathungen zu mischen und einen Platz bei einem Unternehmen zu suchen, welches, soll es gelingen, mit der Schärfe des Schwertes ausgefochten werden muß, das aber auch, wenn es mißlingt, mit der Schärfe des Schwertes — des Richtschwertes meine ich — bestraft wird. Ich weiß wohl, daß in mehr als einer Verschwörung aller Länder die Frauen einen thätigen Antheil nahmen und sogar große Rollen dabei spielten; aber von diesen Frauen war keine ein Kind, so wie Du. Oder wäre es vielleicht" — fuhr der Graf

höhnisch fort — „daß die geheime Polizei von Wien Nachricht von dem, was Dir widerfuhr, erhalten hat und Dich von einem ihrer Beamten in's Verhör nehmen ließ, und daß Du auf Anrathen oder gar auf Befehl eines Inquisitors hierher kommst?"

Die letzte Zumuthung machte einen schmerzlichen Eindruck auf das junge Mädchen; eine lebhafte Röthe trat auf seine Wangen, es stand auf und wollte sich entfernen.

„Gnädiger Herr Graf," sagte Pepi, „ich sehe wohl, daß ich nichts von Euch zu hoffen habe, weil Ihr mich einer so schmählichen Handlung fähig haltet. So lebt denn wohl, Herr Graf!"

Aber kaum hatte die Bachler-Pepi so gesprochen, als der Gedanke an ihren Bräutigam sie durchzuckte. Zweifelhaft blieb sie stehen.

Die naive Entrüstung eines reinen Gewissens brachte bei dem Grafen Szigray viel schneller eine Sinnesänderung hervor, als es die beredtesten Versicherungen gethan hätten, und sei es, daß sein Argwohn gänzlich verscheucht wurde, sei es, daß des Mädchens Schönheit eine unwiderstehliche Macht auf ihn übte, eines ist gewiß, er faßte das junge Mädchen an der Hand und sprach mit sanfter Stimme:

„Warum willst Du, holdes Mädchen, eines Wortes wegen grollen und Dich sogleich entfernen. Bleibe; siehst Du denn nicht, daß ich bereit bin, allen Deinen Launen nachzugeben? Frage, und ich schwöre Dir beim heiligen Stefan, daß ich alle Deine Fragen beantworten werde."

„Nun denn, gnädiger Herr Graf, bleibt es dabei, daß Ihr noch im Laufe dieser Woche losbrechen wollt?" wiederholte Pepi.

Der junge Magnat dachte einen Augenblick nach und schien zwischen der Wahrheit und der Lüge zu schwanken. Endlich sprach er:

„Ja, diese Woche noch geht es los!"

„Nun, gnädiger Herr," sagte hierauf Pepi, „dann habe ich Euch um eine Gnade zu bitten."

„Und Du kannst darauf rechnen, Mädchen, daß ich sie Dir gewähre, wenn sie in meiner Macht steht," erwiderte galant der Graf.

„Ich habe einen — einen Verwandten," versetzte Pepi, „welcher in der ungarischen Leibgarde dient. Schon seit mehreren Tagen hat ihn mein Vater nicht gesehen und da er ihn sehr liebt, ist er seinetwegen in der größten Unruhe. Ihr könnt, wenn Ihr wollt, ihm auf eine Woche Urlaub geben und ihn zu meinem Vater nach Buchberg

schicken, damit er ihn beruhige. Das ist meine Bitte, Herr Graf. Wollt Ihr ihm diesen Urlaub geben?"

Hatte das junge unwissende Mädchen mit einem Male die gewaltig unwiderstehliche Waffe der Frauen, die List, erkannt? Wie hatte sie es errathen, daß selbst der gleichgiltigste Mann an einem nahen Verwandten mehr Antheil nimmt, als an einem Geliebten? Giebt's einen sechsten Sinn, welchen man den Frauensinn nennt? Oder waren die leidenschaftlichen Blicke des Grafen Szigray hinreichend, sie aufzuklären? — Wie dem auch sei, so hielt sie es für räthlich auf dem so vorgebrachten Antheil, der sie zum Handeln trieb. zu bestehen, und sie wiederholte lebhaft:

„Es ist mein Vetter, gnädigster Herr, mein Vetter, versteht Ihr? Und Ihr, der Ihr seine Verwandte gerettet habt, werdet Ihr dem Manne Euren Schutz versagen?"

„Und wie heißt denn dieser Vetter?" fragte der Graf.

„Stefan Martony."

„O, o!" murmelte der Graf, dessen Gesichtszüge sich bei diesem Namen plötzlich verändert hatten.

„Stefan Martony," wiederholte er, ohne Pepi anzublicken und indem er mit sich selbst sprach, „das ist ja der Name des Gardisten, welcher auf ausdrücklichen Befehl des Capitäns consignirt ist, Tag und Nacht, bis auf neuen Befehl, in der Burg Wache zu halten. Teufel, in allem Dem liegt etwas sehr Sonderbares! Dieses junge Mädchen weiß etwas, was es entweder nicht sagen will, oder nicht sagen darf. Warum begehrt es gerade diese Woche von mir, daß ich seinem Vetter Urlaub ertheile, nachdem es mich befragt hatte, ob unser Vorhaben, die Regierung zu stürzen, nicht verschoben sei? Kennt es also genau unsern Plan und ist ihm bekannt, daß alle Wachen, die sich in der Burg befinden, in Todesgefahr schweben?"

Einen Augenblick lang überlegte der Graf; dann sagte er zu der schönen Bittstellerin:

„Ich bedauere sehr, mein schönes Kind, daß ich Dein Begehren nicht erfüllen kann, denn — es ist unmöglich. Der Capitän der Leibgarden ist mächtiger als ich, der ich sein Untergebener bin, und wenngleich die Wachenaustheilung mir vollständig übertragen ist, kann ich seiner Ordre nicht entgegentreten. Wollte ich Deinem Vetter den Urlaub, den Du von mir begehrst, ertheilen, so hieße dies mich einer Gefahr aussetzen und mich vielleicht selbst zu Grunde richten. Du weißt nicht,

welche bedenkliche Folgen ein Vergehen gegen die militärischen Gesetze haben kann. Ich darf den Befehlen meines Capitäns nicht ungehorsam sein."

Wenn die Bachler-Pepi nicht von der Furcht zurückgehalten worden wäre, zu viel zu sagen, so hätte sie dem Grafen einwenden können, daß er die Gesetze eines Staates, den er ohnehin im Laufe der Woche mit bewaffneter Hand anzugreifen gesonnen war, nicht sonderlich zu respectiren scheine; aber in der Unmöglichkeit, in welcher sie sich befand, ein Wort hervorzubringen, hatte des Grafen Antwort ihr alle Hoffnung geraubt.

Ach, wenn der Polizeidirector, der sie in's Verhör genommen hatte, sie nicht durch einen Eid verpflichtet hätte, ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten, wie hätte sie sich zu den Füßen des Grafen gestürzt, und ihm gesagt:

„Gnädigster Herr, Ihr werdet diese Woche Eure Pläne ausführen und alle Wachen, die ihnen entgegen sind, umbringen; ich flehe Euch um Gnade für einen dieser Soldaten an. Schont den Stefan Martony!"

Aber — ohne meineidig zu werden, konnte das arme Mädchen diese Sprache nicht führen und unter der Last dieses Gefühls der Ohnmacht, welches sie seither folterte und in diesem Augenblicke sich grausamer denn je erneuerte, fühlte sie sich so ergriffen, daß sie die Thränen, welche unwillkürlich ihre Augen füllten und ihre Wangen benetzten, nicht zurückzuhalten im Stande war.

„Und wenn ich es wagte," sagte Graf Szigray, gerührt von der Hingebung, welche das junge Mädchen nur noch reizender machte, „wenn ich es auf mich nähme, den Befehl des Capitäns zu übertreten, und den Urlaub ertheilte, um den Du mich anflehst?"

„O gnädigster Herr!" rief Pepi, welche inmitten ihrer Thränen die von Seufzern begleitet wurden, nur diesen Ausruf finden konnte, um die Freude auszudrücken, welche ihr Herz ergriff.

Der Graf machte eine Geberde, als versuchte er jeden ernsten Gedanken, welcher ihn zurückhalten wollte, zu verscheuchen, sah das Mädchen an, welches die Hände gefaltet und das Auge strahlend von Hoffnung, schweigsam in ihrer bittenden Stellung weilte, dann rief er einen seiner Leute.

Es trat ein Bedienter ein. Der Graf gab ihm einen Wink und

sogleich stand ein kleiner Tisch mit Schreibgeräthe vor ihm. Aber der Graf schrieb noch nicht.

„Also, mein reizendes Kind,“ sagte er, indem er die Feder ergriff, „Du wärst glücklich, wenn ich den Urlaub ausfertigte?“

Der Graf sprach diese letzten Worte mit jener leichten Ungezwungenheit eines großen Herrn, welche Beaumarchais in seiner „Hochzeit des Figaro“ in dem Grafen Almaviva mit Susannen so kräftig und wahrhaftig charakterisirt hat.

„Weißt Du,“ sagte er, „daß Du sehr hübsch und reizend bist? Eben jetzt, als die hellen Thränen wie Perlen die Ränder Deiner Augenlider schmückten und die Marmorblässe das helle Roth von Deinen Wangen wischte, fühlte ich es klar, daß ich das Schicksal dieses Vetters beneidete, das Dir die süßen Thränen entlockte! Du kennst also keine andere Liebe noch?“

„Von welcher Liebe wollt Ihr reden, gnädiger Herr Graf?“

„Ich rede von einer Liebe, welche tausendmal zärtlicher, tausendmal eifersüchtiger als die Verwandten, ja selbst als die Bruderliebe ist. Also liebst Du Niemanden; ist das auch wahr?“

„Nein, gnädiger Herr, ich liebe Niemanden,“ sagte das Mädchen muthig, und fügte hinzu, indem sie nach der Feder hinschielte, welche der Graf in seiner Hand über einem Blatte Papier hinhielt: „Unterzeichnet den Urlaub, gnädigster Herr!“

„Und hast Du Dir niemals gedacht, daß schön, wie Du bist, Du ein besseres Los zu erwarten hättest, als das Weib eines rauhen Landmannes oder sonst eines ordinären Menschen zu werden? Hast Du niemals von einem glänzenden Lose, als das Deine geträumt, niemals an Reichthum, an freudige Bälle und andere glänzende Lustbarkeiten, an heiter verbrachte Abende gedacht, und an Alles das, was eine Haupt- und Residenzstadt wie Wien an Vergnügungen und Freuden den schönen Frauen und Mädchen, die es besonders begünstigt, anzubieten hat? Sprich! Und wenn elegante junge Männer Dir begegneten, war keiner unter ihnen, der Dir von solchen Dingen erzählte, die ich jetzt erwähne? Hat Dir keiner Deine Schönheit gerühmt und Dir seine Liebe erklärt? — O, es ist rein unmöglich, daß dies nicht geschehen sei! Und was hast Du allen diesen jungen Leuten geantwortet?“

„Das was ich Euch, gnädiger Herr Graf, geantwortet habe,“ erwiderte das Mädchen, indem es durch den Ausdruck seiner Stimme

die Strenge der Antwort und den Vorwurf zu mildern suchte. „Ich antwortete nämlich, daß zwischen den gnädigen Herren und mir ein großer Abstand wäre. — Aber, gnädiger Herr Graf, fertigt doch den Urlaub aus!“

„Es ist wahr, Du hast mir so geantwortet,“ sagte Graf Szigray, indem er wieder lächelte. „Weißt Du, mein Kind, daß Du Deine Anbeter sehr strenge behandelst, und mich besonders; — aber darf ich jetzt nicht auf einen besseren Empfang rechnen? Sprich, findest Du nicht, daß ich eben so gut bin, als die jungen Burschen bei Dir zu Hause?“

„Welch' ein Vergleich, gnädiger Herr?! Aber — fertigt den Urlaub aus.“

Wiewohl Graf Szigray in dem Rufe eines Mannes stand, der bei den Frauen sein Glück macht, so war seine Eitelkeit dennoch durch diese Antwort befriedigt.

„Vortrefflich, vortrefflich!“ sagte er.

Zu gleicher Zeit erfaßte er die Hand des jungen Mädchens, um sie näher an sich zu ziehen. Die erste Bewegung Pepi's war aber, sich loszumachen und nur die Erinnerung an ihren Bräutigam und die Furcht, den Grafen zu erzürnen, fesselten sie noch an die Stelle.

„Aber fertigt den Urlaub aus, gnädiger Herr!“ flehte sie diesmal mit besonders einschmeichelnder, weicher Stimme.

„Es sei,“ sagte der Graf und schrieb dann einige Zeilen, unter welche er seinen Namen setzte. Nachdem er das Blatt dem Mädchen gezeigt hatte, das es begierig durchlief, rief er zum zweiten Male, worauf eine Ordonnanz eintrat. Dieser sagte er in einem kurzen gebieterischen Tone: „Uebergieb dieses Blatt sogleich dem Gardisten Martony, dem Du im Wachzimmer der Hofburg aufsuchen mußt, und sage ihm, daß er von seinem Urlaube ohne Aufschub Gebrauch machen kann.“

Zwölftes Capitel.

Die Gefangennahme einer wichtigen Person.

Die Freude der Bachler-Pepi war groß; der Geliebte hatte nichts mehr zu befürchten, er war gerettet. Aber dieses Gefühl währte nicht lange, eine gewisse Bitterkeit bemächtigte sich ihrer und verleidete ihr den Sieg. Sie beschloß also, sich so schnell als möglich zu entfernen und unter der so gut berechneten Naivetät, die sie so schön ihr Ziel erreichen ließ, sagte sie:

„Gnädiger Herr Graf, ich bitte Euch um Verzeihung, wenn der Ausdruck meiner Dankbarkeit nicht so warm ist, als mein Gefühl. Ihr seid der edelste, der großmüthigste Mann, Ihr habt für mich, das einfache Landmädchen, so viel gethan, als wenn ich ein edelgeborenes Fräulein wäre, nehmt meinen innigsten Dank dafür, aber — ich weiß recht gut, wer ich bin und wer Ihr seid — es wäre höchst unschicklich, wenn ich Euch noch länger aufhalten und Euch um die kostbare Zeit bringen wollte. Erlaubt also, gnädigster Herr, daß ich mich entferne und nehmt mein unterthäniges Lebewohl!"

„Was faselst Du vom Fortgehen?" sagte der Graf. „Du hast mich um eine Gunst gebeten — nun will ich Dich auch um eine bitten. Diese Liebe, welche eine ganz andere als die unter Blutsverwandten ist, und die Du noch für Niemanden fühltest, diese Liebe möchte ich in Deinem Herzen erwecken."

„Ach, gnädigster Herr, Ihr scherzt wohl?" sagte Pepi.

„Bei meiner Ehre, ich spreche ernsthaft — ich liebe Dich. Verstehst Du mich? Ich will die stolzesten Träume, die Du jemals hattest, zur Wirklichkeit machen. Schenke mir Deine Liebe und Dein

dunkles Dasein, das Dich drückt, soll sich in ein Leben voll Glanz und Wonne umgestalten. Ueberall sollst Du meine Königin sein!"

Mitten in dieser Ansprache wollte Graf Szigray zum zweiten Male Pepi's Hand ergreifen. Diese zog sich jedoch zurück und wendete sich gegen die Thüre, welche den Speisesaal und das Empfangszimmer schied und die mit einer schweren Draperie verhüllt war.

Aber kaum hatte sie das eine Ende des Vorhanges berührt, als sie zwei Männerarme gewahrte, welche ihr den Ausweg verrammelten. Dieses unverhoffte Hinderniß nöthigte Pepi, zurückzukehren.

„Warum ist dieser Ausgang verrammelt?" fragte sie. „Geschieht dies auf Euren Befehl, gnädigster Herr? Bin ich eine Gefangene im Gardepalaste? Wollt Ihr mich gegen meinen Willen hier festhalten?"

„Ja, das will ich," antwortete kalt der Graf, der eine Komödie zu ahnen schien. „Verzeiht, wenn ich Euch nicht früher entlasse, als bis Ihr mir Euer Betragen vollständig erklärt habt."

Einen Augenblick lang zögerte das Mädchen und suchte nach ausweichenden Gründen, nach jenen halben Wahrheiten, welche der Schutz der Schwachen zu sein pflegen; aber Graf Szigray hatte schon Argwohn geschöpft und seine verletzte Eitelkeit war keineswegs geneigt, sich mit unvollkommenen Bekenntnissen abfertigen zu lassen.

Pepi faßte also einen ernsten Entschluß und dieser Entschluß war jener, den die Frauen immer fassen, wenn sie auf das Aeußerste gebracht werden, den Entschluß nämlich, freimüthig und aufrichtig zu sein.

„Hört mich an, gnädigster Herr!" sagte sie. „Ich habe ein Unrecht, ein großes Unrecht gegen Euch begangen; ich bin gefallsüchtig, lügenhaft gewesen; aber ich will so aufrichtig gegen Euch sein, als wäret Ihr mein Beichtvater. Ihr sagt, daß Ihr mich liebt und mein Herz gegen das Eure austauschen wollt? Ja, aber mein Herz gehört nicht mehr mein. Als Ihr mich gefragt habt, ob ich eine andere Liebe als die Verwandtenliebe kenne, nun, da habe ich Euch geantwortet, daß ich keine andere kenne. Aber, damit habe ich Euch getäuscht, gnädigster Herr, denn — ich liebe! Ich liebe einen Mann, der weniger großmüthig, weniger verführerisch ist, als Ihr, gnädigster Herr; er, den ich liebe, ist weder so hochgeboren, noch so reich und mächtig wie Ihr, aber — was soll ich Euch sagen? — ich liebe ihn, so wie er ist, und Ihr, gnädigster Herr, der Ihr von Lust zu Lust,

von Genuß zu Genuß eilt, Ihr werdet einem schlichten Manne nicht ein Gut entreißen wollen, das sein ganzes Glück hienieden ausmacht: Der Reiche soll den Armen nicht berauben, gnädigster Herr!"

Dieser Anruf an des Grafen Szigray Großmuth hatte nicht den Erfolg, welchen sich die Bachler-Pepi versprach; und wenn sie ihre kalte Fassung hätte erlangen können, so hätte sie gewahren müssen, wie sich das Antlitz des Grafen bei jedem ihrer Worte verdunkelte und wie sein Auge drohend blitzte.

„Sie hat mich zum Besten gehabt," murmelte der Graf vor sich hin, „zum Besten, wie ein Kind. Sie liebt einen Andern! Und wer weiß, ob dieser Geliebte, dessen Andenken jetzt ihre Phantasie beschäftigt, nicht jener angebliche Vetter ist, zu dessen Gunsten sie mich so heuchlerisch anflehte; ob es nicht dieser Martony von der Garde ist!"

Sich nun zu dem Mädchen wendend und mit zornglühenden Augen auf dasselbe zutretend, sagte er:

„Ihr seid eine ausgemachte Komödiantin, aber — ich werde mich rächen!"

„Hört mich noch an, gnädigster Herr!" rief die Bachler-Pepi halb außer sich. „Wie Euch nur allzuwohl bekannt ist, bin ich die Mitwisserin eines gefährlichen Geheimnisses, an welchem Ihr auch Theil habt. Ich habe mich durch einen Schwur verpflichtet, dasselbe zu bewahren und ich strebe nach nichts Anderem, als mein Gelöbniß zu halten, selbst auf die Gefahr meiner Freiheit, ja meines Lebens hin. Aber — durch Eure Treulosigkeit könnte ich mich leicht meines Eides für entbunden halten; habt Acht, Euer Betragen wird meinen Meineid rechtfertigen. Tödtet mich, gnädigster Herr, denn, wenn Ihr mich lebendig entrinnen lasset, so erkläre ich Euch, daß ich sogleich hingehe, um Euch und Eure Mitschuldigen als Hochverräther anzugeben!"

Ein übrigens an sich unbedeutender Umstand zog plötzlich die Aufmerksamkeit der beiden in dieser Scene handelnden Personen auf sich und verscheuchte die Verzweiflung der einen und den Zorn der andern.

Der Vorhang rauschte bei Seite und in den Saal trat der nach Martony ausgeschickte Mann, der als Antwort auf die Frage, welche der Graf an ihn richtete, demselben rapportirte: daß der Gardist Martony bereits seit zwei Stunden ungefähr heimlich seinen Posten in

der Burg verlassen habe und zwar, ohne um eine Erlaubniß gebeten zu haben.

Kaum war dieser Rapport erstattet, als man im Außenzimmer eine Männerstimme vernahm, welche sagte:

„Ich will aber mit dem Premier-Lieutenant sprechen — und ich muß ihn sprechen!“

„Ihr dürft jetzt nicht eintreten,“ antworteten ein paar andere Stimmen, die Diener des Grafen.

„Das wollen wir sehen,“ hieß es nun, „ich werde trotzdem eintreten.“

Bei den ersten, von der Stimme des Unbekannten gesprochenen Worten schien der Schrecken Pepi's seine Natur geändert zu haben. Die Unaufmerksamkeit des Grafen benützend, eilte sie schnell durch den Saal, einer kleinen Thüre zu, welche in das Innere der Gemächer führte, öffnete sie rasch und verschwand.

Kaum hatte sie die Thüre hinter sich in's Schloß geworfen, als ein Mann, den man an seiner Kleidung leicht für einen Gardesoldaten erkennen konnte, das Haupt hoch erhoben, eintrat, indem er zuvor alle Diener, welche ihm den Eintritt verwehren wollten, zu Boden geworfen hatte.

Der neue Ankömmling war ein junger Mann von hohem Wuchse, dessen Angesicht, ohne so edel geformt zu sein, als jenes des Grafen Szigray, dennoch weder des Charakters, noch des edlen Ausdrucks ermangelte. Seine Uniform war die eines Gardesoldaten; sein schön geformtes Bein strotzte in der enganliegenden beschnürten Hose und der Säbel hing an seiner Seite.

Bei dem Anblicke des Grafen Szigray bezeugte dieser Mann vielmehr eine Art von bitterem Vergnügen, als eine achtungsvolle Ueberraschung eines Untergebenen, welcher sich in Gegenwart seines Vorgesetzten befand; man konnte sogar bemerken, daß seine erste Bewegung das Erfassen des Säbels war.

Ohne sich die Mühe zu geben, sein Geräusch, welches seine Ankunft ankündigte, zu entschuldigen, begnügte er sich, aufmerksam alle Winkel des Saales, in welchen er mit Gewalt eingedrungen war, genau mit dem Blicke zu durchforschen.

Dies wenig achtungsvolle Nachforschen mißfiel entschieden dem Grafen, denn er war es auch, welcher der Erste das Schweigen brach.

„Wer seid Ihr?“ fragte er den Vermessenen.

„Einer Eurer Garden, Herr Premier-Lieutenant," antwortete dieser, und indem er sein Schnurbärtchen mit den Fingern ringelte, fügte er unter scharfer Betonung hinzu: „Es scheint, der Herr Premier-Lieutenant kennt gar nicht alle die Soldaten, welche die Ehre haben, unter seinem Commando zu stehen."

„Wie ist Euer Name?"

„Stefan Martony."

Nun konnte sich der Graf erklären, warum die Bachler-Pepi, als sie die Stimme des Garden hörte, sich so schleunig zurückgezogen hatte. Ebenso schnell muthmaßte er aber auch, das Benehmen Martony's mit dem des Mädchens zusammenhaltend, daß es sich hier nicht um einen Blutsverwandten, sondern um einen Geliebten handle, und war es nun die Verletzung seiner Eitelkeit oder hatte das Mädchen wirklich einen tieferen Eindruck auf sein Herz gemacht — er wurde durch diese Entdeckung offenbar noch unwilliger und fragte im harten Tone weiter:

„Was habt Ihr hier zu suchen?"

„Zuerst bin ich hier," versetzte Martony, während seine Blicke noch immer spähend im Saale umherflogen, „um mich selbst eines Ungehorsams im Dienste anzuklagen und mich meinem Vorgesetzten zu überantworten, damit er mit mir verfahre nach seinem Belieben. Ich habe seit zwei Stunden meinen Posten verlassen."

„Und welche Entschuldigung habt Ihr für dieses Vergehen, das Euch der strengsten Strafe überliefern kann?"

„Eine Entschuldigung, die mein galanter Vorgesetzter vielleicht noch am Ersten gelten läßt — die Liebe. Ich bin mit einem jungen Mädchen verlobt, das dem Herrn Premier-Lieutenant vielleicht nicht unbekannt ist, mit der Josefine Bachler, Tochter eines Wirthschaftsbesitzers in Buchberg. Ich habe ihr Wort, und sie hat das meinige; ihr Vater willigt in unsern Bund. Nun erhielt ich gestern den Befehl, Tag und Nacht, bis auf unbestimmte Ablösung im Gardenzimmer der Hofburg zu verweilen. Heute konnte ich meine Sehnsucht nach der Geliebten, die ich seit zwei Tagen mit keinem Auge gesehen, nicht länger zähmen; ich machte mir tausend tolle Gedanken, die Eifersucht gesellte sich hinzu und so nahm ich mir die Erlaubniß, die man mir nicht geben wollte. Entschlossen, meine Braut um jeden Preis zu sehen, entlief ich unter der Waffe — "

„Und habt Ihr sie gesehen?"

„Nein, mein Herr Premier=Lieutenant,“ entgegnete Martony, der auf diese Frage gewartet und seine Antwort innerlich schon abgefaßt zu haben schien; „ich traf sie nicht zu Hause und das ist auch die Ursache, daß ich, anstatt wie meine Absicht war, nur eine halbe Stunde vom Posten wegzubleiben, zwei ganze Stunden verloren habe, um ein junges Mädchen aufzusuchen, das — wie ich gewiß weiß — in Wien sich aufhält, aber nirgends zu finden ist. Es ist mir ferner bekannt, daß sie im besten Staat ihre Behausung verlassen und in einen Fiaker gestiegen sei und der Herr Premier=Lieutenant kann es mir nicht verdenken, wenn das Alles mir etwas sonderbar, ja selbst zweideutig vorkam. Denn ob ich auch nur ein armer, einfacher Gardesoldat bin, der nichts hat als seine Löhnung, ein Herz habe ich trotz des reichsten und vornehmsten Cavaliers, und dieses Herz kann lieben und eifersüchtig sein, wie irgend ein aufrichtiges Männerherz. Meine Liebe ist mein Leben, und wenn meine Liebe dahin ist, so hat das Leben keinen Werth mehr für mich, und freudig würde ich es in die Schanze schlagen, um mich rächen zu können. Kurz, in meiner Angst, in meiner Wuth um meine Braut vergaß ich meiner soldatischen Pflicht, die mir bis jetzt das Heiligste gewesen, denn, als Premier=Lieutenant, Herr Graf, müßt Ihr wissen, daß ich noch niemals wegen eines Vergehens im Dienste bestraft worden bin. Ich vergaß die Disciplin, die Strafe, der ich mich aussetzte, und fuhr die Straßen auf und ab, wie ein Unsinniger, jeden Wagen, der dem meinigen begegnete, anrufend und nach dem Mädchen fragend. Endlich zeigte mir der Zufall einen Fiaker, der die Bachler=Pepi kennt, ihren Vater, mich, der weiß, daß wir verlobt sind, und dieser Fiaker verrieth mir, daß Pepi im Putze, wie man mir schon gesagt, sich von ihm selbst nach einem Palais habe fahren lassen, das — Ihr werdet verzeihen, Herr Premier=Lieutenant — der Volksmund nicht mit Unrecht einen Löwenrachen nennt für jedes junge Mädchen, für die Braut eines Andern.“

Einen Augenblick stockte Martony in seinem wilden Redestrom, der ihn selbst immer weiter fortriß, und mit einem Blick, aus dem alle Gluth der an seinem Herzen fressenden Eifersucht brach, fügte er donnernden Tones hinzu:

„Dieses Palais, Herr Graf, ist der Gardepalast. Und jetzt werdet Ihr mir vergönnen, einen Augenblick zu vergessen, daß Ihr ein hochgeborener Edelmann, der befehlshabende Premier=Lieutenant, und ich nur ein einfacher Gardist bin. Ein Mann, dem Manne, so

stelle ich mich in diesem Augenblicke Euch entgegen und richte die Frage an Euch, auf die Ihr mir Antwort geben werdet: Hat der Fiaker die Wahrheit gesagt? Ist Josefine Bachler, meine Braut, hier bei Euch im Gardepalaste? Sprecht!"

Angesichts dieses Rasenden, dessen Zähne knirschten, dessen Lippen schäumten, während seine Hand den Griff des Säbels umkrampft hielt, konnte Graf Szigray sich nicht erwehren — geschah es nun aus Besorgniß oder in der ersten Verlegenheit — den Kopf nach der kleinen Thüre zu drehen, durch welche die Bachler-Pepi entwichen war.

Aber diese Bewegung diente der eifersüchtigen Tollheit Martony's als Anzeige und Beweis.

„Sie ist hier!" schrie er; „jetzt weiß ich, warum ich fortwährend auf Wache bleiben sollte."

Und wie ein aufgejagter, angeschossener Tiger stürzte er nach jener Thüre hin.

Doch ebenso hastig waren auf den Ruf des Grafen die immer bereitstehenden Diener in den Saal geeilt und Martony fühlte sich von einem Netze starker Arme umschnürt, die ihn um so eher bändigen konnten, als er nicht auf ihren Ueberfall gerüstet war.

Graf Szigray betrachtete den in ohnmächtiger Wuth Keuchenden mit einem Blick voll bemitleidender Erhabenheit, der den Untergebenen tiefer kränken mußte, als es vielleicht sein Zorn gekonnt hätte. Sodann sprach er kalt:

„Ich könnte Eure Aufführung hier als ein zweites Verbrechen gegen die Disciplin ansehen und Euch dem Kriegsgerichte übergeben, das Euren vorwitzigen Mund auf eine geraume Weile zustopfen vermöchte; ich könnte es auch für einen gegen meine Person versuchten Schimpf halten und Euch nach militärischen Gesetzen richten lassen, und es wird Euch wohl bekannt sein, wie man bei dem Militär den Subalternen straft, der sich unterfangen, einem höheren Machthaber zu nahe zu treten; ich will es jedoch verschmähen, von meinen Rechten gegen Euch Gebrauch zu machen, ich will Euch Euren Wahnsinn nicht anrechnen. Eilet zurück auf Euren Posten, und hütet Euch, ihn vor der Ablösung zu verlassen. Fort!"

„Ich gehe nicht, ohne die Ungetreue gesehen zu haben!" schrie Martony, den die Verzeihung des Grafen augenscheinlich nur noch mehr in seinem Argwohn befestigte.

Graf Szigray gab seinen Untergebenen einen Wink, den

Widerspänstigen zu entfernen — aber im Augenblicke, als dieselben den Befehl ausführen wollten, drang vom äußeren Zimmer her ein Schall tactmäßiger Schritte herein, dem alsdann das soldatische Commando: „Halt!“ folgte.

Man hörte darauf deutlich eine Abtheilung Musketen im militärischen Einklang auf den Fußboden fallen; unmittelbar darnach wurde die Thüre geöffnet, die Draperie bei Seite geschoben und ohne Anmeldung trat ein Mann in Begleitung eines Officiers vom Platzcommando ein, von dem dieses dreiste Erscheinen in der Privatwohnung eines der angesehensten Cavaliere wohl nicht befremden konnte und das vielleicht noch mehr gerechtfertigt wurde durch die Beschaffenheit des Auftrages, den er auszurichten hatte.

Er war der Sendbote der Polizei, welcher gestern dem Capitän der Garde das richterliche Ansuchen überbracht hatte, daß der Garde Martony ununterbrochen im Gardenzimmer der Hofburg auf Wache bleiben sollte, und Graf Szigray dachte zuerst, daß der Polizeibeamte um Martony's willen gekommen; denn wenn der Herr Polizeiminister etwas bestimmte, ließ er in der Regel auch nachsehen, ob es pünktlich geschehe — und Martony war ja von seinem Posten entwichen.

Die zweite, fast gleichzeitige Muthmaßung des Grafen war — und darin bestätigte ihn die Begleitung des Platzofficiers — daß der polizeiliche Besuch ihm selbst gelten könnte. Es war vielleicht die Verschwörung entdeckt, die Rädelsführer angezeigt, und man kam, um ihn in Arrest zu setzen. Wozu hätte man sonst den Platzofficier und dessen Wachebegleitung zu ihm geschickt!

Während er einen Verrath befürchtete, mußte er den nächsten Verdacht auf die Bachler-Pepi werfen, die ihn ja schon hintergangen, indem sie den Geliebten gegen ihn für einen Blutsverwandten ausgegeben hatte; aber es lag für ihn mehr Schmerz und Trauer als Zorn in diesem Argwohne. Hatte denn nicht er selbst Bürgschaft für das Mädchen geleistet und durch seine unglückselige Leichtgläubigkeit das Werk der Freiheit und das so vieler edler Gefährten auf's Spiel gesetzt. Und warum mußte er sich gerade in dem Mädchen geirrt haben, für das sein Herz vielleicht schon lebhafter empfand, als er selbst wollte oder glaubte?

Die unheimliche Erscheinung der Wache und des Polizeibeamten betraf in der That den Grafen Szigray selbst; doch waren dessen Besorgnisse übertrieben gewesen. Es handelte sich nur um eine, mit

Bewilligung des Gardecapitäns vorzunehmende Hausuntersuchung bei ihm, um die Beschlagnahme aller seiner Papiere; von einer Verhaftung seiner Person stand nichts in dem mit allerhöchstem Cabinetssiegel versehenen Schreiben, welches der Officier ihm überreichte.

Jede Auflehnung von Seite des Premier-Lieutenants gegen den Auftrag, welcher im Namen des Kaisers in seiner Wohnung ausgeführt werden sollte, wäre thöricht gewesen. Zudem, je fügsamer und unbefangener Graf Szigray sich zeigte, desto weniger Vorschub that er dem Verdachte, der augenscheinlich wider ihn zu walten schien.

Mit einer übertriebenen Artigkeit, die im Grunde der größte Hohn für den Polizeibeamten war, wollte er selbst den Herren als Führer durch die Gemächer dienen; vielleicht hatte auch der Gedanke an das junge Mädchen Theil an seiner erkünstelten Bereitwilligkeit, die jedenfalls das Widerliche der Heimsuchung durch den Polizeibeamten milderte.

Doch vergaß er darüber ganz die Gegenwart Martony's, den die Untergebenen des Grafen bei dem plötzlichen, nichts Gutes verkündenden Eintritt der Wache erschrocken losgelassen hatten, und der nun, den Athem an sich haltend und leise auftretend, einige Schritte hinter ihm folgte.

So gab es denn statt einer Haussuchung deren zwei. Während nämlich einerseits der Officier und sein Begleiter alle Möbel durchwühlten, alle Papiere, die von ihnen angetroffen wurden, angriffen und besahen, durchspähte andererseits Martony nicht minder genau jeden Winkel des Appartements, hob jeden Vorhang auf, betastete jede Wand, um vielleicht irgend einen geheimen Ausgang zu entdecken.

Indessen — das Mädchen war wie verschwunden; in keinem der Gemächer wurde sie sichtbar und es war jetzt nur noch das Schlafzimmer des Grafen übrig. Dies war ein Cabinet mit einem einzigen Fenster, fast in gleicher Höhe mit dem äußeren Stiegengeländer.

Hier mußte Pepi stecken, wenn sie anders noch im Hause war, und Graf Szigray konnte sich nicht denken, wie sie hätte hinauskommen sollen.

Um so größer war seine Ueberraschung, auch dieses Zimmer leer und in der gewöhnlichen Ordnung zu finden. Nur das Fenster stand offen — doch dies war ein zu alltäglicher Zufall, als daß es weiter hätte befremden können.

Da gellte plötzlich außen ein kurzer, durchdringender Schrei, wie in höchster Angst ausgestoßen, und fast gleichzeitig rief es:

„Schafft Hilfe! Rettet sie! Lauft nach dem Arzte!"

Der Graf war an das Fenster gestürzt und, weit hinausgebogen, bemerkte er mitten im Bassin des Hofraumes große strudelnde Kreise, wie sie der Sturz eines Körpers auf der Oberfläche des Wassers hervorbringt. Er sah noch einen Augenblick lange, schwarze Haare in diesen Zirkeln schwimmen, die alsdann verschwanden.

Am Rande des Bassins standen einige der Hausdiener, welche die Arme nach dem Wirbel ausgestreckt hatten und um Hilfe riefen.

Da sprang ein ältlicher Mann, in ländlicher Tracht, welcher wie es schien im Hofe auf Jemand gewartet hatte, zu der kräuselnden Stelle, wo das Unglück geschehen, und tauchte unter das trübe Wasser, nach allen Richtungen umherfischend.

Dieser Rettungsversuch blieb anfänglich ohne Erfolg und die Angst des Grafen war so groß, daß er gar nicht bemerkte, wie Martony sich neben ihn an die Brüstung des Fensters gestellt.

Doch jetzt tauchte der Landmann wieder aus dem Bassin auf, seine Arme schienen sich zu spannen, als ob er eine schwere Last hebe — zuletzt hob er einen weiblichen Körper über die Oberfläche.

„Sie ist es! ... Josefine!" schrie der Graf außer sich.

„Ja, sie ist's," murmelte Martony zähneknirschend.

„Schafft sie zu mir herauf!" rief der Graf dem Landmanne zu, „denn hier thut die schnellste Hilfe noth!"

„Besser, wenn sie dort unten geblieben wäre!" äußerte Martony weiter.

Einige Minuten später lag die Bachler-Pepi auf einem geräumigen Polster der gräflichen Appartements. Ihr schwarzes Haar zeigte noch den Abdruck der starken Hand, von der sie erfaßt und aus dem Wasser gezogen worden; es hing wirr über das Gesicht, das starr und blau war von der kalten Nässe. Ihre Augen waren geschlossen und kein Zuck rührte die niedergeschlagenen langen Wimpern, nicht der leiseste Hauch bewegte ihre Lippen. Es fehlte nichts an diesem Bilde des Todes.

Derjenige, der sie gerettet, ein Mann mit grauen Haaren, gegen welche die feurigen Augen aber nur um so schärfer abstachen, hielt den Kopf des leblosen Mädchens zwischen seinen Händen, und sein ausbrechender Vaterschmerz machte den Anblick noch trauriger.

„Pepi, mein Kind — mein einziges Kind!“ schrie er. „Bist Du mir nur wiedergegeben worden, um mir abermals entrissen zu werden? Nein, das wird Gott nicht wollen, er wird Dich nicht in meinen Armen sterben lassen.“

Einige Schritte zurück, aber in solcher Stellung, daß er das Mädchen fortwährend vor Augen hatte, herrschte der Graf seinen Leuten Befehle zu, die sie nach allen Richtungen jagten, und rief einmal über das andere nach dem Arzt, der ihm nicht schnell genug kam.

In diesem Augenblicke ward er ganz wieder der edle, der menschenfreundliche Cavalier, dem unter der vornehmen Außenseite ein im Grunde gutes, biederes Herz schlug, und wenn er seine Blicke auf die Schönheit des Mädchens heftete, die sich nach und nach aus ihrem Leichentuche loszuringen schien, so geschah es mit einem Gefühle von Ehrfurcht, dem vergleichbar, womit der fromme Pilgrim andächtig nach dem Bilde seiner Heiligen schaut.

Ein wenig entfernter hielt Martony nicht minder unverwandt seine Augen auf das Mädchen gerichtet, aber in seiner harten Miene zeichnete sich mehr die verbissene Wuth der Eifersucht ab, als der rührende Ausdruck des Schmerzes.

Noch weiter zurück, in dem Halbschatten einer drapirten Thüre, war endlich der dunkle, gleichgiltige Umriß des Polizeibediensteten sichtbar. Kalt, trocken, stumpf, ohne Empfindung wie ohne Leidenschaft stellte er sich als ein getreuer Knecht der grausamen, durch nichts zu erweichenden Politik dar, der er zu dienen hatte. Der Geheimpolizist ließ nicht die leiseste Aufdämmerung eines Mitgefühles erkennen und schien nicht einmal neugierig zu sein, ob das Mädchen wieder zu sich kommen werde. Er hatte in dieser Zusammenfügung der verschiedenartigsten Leidenschaften nur die Bedeutung einer Zahl.

Nun erschien der Arzt, der Mann der Wissenschaft, welcher entscheiden sollte, wer in dem Gottesgerichte zwischen Leben und Tod den Sieg davon tragen würde.

Er näherte sich dem Mädchen mit aller gelehrter Gravität und schien zu wissen, daß man zu seiner Zeit noch gewohnt sei, in den steifen Runzeln und Falten seines abgetragenen Gesichtes nach der Antwort auf große Lebensfragen zu forschen.

Nachdem er zuerst die Züge des jungen Mädchens in hinlänglich langen Augenschein genommen, legte er die eine Hand auf das Herz,

desselben und eine feierliche, von keinem Athem gestörte Pause trat ein.

Graf Szigraty und Martony streckten zu gleicher Zeit das Haupt vor, während im Gegentheil Pepi's Vater das seine zurückwarf, als ob er gefürchtet hätte, zu früh sein Unglück zu erfahren.

„Das Herz schlägt noch, wenn auch nur dem Ohre der Wissenschaft," erklang endlich der Bescheid des Arztes, welcher nun aus seiner Brusttasche ein Fläschchen zog, welches ein starkes Reizmittel enthielt, und dem Mädchen davon einige Tropfen einflößte.

War es nun der Triumph der Medicin in Gestalt dieser Herzstärkung, oder der Sieg der sich selbst helfenden Natur, der Zustand des Mädchens besserte sich zusehends; das Herz schlug deutlicher, ein rother Schimmer, das Zeichen des wieder umlaufenden Blutes, vertrieb allmälig die bläuliche Färbung ihrer Wangen, ihr Mund fing wieder an zu hauchen und spaltete sich leise, die Wimpern regten sich, und einen Moment später schlug Pepi die Augen auf.

„Meine Tochter!" rief der Landmann, vergessend, daß der Arzt gewinkt hatte, ganz still zu sein.

Das arme Mädchen schien indessen noch nicht Kraft genug zu haben, um sich ganz zu ermuntern; das Auge war noch matt und ohne Blick. Erst nach Verlauf einiger Minuten, und nachdem der Arzt seine Gabe verdoppelte, sah sie mit wieder erlangter Besinnung um sich, und rief:

„Mein guter, lieber Vater!"

Fast eben so bald erkannte sie aber auch den Geliebten, und als Martony, finster nach ihr hinbrütend, keine Bewegung machte, sich ihr zu nähern, streckte sie die Hand nach ihm aus, ihn bei seinem Namen nennend.

Doch er blieb finster und rührte sich nicht von der Stelle, während seine Lippen unter dem Schnurbarte convulsivisch zusammenzuckten.

Da kehrten ihr mit einem Mal alle ihre Erinnerungen zurück und sie rief mit beschwörender Stimme:

„Stefan, ich bin unschuldig!"

„Unschuldig?!" ergriff dieser feindselig das Wort und seine Hand hatte sich um den Griff des Säbels geballt. „Warum seid Ihr vor mir geflohen, wenn Ihr Euch rein genug fühlet, mir unter die Augen zu treten? Der Herr Graf soll Euch wohl Eure Unschuld be-

zeugen, nicht wahr? — O, ich wußte, daß Ihr im Schmuckgewande hierher geeilt seid, während ich ununterbrochen im Gardenzimmer verbleiben sollte! Es war Alles ganz vortrefflich abgekartet. Ihr seid treulos, wie die Welle, die Euch hätte begraben sollen! Ich hasse Euch, wie ich Euch früher liebte! Und nun zu Euch, Herr Premier-Lieutenant," wandte er sich an den Grafen. „Ihr meint wohl, daß ich mir eine Ehre daraus machen muß, meine Braut von meinem Vorgesetzten verführen zu lassen. Da täuscht Ihr Euch, Graf Szigray! Ich bin freilich nur ein einfacher Garde, und als ich Genugthuung von Euch verlangte, habt Ihr mich wie einen Hund durch Eure Leute hinausjagen lassen — aber, habt Acht, Herr Premier-Lieutenant! Der Hund, den man tritt, der beißt, der Soldat, den man beschimpft, tödtet!"

Zugleich mit den letzten Worten hatte er den Säbel gezogen und war, flammenden Auges, auf den Grafen losgestürzt.

Allein in dem Augenblick, als sein gespannter Arm den gewöhnten Schimpf im Blute des Grafen abspülen wollte, fühlte er sich von Neuem gehemmt, und zwar durch die Gewalt des dazwischen springenden Platzofficiers. Auch der Geheimpolizist war schweigend hinausgegangen und kam in Begleitung von vier Grenadieren wieder, die sich nun auf des Officiers Befehl Martony gegenüber aufpflanzten, bereit, beim ersten Widerstande, den derselbe noch versuchte, Feuer auf ihn zu geben.

„In's Stockhaus mit diesem Menschen!" bedeutete der Graf dem Officier. „Er hat die Hand gegen seinen Vorgesetzten erhoben und er wird nach dem Kriegsrechte gerichtet werden."

Martony wurde entwaffnet, die vier Soldaten sollten ihn fortschleppen. Seine Augen stierten und drohten, sich aus ihren Höhlen zu wälzen, seine zusammengebissenen Lippen bluteten, seine Brust keuchte; es war der Anblick eines Tollen, der eben in Ketten gelegt werden soll.

„O, gnädigster Herr!" flehte Pepi den Grafen an, „laßt ihm Gnade angedeihen. Seht Ihr denn nicht, daß er geisteskrank ist? Wie könnt Ihr Einen verdammen, der seinen Verstand nicht hat? Er liebt mich und er glaubt, ich sei ihm ungetreu. Haltet es seiner Eifersucht zu Gute und verzeiht ihm — er wußte ja nicht, was er that. O, gewiß, er ist wahnsinnig!"

Graf Szigray sah das Mädchen mit Bewunderung an und er schien neidisch auf den Gegenstand einer solchen Liebe; er schien

sich zu sagen, daß er mit all' seinem Glanze und Reichthum noch niemals so geliebt worden, wie dieser einfache Mann von Pepi geliebt wurde.

Was für Gefühle ihn aber auch bewegen mochten, es war höchst bedenklich, die Bitte des Mädchens zu erfüllen. Wäre Graf Szigray mit dem Platzofficier allein gewesen, würde sich allenfalls ein Ausgleich haben treffen lassen, wo kein Kläger, gab es keine Richter; aber der Geheimpolizist war Augenzeuge der heftigen Scene gewesen und als vereideter Angeber verfehlte er gewiß nicht, Alles zu rapportiren, was in seiner Gegenwart vorging. Wie leicht konnte man dem augenscheinlich bereits Verdächtigten aus seiner Großmuth ein Verbrechen machen.

Da half Martony selbst dem Grafen aus seiner Unschlüssigkeit.

„Spart Eure Fürsprache, gnädiges Fräulein!" schrie er dem Mädchen höhnend zu. „Ich will die Gunst Eures Verführers nicht. Ich habe die Hand gegen meinen Vorgesetzten erhoben, es ist dies ein schweres Subordinationsverbrechen und ich werde meine Strafe dulden. Kommt!" sprach er dann zu den Soldaten, die ihn bewachten.

Der Platzofficier winkte und Martony wurde abgeführt.

Auch der alte Bachler, der Alles aufbot, seine unglückliche Tochter zu trösten, machte endlich Anstalt, sich mit ihr zu entfernen.

„Martony ist selbst Schuld," sagte er, „Du mußt ihn zu vergessen suchen, mein Kind."

„Folgt Eurem Vater," stimmte Graf Szigray bei, „und vielleicht werdet Ihr später den Zufall segnen, der Euren Bund mit einem Menschen zerriß, der Eurer nicht würdig ist und an dessen Seite Ihr doch nimmer hättet glücklich werden können."

In diesem Augenblicke fiel es dem Grafen auf, daß der Geheimpolizist noch immer gegenwärtig war.

„Was suchen Sie noch hier?" fuhr er denselben an. „Der Auftrag ist vollzogen und nun bin ich wieder Herr hier."

„Hm, Herr Graf," erwiderte der Polizist, „mein Auftrag ist nicht so ganz beendet, wie Sie meinen."

„Auf was warten Sie also noch?"

„Ich warte, bis die Bachler-Pepi im Stande sein wird, mit mir zu gehen."

„Mit Euch? Ja wohin denn?"

„In's Criminal."

„In's Criminal?! Meine Tochter nach der Schranne geführt?!" schrie der Landmann heftig auf, und sein ganzes Wesen war in wilder Empörung. „Hat man vergessen, daß Pepi einen Vater hat, der das nicht zugeben wird! O, ich weiß schon, was es für ein Bewandtniß hat mit Euren Criminalgefängnissen; dort sitzen viele Unglückliche Monate lang, ohne daß der Untersuchungsrichter sie nur eines Verhöres würdigt. Erst müßt Ihr mich tödten, eh' Ihr meine Tochter in's Criminalgefängniß schleppen könnt!"

„Das kann geschehen," versetzte der Geheimpolizist, gleichgiltig wie immer, und zog eine doppelläufige Pistole aus der Rocktasche. „Bei der ersten geringsten Widersetzlichkeit jage ich Euch eine Kugel durch den Kopf. Meint Ihr, daß die löbliche Wiener Polizei sich von einem Bauer aus Buchberg einschüchtern läßt, wenn es die Gefangennahme einer wichtigen Person gilt?"

Der Landmann sah in die Mündung der auf ihn gerichteten Pistole. Seine Tochter hatte ihn mit der Kraft der Verzweiflung beim Arme gefaßt.

„Ruhig, lieber Vater!" flehte sie im hinreißendsten Tone, „keine Widersetzlichkeit gegen die vom Kaiser eingesetzte Behörde; eine solche würde mich nur noch unglücklicher machen. Laßt mich meine Sache allein ausfechten."

„Und worin besteht denn das Verbrechen dieses armen, kaum vom Tode auferstandenen Mädchens?" fragte Graf Szigray in höchster Wallung. „Bisher hat die geheime Polizei, welche nach dem vortrefflichen Muster in Florenz reorganisirt worden ist, nur Männer bis hinter ihre vier Wände verfolgt, deren Patriotismus und Vaterlandsliebe, deren Thatengröße den jetzigen Regierungsmännern weit über den Kopf zu wachsen droht; will man nun auch anfangen, unschuldige Kinder zu martern?"

„Was Sie da fragen, Herr Graf, bin ich nicht zu beantworten verpflichtet," erwiderte der Polizist. „Man hat die Bachler-Pepi in den Gardenpalast treten sehen, und ich habe den Befehl erhalten, sie sofort nach der Schranne zu führen, falls ich sie in Eurer Wohnung anträfe."

„Das ist ja unerhört — das übertrifft die Inquisition des Mittelalters!" fuhr der Graf immer brausender fort. „Das Mädchen soll büßen, weil es in meiner Wohnung war! Ja, was geht denn die Polizei der Palast der ungarischen Garde an? Seit wann ist es

überhaupt Sitte in Wien, die Besuche bei einer Person meines Ranges polizeilich zu controliren? Bin ich nicht Herr in meiner Wohnung, kann ich nicht empfangen, wen ich will? Wenn ich Euch Zutritt verstatte, Euch, einem geheimen Agenten, vor dem jeder ehrliche Wiener ein furchtsames oder entrüstetes Kreuz schlägt, eine jener Personen, die sich nicht nur in öffentliche Cirkel, sondern in das Innerste des Familienheiligthumes drängen und da Jedermann für irgend eine unbedachte Aeußerung verantwortlich machen, so daß der unglückliche Denuncirte selbst für das bestraft wird, was innerhalb der vier Wände seiner Wohnung vorfiel, — wenn ich ein solches Subject empfange, nun dann werde ich doch ein armes, unschuldiges Kind vom Lande nicht von der Thüre weisen sollen? — Tyrannei ohne Gleichen, deren rechte Hand der Kerkermeister oder selbst der Henker ist, die nur wüthen und nicht regieren kann, die ihre Spione und Häscher in das Innerste der Häuser schickt und nichts heilig hält. Wähnt vielleicht die hochweise Regierung, ihre willkürliche Zwangsherrschaft, ihre erdrückende Gewalthaberei sei vollkommen gesichert und unerschütterlich, weil sie Wien und das Flachland in einem Netze von Spionen gefangen hält? Ich sage Euch, es kann eine Stunde kommen — und sie ist vielleicht näher, als Ihr denkt — wo das mißhandelte Volk die elenden Stricke zerreißt, die es binden, wo der Boden von dessem Gebrüll erzittert, wo die Haare der Weiber als Siegesbanner der Erlösung flattern und die schwieligen Fäuste der Männer Euch würgend in den Nacken fahren! Hinterbringt das Alles Euren Auftraggebern, als Gruß, welchen der ungarische Cavalier den tyrannischen Inquisitoren entbietet!"

„Schön, schön, Herr Graf; das soll gewiß und wahrhaftig geschehen. Ich habe kein Wort Eurer so glänzenden Rede verloren und der Herr Polizeiminister wird noch in dieser Stunde getreulich davon benachrichtigt werden. Ihr" — fuhr der Polizist zu dem Landmanne fort, auf seine schußfertige Waffe zeigend — „Ihr seht hier meine einzige Antwort, die ich dem Vater der Gefangenen geben werde, sobald er nur den mindesten Versuch macht, mich im Gange meiner Pflicht aufzuhalten. Und Ihr" — schloß er, zu dem Mädchen gewendet — „werdet mir ohne Verzug folgen. Könnt Ihr nicht gehen, wird man Euch tragen bis zum Wagen, der auf uns wartet."

Ein schweres, dumpfes Schweigen lag auf der folgenden Minute.

Graf Szigray stand in gesenkter, fast zerknirschter Haltung, die feinen Lippen eng auf einander, die zusammengeballte Faust auf

die Gegend des Herzens gepreßt, wie wenn er einen Ausbruch seiner Wuth, von deren Ohnmacht gegen den Willen des Polizeiministers er überzeugt sein mußte, hätte unterdrücken wollen. Alle Schwingen der sonst so stolzen, hochherrlich aufstrebenden Gestalt schienen gelähmt.

Der Landmann, immer in der Schußlinie der unabgesetzten Pistole, aber mehr, als durch diese, von dem Blicke seiner Tochter gebannt, nahm durch eine lange, stumme Geberde Abschied von dem Kinde.

Pepi hatte sich mit Hilfe des Arztes erhoben, und von demselben unterstützt, machte sie eine Lebewohl winkende Bewegung nach ihrem Vater, eine gleiche nach dem Grafen Szigray hin, und das war Alles! Nicht anders, als ob sie gefürchtet hätte, daß mit einem Worte, welches sie ausspreche, ihre Kraft, ihre Seele verhauchen würde.

„Muth, liebes Kind," sprach der Arzt, als sie unten in den geschlossenen Wagen stieg, während er seine Worte umsonst mit einem Scheine der Hoffnung zu umgeben suchte; „Euer Vater hat Euch aus dem Wasser gerettet — Gott wird Euch nicht umkommen lassen in den Kerkern der Schranne!"

Dreizehntes Capitel.

Bettler oder Räuber?

Wir wenden uns nun wieder zu dem jungen Polen, der, nachdem er das Gasthaus „zum Träuberl" verlassen hatte, langsam in der Richtung fortgewandert war, welche man ihm, als nach der Stadt führend, bezeichnet hatte.

Er fühlte sich wieder gestärkt und gekräftigt und dachte im Augenblicke nicht daran, daß in seinen Taschen auch nicht ein Pfennig klimperte.

Er wartete den Anbruch des Tages an einem Gartenzaune ab, und als die Sonne ihre ersten rothen Strahlen über die Erde sandte, sprang er auf, reinigte, so gut es gehen wollte, seine Kleider und setzte dann seinen Weg fort.

Als er in die vom Tabor zur sogenannten Schlag- (heutigen Ferdinands-) Brücke führende Straße kam, sah er eine Schmiede, in der Meister und Gesellen schon frisch bei der Arbeit waren und darauf loshämmerten, daß die Funken umhersprühten.

Unwillkürlich blieb er vor der Schmiede stehen und sah den fleißigen Arbeitern zu.

„Na, was soll's mit dem müßigen Gaffer da?" rief ihm nach einiger Zeit der Meister zu. „Troll' Dich weiter!"

Der junge Pole zog seine Mütze.

„Ich suche Arbeit, Herr Meister," begann er in seinem gebrochenen Deutsch; „könnt Ihr mich nicht brauchen?"

„Ihr — mit dem G'wand und dem verlotterten Aussehen?" entgegnete der Schmied. „Bist Du von der Zunft?"

„Ich versteh' Euch nicht, Meister."

„Ob Du ein g'lernter Schmiedg'sell bist?"

„Nein."

„Hätt' mir's denken können," meinte der Schmiedmeister, „uns're G'sellen gehen anders daher — nicht so verlumpt, seh'n auch anders aus, nicht so verlottert. Du schau'st mir aus, wie ein rechter Tagdieb und Dein Begehr'n nach Arbeit ist wohl nur ein Vorwand — he, meinst, Unsereiner kennt das nicht —"

Der junge Mann wartete nicht ab, was der Schmied weiter sagte, und entfernte sich, glühend vor Scham, mit aufeinandergepreßten Lippen von dem ungastlichen Hause.

Er kam näher an die Stadt.

Da sah er einen Hof, in dem mehrere Knechte eben beschäftigt waren, große Frachtwagen zu bespannen. Er trat in den Hof und wendete sich an den Mann, der die Oberaufsicht zu führen schien.

„Könnt Ihr mich nicht als Knecht brauchen?" frug er.

Der Angeredete maß ihn mit mißtrauischen Blicken.

„Woher?"

„Aus Polen."

„Ich mag die Polaken nicht."

„Ist das ein Grund, einen tüchtigen Arbeiter abzuweisen?"

„Hollah, ich glaub' gar, Du Schelm willst mir eine Lehr' geben?"

„Warum nicht, wenn Ihr eine solche verdient."

„Na, sollst auch Deinen Dank dafür haben, Schlingel. Heda — Sepp, Michl — zeigt's doch dem Spitzbuben, daß wir Arme g'nug im Haus, und die seinigen nicht nothwendig haben."

Drei oder vier Knechte schritten mit drohenden Mienen auf den jungen Polen zu.

Dieser erwartete sie festen Fußes.

„Hau' ihm Eine hinter die Ohren, Hiesl!" rief der Aufseher.

Einer der Knechte hob die derbe Faust zum Schlage.

Der junge Mann fing den Schlag mit dem linken Arme auf, während seine rechte Faust blitzschnell auf die Stirne des Angreifers niedersauste. Mit einem Aufschrei fiel der Getroffene zu Boden.

Brüllend vor Wuth stürzten die Andern auf ihn, er aber warf sich mit gesenktem Haupte dem Ersten entgegen, faßte ihn an beiden Füßen und warf ihn mit einem Schwunge über den Rücken, so daß er drei Schritte hinter dem Polen schwer und platt auf den Boden fiel.

Dies Kraftstück schien die Andern einzuschüchtern, denn sie legten ihm kein Hinderniß in den Weg, als er einen drohenden Blick auf den Aufseher werfend, das Haus verließ.

„Der Wastl hat Recht," murmelte der junge Pole im Weiterschreiten vor sich hin; „es ist nicht so leicht, Arbeit zu suchen. Es soll mir aber doch gelingen!"

Als sein Weg ihn an einer Küferei vorüberführte, beschloß er, auch hier sein Glück zu suchen.

Der Küfer war ein kleiner, wohlgenährter Mann von freundlichem Aussehen.

„Er will Arbeit," sagte er, nachdem er das Anliegen des Polen vernommen hatte. „Hm, ist Er vom Handwerk."

„Nein, Meister."

„Ja, was soll ich denn nachher mit ihm?"

„Braucht Ihr keinen Handlanger — ich will Euch um geringen Lohn dienen und fleißig und ehrlich sein."

„Na — er ist ein hübscher Bursch' und scheint mir stark und gesund — laß' er seine Papiere sehen."

„Meine — Papiere?"

„Na ja, seinen Paß — seine Dienstzeugnisse vom früheren Herrn."

„Ich habe nichts dergleichen."

„Nichts! O dann kann ich Euch nicht b'halten. Keine Papiere! Hör' er, Freund, da ist er ja so gut wie ein Landstreicher? Das kann Ihm übel bekommen. Man macht nicht viel Federlesens mit solchen Leuten in Wien. Wenn ich Ihm einen guten Rath geben soll, so wär's, Er sorget, bald wieder aus der Stadt zu kommen, sonst macht Er Bekanntschaft mit dem Kotter — und am End' steckt man ihn unter's G'wehr, wann's nicht noch schlimmer kommt."

Traurig und niedergeschlagen entfernte sich der junge Mann aus dem Hofe des Küfers.

Er kam an den Donaucanal, setzte sich am Ufer nieder und starrte in die gelben Fluthen.

„Vielleicht thät' ich am Besten," dachte er, „wenn ich da hineinspränge und all' meiner Noth mit einem Male ein Ende machte. Doch nein — nein! Ich will leben und sie wiederfinden! Sie wird mich wieder von sich stoßen — mich schelten — was liegt daran, wenn ich nur ihre Stimme höre, nur die Luft athme, die sie umgiebt. Ob ich

sie finde, die Stadt ist so groß! Und wenn ich keine Arbeit finde — soll ich betteln oder —"

Er vollendete nicht, schüttelte den Kopf und sprang empor.

Er schritt durch die Stadt, das rege Leben und Treiben in den Straßen und auf den Plätzen verwirrte ihm, der Aehnliches nie gesehen, fast den Sinn. Erst als er durch das alte Kärntnerthor wieder in's Freie gelangt war, athmete er leichter auf.

Wohin sollte er sich aber jetzt wenden? Die Mittagsstunde war vorüber und er begann wieder die Qualen des Hungers zu empfinden.

Auf seinem Kreuz- und Querzuge kam er vor das Haus eines Steinmetzen.

Auch hier wollte er sein Glück probiren, aber der Erfolg war nicht günstiger als anderswo; man schalt ihn einen Landstreicher, rief ihm zu, daß man seine Gesellen nicht von der Straße nehme und daß er wohl nichts weiter im Sinne habe, als das Haus auszuspioniren.

Grimm und Schmerz erfüllten das Herz des armen jungen Mannes, der sich überall mit so harten, schnöden Worten zurückgewiesen sah und er erinnerte sich, was der starke Wastl zu ihm gesagt hatte.

Endlich brach der Abend herein und der junge Pole, der seit dem Imbiß, den ihm das Mitleid der Verbrecher gespendet, nichts gegessen hatte, fühlte, wie seine Kräfte wieder zu schwinden begannen.

Da kam er an einem kleinen offenen Laden vorüber; in der Thür stand ein Tischchen, auf dem mehrere Brode lagen.

Mit gierigen Blicken starrte er nach denselben. Er schien in diesem Momente die Pein des Hungers doppelt schmerzlich zu empfinden und nur von dem Gedanken belebt, selbe zu mildern, streckte er die Hand aus nach einem der Brode, ergriff dasselbe und flog dann in langen Sprüngen die Gasse hinab.

Der Diebstahl war aber von der Eigenthümerin im selben Momente, in dem er begangen wurde, entdeckt worden; schreiend stürzte die Brodhändlerin auf die Straße und in der nächsten Minute tobte eine wilde Meute hinter dem Fliehenden her.

Der junge Mann, völlig unbekannt mit der Oertlichkeit, verrannte sich in eine Sackgasse, aus der kein Entrinnen möglich war. In einem Anfalle von Wuth und Verzweiflung beschloß er, sich den Verfolgern zu widersetzen, und seine Rechte griff nach einem großen Steine, der in seiner starken Hand zur gefährlichen Waffe werden mußte.

Die Verfolger schienen durch des jungen Mannes drohende Haltung stutzig zu werden; sie umschlossen ihn im Halbkreise, aber Niemand wagte es, in den Bereich seines Armes zu treten.

Man schimpfte und schalt ihn: „Räuber! Dieb!“ und rief nach der Polizei.

Der junge Pole stand an einem Scheidewege; der nächste Moment konnte ihn zum Mörder machen. Aber zur rechten Zeit noch kam er zur Besinnung. Er warf den Stein weg, reichte das Brod dem Nächststehenden und streckte den zwei Polizeisoldaten, die nun auf ihn zutraten, die Hände entgegen.

„Ich habe Hunger!“ sagte er.

Auf diese Worte fanden sich mehrere mitleidige Seelen in der Menge, welche ihn gerne wieder aus den Händen der Wache befreit hätten. Diese jedoch ließen ihr Opfer nicht mehr los und schleppten es in den Gemeinde-Arrest.

Halb besinnungslos taumelte der Arme auf die Schütte verfaulten Strohes, welche in einer Ecke des Arrestes lag. Lang blieb er, das Angesicht in den Händen vergraben, sitzen; bald weinte er, bald knirschte er vor Ingrimm mit den Zähnen. Auch der Hunger meldete sich wieder und ein brennender verzehrender Durst gesellte sich zu demselben.

Er tappte herum in dem finsteren Kotter, seine Hand fand einen Krug, halb mit Wasser gefüllt; aber er benetzte mit selbem kaum seine Lippen, denn es war faul und übelriechend. Er trat unter das Fensterchen des Arrestes. Mit ausgestreckten Händen konnte er die Gitterspangen desselben erreichen; er rüttelte an ihnen und fand sie locker; wenn sie auch minder kräftigen Menschen widerstanden hätten, der Kraft des jungen Polen wichen sie nach und nach und endlich befand sich das ganze Gitter in seiner Hand.

Nun stellte er es auf den Boden und bediente sich desselben als Leiter, um zu dem Fensterchen emporzusteigen. Er schob den Kopf durch die Oeffnung und athmete mit Behagen die frische Nachtluft ein.

Er horchte; Alles war stille ringsum; dann hob er sich so weit empor, daß er die Füße durch das Fensterchen brachte, ließ sich dann an der Außenmauer, so weit die Hände reichten, hinab und ließ den Fenstersims endlich los.

Der Fall, den er that, war gering, er fiel nicht einmal zu Boden. Er blickte um sich, um sich zu orientiren, was nun weiter zu

thun sei. Auf drei Seiten war der Hof, in welchem er sich jetzt befand, von Gebäuden eingeschlossen, auf der vierten von einer Mauer. Diese war kein Hinderniß für ihn — er überstieg sie ohne Mühe und befand sich nun in einer schmalen Gasse, die meist von Gartenzäunen gebildet war.

Raschen Schrittes floh er von dem Orte, dem er eben entsprungen. Der Zufall hatte ihm den rechten Weg nehmen lassen, er kam auf das Glacis, welches die Stadt von den Vorstädten schied.

Frei war er nun wieder, aber so arm wie zuvor, und ungesättigt. An einen Baum gelehnt überlegte er, was ferner zu thun sei.

Da tönte lautes Singen an sein Ohr.

Er blickte auf und gewahrte in geringer Entfernung einen einsamen Mann, der mit etwas unsicheren Schritten den Weg von der Stadt her kam, mit aller seiner Lungenkraft ein Lied in die Nacht hinausbrüllte und dazu mit einem derben Stocke den Tact schlug.

Zwei Schritte noch befand sich der einsame Wanderer vor dem jungen Polen. Letzterer sah, daß der Mann wohl gekleidet war — rasch entschlossen vertrat er ihm den Weg und sagte in barschem Tone:

„Ein Almosen, Herr!"

Der Sänger verstummte im Augenblicke, sein Angesicht wurde todtenbleich — er begann zu zittern und fiel endlich auf die Knie.

„Nehmt — nehmet Alles — Alles!" stammelte er, in den Taschen herumkramend, „nur laßt mir das Leben — das Leben!"

„Ich will nur ein Almosen. Ich habe Hunger!"

„O — Hun—Hun—ger — ja, ja, das ist der beste Ko— o verzeiht, das ist traurig! Da — meine Dose — sie ist von Silber — wollt Ihr den Ring — nehmet!"

„Behaltet Eure Schmucksachen, ich will nur etwas Geld, um meinen Hunger stillen zu können. Steht auf — ich thu' Euch nichts zu Leide."

„Ihr seid ein — ehr—ehrlicher Mann — ja, ja, Ihr habt ein gutes Herz — ich habe fünf Frauen und ein — nein, nein, eine Frau und fünf Kinder — und eine Schwiegermutter — mit der könnt Ihr übrigens machen, was Ihr wollt —"

„Was kümmern mich Eure Familienverhältnisse?"

„Nichts — Ihr habt Recht — ich plauderte nur so — da, nehmt meine Börse — behaltet sie — so, kann ich jetzt wieder gehen? — Herr — Herr —"

„Ich will mir mit Eurer Erlaubniß nur ein Geldstück nehmen,“ sagte der junge Pole, Miene machend, die Schnur der Börse aufzuziehen.

Der Bürger hielt ihm die Hand.

„Nein — nein — behaltet Alles,“ sagte er, „ich schenk's Euch gern — gern. Kann ich jetzt fort?“

Der junge Mann nahm die Börse; ihm war, als nähme er einen Feuerball in die Hand.

„Geht!“ stammelte er.

Der Bürger eilte schnellfüßig davon.

Der junge Pole stand noch lange Zeit auf der Stelle, auf der er den Raub begangen.

„Es ist geschehen!“ sagte er dann, schwer athmend, „ich bin ein Räuber! Aber es soll mein erstes und mein letztes Verbrechen sein. Der Inhalt dieser Börse soll mir dienen, eine ehrliche Beschäftigung zu finden — vielleicht kann ich dem Manne dereinst sein Eigenthum wiedergeben. Die Summe scheint groß — ich will nur das Nöthigste davon nehmen — nur so viel, damit ich mich vor dem Verhungern schütze.“

Er zog die Schnur auf — eine ziemliche Anzahl gelber Münzen fiel in seine Hand.

„Gold! Gold!“ stammelte er.

Er legte die Münzen wieder zurück und behielt nur eine. Dann eilte er quer über das Glacis der nächsten Vorstadt zu.

Er fand noch eine Schänke offen und trat ein.

In der Stube, welche jener beim „Träuberl“ ziemlich ähnlich war, befand sich nur der Wirth, eben mit Aufräumen beschäftigt.

„Ich bitte Euch um Brod und einen Krug Bier,“ sagte der junge Mann.

Der Wirth, ein starker, kräftiger Mann, sah den späten Gast vom Kopf bis zu den Füßen an; dessen armselige Kleidung schien ihm Mißtrauen einzuflößen.

„Verlangen ist leicht,“ antwortete er, „habt Ihr auch Geld zum bezahlen. Ich kenn' Euch nicht und geb' nichts auf's ehrliche Gesicht!“

Der junge Pole warf das Geldstück, welches er aus der Börse genommen, auf den Tisch.

„Hoho,“ meinte der Wirth mit bedeutsamen Blicken, „gebt Ihr's so groß?“

Er nahm die Münze, warf sie aber, sobald er einen Blick auf selbe gethan, mit spöttischem Lachen wieder zurück.

Der Gast blickte ihn verwundert an.

„Nun?“ frug er.

„Willst mich hänseln, dummer Bub',“ antwortete der Wirth, die Stirne in Falten ziehend, „na, dann sag' ich Dir, daß Du Dich an den Unrechten g'macht hast.“

„Warum sprecht Ihr so — ist das Geld nicht gut?“

„Geld — haha — nennst Du das ein Geld?“

Der junge Pole griff hastig nach der Münze.

„Kein — kein Geld?“ stammelte er.

„Thu', als ob Du das nicht wüßtest!“

„Ich schwör' Euch, ich hielt's für Gold!“

„Messing ist's — eine Spielmünze — sonst nichts. Dafür giebt's weder Bier noch Brod. Na, troll' Dich; ich will zuschließen.“

Der arme Junge wankte aus der Schänke.

Er zog die Börse aus der Tasche; er verglich beim Scheine einer Laterne die noch in ihr befindlichen Münzen mit jener, welche der Wirth soeben schnöde zurückgewiesen — sie waren gleich — das Verbrechen, welches er begangen, hatte ihm also nichts genützt.

Er wollte die Börse wegschleudern — aber er besann sich und schob sie wieder ein.

Dann schritt er wieder weiter, bis er den Donaucanal erreicht hatte. Sobald er die Schlagbrücke gefunden, kannte er sich so ziemlich aus und gegen die zweite Nachtstunde blickten ihm die erleuchteten Fenster des „Träuberl“ entgegen.

Er trat in die Stube.

Zechend und jubelnd saßen der starke Wastl und seine Genossen nach dem reichen Fange, den sie bei Leirer gethan, um einen Tisch; in ihrer Mitte Florl und noch einige Dirnen; in einer Ecke, allein und traurig, saß die Franzl.

Die Männer fuhren auf.

„Hollah, wer kommt da?“ rief Einer, die Hand an das Messer im Gürtel legend.

„Ruhig!“ rief der starke Wastl. „Der Polak ist's?!“

„Ich bin's,“ sagte dieser, an den Tisch tretend, „und — verhungert, wie gestern. Gebt mir zu essen.“

Wastl schob ihm einen Teller mit Fleisch und Brod und ein Glas Wein zu.

„Da — mach' Dich her darüber," sagte er.

Der junge Pole aß mit der Gier eines Menschen, der einen vollen Tag gefastet.

„Und nun, was geschieht jetzt mit Dir?" frug Wastl, als der junge Mann sich gesättigt hatte. „Hast noch immer die Mucken, Arbeit suchen zu wollen?"

Der Gast schüttelte den Kopf.

„Man hat mir's ausgetrieben," antwortete er finster.

„Hab' ich Dir's nicht vorher gesagt? O, die Spießbürger schütteln immer die Köpf' und schlagen die Händ' zusammen über ihren Fettwänsten, wenn Einer auf Abwege gerathet; aber wie viel Schuld sie selber d'ran haben, das denken die Dummköpf' niemals. Na, sollst uns willkommen sein — von heut' an bist unser Kamerad! Mit 'm Hungern ist's vorbei; wir verdienen genug, um ein lustig's Leben führen zu können, und wenn uns'ren Taschen hie und da die Batzen fehlen, so sitzt dort Mutter Lipperl, die uns aushilft, bis wieder neuer Segen kommt. Heda, Mutter! schick' uns noch einen Krug aus dem Faß, wo die Katz' sitzt, damit wir unserm neuen G'sellen Bescheid thun!"

Die Wirthin brachte das Verlangte. Sie legte, nachdem sie den Krug auf den Tisch gestellt, ihre Hand auf des jungen Mannes Schulter und betrachtete das Antlitz desselben eine Zeit lang mit prüfenden Blicken.

„Hast einen Unterstand, Bürschel?" frug sie dann.

„Nein."

„Dann kannst einstweil'n da bleiben; oben ist ein leeres Kammerl, in dem einmal mein Bub' gewohnt hat."

„Tausend!" rief der starke Wastl, „mir scheint, Du hast Dich verschaut Mutter Lipperl; in das Kammerl, in dem Dein Bub' g'wohnt hat, legst Du einen Fremden?"

„Er schaut meinem Bub'n soviel gleich," sprach die Alte, die von einer eigenthümlichen Bewegung erfaßt schien. „Uebrigens kann ich thun, was ich will — ich bin d' Frau vom Haus; und wenn's Euch nicht recht ist —"

„Hollah, warum denn so bös?" fiel Wastl ein. „Mir ist's ja

recht — von mir aus kannst den Polaken wegen meiner auch in Gold fassen lassen."

Die Wirthin trat zurück an den Schänktisch; das Mädchen, welches bisher seinen Platz nicht verlassen und nur fortwährend den neuen Gefährten mit halb traurigen, halb entzückten Blicken betrachtet hatte, erhob sich nun, schlang ihren Arm um den Nacken der Alten und küßte sie.

„Du bist gut, Mutter Lipperl!" sagte sie.

„Na, b'sonders hab' ich ja nix gethan," erwiderte die Wirthin leise. „Aber, schau Franzl, mir ist leid um den Burschen — er sieht mei'm Bub'n ähnlich — wenn's sein kann, soll er nit so ein End' nehmen."

Die Alte trocknete sich die Augen.

Der junge Mann bemerkte jetzt Franzl und schritt auf sie zu.

„Da bin ich wieder," sagte er mit traurigem Lächeln, des Mädchens Hand ergreifend.

„Ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll d'rüber, oder — weinen," antwortete Franzl.

„Warum weinen? Das Schicksal will's, daß ich nicht den g'raden Weg geh'. Versuchen wir's auf dem krummen. Ich hab' die Wahl — entweder Bettler oder Räuber."

„Aber hast Dich denn wirklich ernstlich umg'schaut?"

„O, ernst genug; Spott, Hohn und Drohungen waren mein Lohn. Nun, ich hab's verwunden. Müßt' ich nicht in Wien bleiben, dann zög' ich fort und bettelte mich durch nach meiner Heimat, aber —

„Du mußt hier bleiben?"

„Ich muß," antwortete der junge Pole fest; „ich habe mich nicht umsonst unter Müh' und Noth hierhergeschleppt. Doch das ist mein Geheimniß. Vielleicht sag' ich Dir's — vielleicht verlange ich Deinen Beistand — vielleicht auch nicht. Ich kann's jetzt nicht sagen."

„Was es sei," flüsterte Franzl, des jungen Mannes Hand an ihren Busen pressend, „auf mich kannst Du zählen."

„Ist's Dir Ernst damit?"

„So wahr ich einmal brav und ehrlich war!"

Der starke Wastl rief den Gast zurück an den Tisch.

„Heb' Dir das Caressiren auf," sagte er, ihm das Weinglas in die Hand drückend, „und trink' jetzt mit uns Deinen Einstand. Wir sind freie Leut' und fürchten keinen Teufel und kein Gericht; wir nehmen

Dich auf in unsere Kameradschaft, wenn Du uns versprichst, es treu mit uns zu halten."

„Ich verspreche es."

„Uns niemals zu verrathen."

„Ich bin kein Verräther."

„Und nichts zu thun, was uns oder Einem von uns Schaden bringen könnt'."

„Ich verspreche es."

„Ich bin das Vice-Oberhaupt — mir folgen Alle — willst Du Dich auch unterordnen?"

„Wenn es Alle thun, warum nicht?"

„Topp, dann ist's recht. Wie heißt Du denn eigentlich?"

„Fregju."

„Hm, der Nam' paßt uns nicht, wir werden Dich schlechtweg den Polaken heißen. Bemerken muß ich Dir, daß der Antheil am Gewinnst für Alle gleich ist. Ehrlichkeit unter uns ist die Hauptsach'; wer seinen Kameraden um einen Kreuzer betrügt, für den ist's Messer da, und wir machen nicht viel Umständ'. So, Polak, jetzt leer' Dein Glas auf unser Wohl."

„Ihr sollt leben!" sprach Fregju. Dann trank er das Glas leer.

„Jetzt gehörst Du zu uns," sagte der starke Wastl, ihm die Hand schüttelnd.

Die übrigen Glieder der Gesellschaft thaten dasselbe.

„He, 's ist Zeit zum Heimgeh'n," mahnte nun die Wirthin. „Macht's Eure Zech', ich will zusperren."

In einer Viertelstunde war die Schänke leer; nur die Wirthin, Franzl, der junge Pole und ein Knabe von vielleicht zwölf Jahren waren zurückgeblieben.

Die Wirthin führte den jungen Polen in ein kleines, freundliches Stübchen unter dem Dache.

„Mach' Dir's commod da," sagte sie.

„Wie soll ich Euch danken —"

„Du siehst meinem armen Buben ähnlich — das ist mir g'nug. Er wär' jetzt so groß wie Du."

„Er ist also todt?"

„Todt," sagte die Alte traurig, die thränenfeuchten Augen reibend; „ich werd' Dir schon erzählen, wann und wie er g'storben ist. Jetzt, gute Nacht!"

„Gute Nacht!“

Sie ließ Fregju allein. Dieser setzte sich auf das einladende Bett und versank in Nachdenken.

„Der Genosse von Räubern und Dieben!“ sagte er vor sich hin. „Sie ist schuld daran — sie allein. Und doch kann ich ihr nicht zürnen und wünsche nichts sehnlicher, als sie zu finden. Wie wird sie mich aufnehmen? Schlecht — schlecht, ich sehe es voraus, denn ihr Herz ist hart. Was liegt daran — ich werde sie doch sehen — vielleicht erbarmt sie sich meiner dennoch — und wenn nicht! — ich könnte sie dann hassen! Nein, nein — ich werde sie immer lieben!“

Die Ermüdung versenkte ihn endlich in Schlaf.

Unruhige Träume zauberten bald das kalte stolze Antlitz eines schönen jungen Weibes, bald das hämische Gesicht des Mannes, der ihm statt einer Börse voll Gold eine solche voll Spielmünzen gegeben, vor das Auge; dann sah er wieder in das bleiche Gesicht der gutherzigen Franzl, die sich so liebreich seiner angenommen.

Und da wurde sein Schlaf ruhiger.

Es schien als ob das Gebet, welches die arme, verachtete Dirne in ihrem Kämmerlein für den neuen Hausgenossen sprach, am Throne des Ewigen nicht ungehört verhallt sei.

Vierzehntes Capitel.

Die Auferstehungsmänner.

In einem kleinen, geschmackvoll eingerichteten Salon finden wir einen jungen Mann von vielleicht zwanzig Jahren mit sonnegebräuntem Antlitze, großen dunkeln Augen und tiefschwarzem geringelten Haare. Man erkannte leicht den Südländer in ihm, sowohl an der Gesichtsbildung als an der Beweglichkeit seiner Miene und an der Lebhaftigkeit seiner Geberden.

Unruhig schritt er in dem Gemache auf und nieder; von Zeit zu Zeit trat er an das Fenster und warf einen Blick hinab in den Garten — dann warf er sich in einen Fauteuil, sprang jedoch im nächsten Momente wieder auf, um seinen Rundgang durch das Gemach fortzusetzen.

Endlich zog er an einer Glockenschnur.

Ein schwarz gekleideter Diener erschien in dem Zimmer.

„Es muß spät sein," sagte der junge Mann in italienischer Sprache.

„Fünf Uhr."

„Und noch nicht hier!" murmelte der Italiener vor sich hin.

„Monsignore sind sehr pünktlich und werden in wenigen Minuten zugegen sein."

„Ich bin begierig, Euren Gebieter kennen zu lernen."

Der Diener blieb unbewegt.

„Ist er alt — jung — häßlich — schön?"

„Signor werden ihn sehen."

„Das sagt Ihr mir, seit wir von Florenz abgereist sind. Nun bin ich schon einige Tage hier eingeschlossen —"

„O, Signor, alle Thüren sind offen —“

„Als ob ich davon Nutzen ziehen könnte! Fremd, ohne Geld in dieser großen Stadt, was sollte ich anfangen, sobald ich aus diesem Hause träte.“

„Haben Sie Vertrauen zu meinem Gebieter.“

„Warum thut Ihr selbst so wenig, mir solches einzuflößen? In Florenz tratet Ihr auf wie ein Cavalier, hier sehe ich Euch im Kleide eines Dieners. Was ist Euer wahrer Stand?“

Der Diener trat an das Fenster.

„Monsignore kommt,“ sagte er, rasch der Thüre zuschreitend, „er wird Ihnen alle nöthigen Aufschlüsse geben.“

Der junge Mann blickte erwartungsvoll nach der Thür, durch welche der räthselhafte Diener sich entfernt hatte. Wenige Augenblicke später trat ein hochgewachsener eleganter Mann in das Zimmer.

Wir haben ihn bereits bei der schönen Italienerin Livia gesehen. Es war der Mann, welcher sich ihr unter dem Namen Mephisto vorgestellt hatte.

Das sichere Auftreten, die würdevolle Haltung imponirten dem jungen Mann und er empfing den Eintretenden mit einer tiefen Verbeugung.

Der Baron — wie ihn der Gast des Matschakerhofes titulirt hatte — lächelte ihm freundlich zu, faßte seine beiden Hände und schüttelte dieselben in herzlichster Weise.

„Willkommen in Wien!“ sagte er in italienischer Sprache, in welcher die ganze weitere Conversation geführt wurde, „herzlich willkommen!“

„Signor,“ antwortete der junge Mann, „ich bin erstaunt, entzückt von dem Empfange, den Sie mir zu Theil werden lassen, indessen — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit — ich weiß ihn nicht zu deuten.“

„Sie sollen Alles erfahren; für jetzt genüge es Ihnen, zu wissen, daß ein Freund zu Ihnen spricht, dem die Umstände das Recht verleihen, Ihnen zu dienen.“

„Mir zu dienen? Bisher war ich das nicht gewohnt; seit dem Tode meiner Mutter kümmerte sich Niemand um mich — ich war daher um so überraschter, als sich plötzlich ein Herr, den ich für einen Cavalier halten mußte, meiner annahm, mich in dem ärmlichen Kämmerlein, das ich in Florenz bewohnte, aufsuchte und mich aufforderte, mit ihm nach Wien zu reisen, wo das Glück meiner warte.“

„Sie thaten gut, seiner Aufforderung Folge zu leisten.“

„Ich überlegte nicht lange. In Florenz hielt mich nichts zurück; ich kämpfte dort mit Noth und Entbehrungen — warum sollte ich es nicht versuchen, anderwärts mein Glück zu finden.“

„Sie haben Recht; man darf sich nicht an die Scholle binden, vor Allem nicht, wenn sie sich unfruchtbar erweist.“

„Nun bin ich hier; der Mann, den ich für einen Cavalier gehalten, verwandelte sich zu meinem Staunen in einen Diener — er bereitete mich vor auf Ihren Besuch, und seit mehreren Tagen —“

„Erwarteten Sie mich,“ vollendete der Baron. „Es verlangte mich nicht minder, Sie zu sehen; aber ich bin nicht immer Herr meiner Zeit. Den ersten Augenblick, über den ich völlig frei verfügen konnte, benützte ich, Sie zu sehen.“

„Signor, so sehr ich Ihre Güte anerkenne, so begreife ich noch immer nicht —“

„Lassen Sie mich noch einige Zeit das Geheimniß bewahren,“ fiel der Baron ein, „genug, ich bin Ihr Freund, ich kenne Sie, Luigi Bruni, und von nun an sollen Sie nicht mehr mit Entbehrungen zu kämpfen haben, wie Sie sich solche in Florenz auferlegen mußten.“

„Signor — und was — was muß ich dafür thun?“

„Nichts — es sei denn, Sie wollten sich die Mühe nehmen, mich ein Bischen lieb zu gewinnen.“

„Die Dankbarkeit, zu der Sie mich verpflichten, wird mir das leicht machen,“ sagte Luigi mit Wärme.

Der Baron drückte seine Hand.

„Sie haben vorerst auf nichts bedacht zu sein, als auf Ihr Vergnügen; die Mittel dazu sollen Ihnen in reichem Maße zur Verfügung stehen. Ich selbst will sorgen, daß Sie in die Gesellschaft eingeführt werden und Bekanntschaft machen mit unserem jungen Adel.“

„Mein Herr — ich selbst —“

„Sie sind nicht adelig? Das wollten Sie doch erwidern? — Von heute an sind Sie Conte Bruni und Niemand wird es wagen, daran zu zweifeln, wenn ich Sie unter diesem Namen vorstelle.“

Ein Ausdruck von Stolz und Freude machte sich in dem Antlitze Luigi's bemerkbar.

„Wenn Sie in irgend einer Lage eines Rathes bedürfen,“ fuhr der Baron fort, „so wenden Sie sich an mich oder an den Mann,

der Sie hierher geleitet und der von heute an völlig zu Ihrer Verfügung steht. Verlangen Sie von ihm, was Sie benöthigen — er ist beauftragt, jedem Ihrer Wünsche nachzukommen, und betrachten Sie sich als Herr in diesem bescheidenen Hause, das den Ansprüchen eines Junggesellen wohl genügen dürfte."

„Signor, Sie sehen mich verwirrt über so viel Güte —"

„Ich lasse Sie allein, damit Sie im Stande sind, sich zu sammeln. Ich habe Sie gesehen und ich freue mich, daß alle die Bilder, welche ich mir von Ihnen entworfen und die ich mit allen lobenswerthen Eigenschaften ausstattete, von dem Originale in den Schatten gestellt werden."

„Signor —"

„Auf Wiedersehen, mein junger Freund."

„Sie scheiden, ohne daß ich weiß, wie ich meinen Wohlthäter nennen darf?

„Nennen Sie mich August, wie ich Sie fortan Luigi nennen will."

„Wann sehe ich Sie wieder?"

„Ich hoffe bald — sehr bald. Vergnügen Sie sich indessen, fahren, reiten Sie, besuchen Sie die Komödie, den Prater. Lassen Sie sich sehen — ich bitte Sie sogar darum."

Nach diesen Worten entfernte sich der Baron, den jungen Mann in freudiger Stimmung zurücklassend.

Der lebenslustige Baron August schritt der Stadt zu.

Er trat daselbst in der Schönlaterngasse in ein unscheinbares, schmales, nach der Bauart alter Zeit hochgiebeliges Haus.

Der Thorweg war schmal und finster, die Treppe eng und steil, so daß der Emporsteigende des Strickes nicht errathen konnte, der die Stelle des Geländers versah.

Im zweiten Stocke machte er Halt und klopfte in eigenthümlicher Weise an eine Thüre.

Geräuschlos ging dieselbe auf.

Er trat in ein dunkles Vorgemach und aus diesem in ein mit großer Einfachheit ausgestattetes Gemach, das durch eine von der Decke niederhängende Lampe erleuchtet wurde.

An dem Tische, der unter der Lampe stand, saß ein bejahrter Mann mit Schreiben beschäftigt, der, bei des Barons Eintritt, den Kopf erhob, die große Brille auf die Stirne schob, und als er den

Besucher erkannte, mit der Feder auf eine zweite, im Zimmer befindliche Thüre wies.

Der Baron öffnete dieselbe und betrat ein zweites, kleineres Zimmer, in dem sich zwei Herren befanden, die sich bei seinem Erscheinen erhoben.

Der Eine derselben sah einem Fünfziger gleich, hatte graues Haar und ein einnehmendes würdevolles Gesicht. Der zweite war über die Dreißig, blondhaarig, mit offenen kühnen Zügen, von schlanker, kräftiger Gestalt. Beide trugen einfache bürgerliche Kleidung.

Der Erste war der Freiherr Andreas von Riebel, der Letztere der kaiserliche Platzoberlieutenant Franz von Hebenstreit, ein geborener Böhme.

Der Baron wurde in freundschaftlicher Weise bewillkommnet, dann ließen sich alle Drei um einen Tisch nieder.

„Nun, Baron Wechs," begann Hebenstreit, „haben Sie gute Nachrichten gebracht?"

Baron Wechs — so hieß eigentlich der Mann, welcher sich der Dame unter dem Namen Mephisto vorgestellt hatte — zuckte die Achseln.

„Der Erfolg ist abzuwarten," antwortete er, „ich habe meine Einleitungen getroffen."

„Sie hüllen dieselben in ein undurchdringliches Geheimniß?" bemerkte Hebenstreit lächelnd.

„Gaben Sie mir nicht die Erlaubniß dazu?" entgegnete Wechs. „Wir streben nach einem Ziele — nur wenden wir verschiedene Mittel an. Das sichert aber die Chancen des Gewinnes."

„Nicht immer. Indessen ist unsere Sache bei Ihnen in guter Hand; das ist's, was uns beruhigt."

Wechs wendete sich an Baron Riebel.

„Haben Sie Seine Majestät gesehen?"

Riebel nickte.

„Erst gestern," sagte er.

„Und seine Stimmung?"

„Ist die alte, schwankende. Er ist nicht völlig entschieden, ob er Alles lassen soll, wie es bis jetzt besteht, oder ob er als offener Gegner der Reformen seines unvergeßlichen Vorgängers auftreten soll."

„Er vermag es also nicht," sagte Hebenstreit; „aus den Vorgängen in Frankreich eine Lehre zu ziehen?"

„Haben Sie das jemals gehofft?“ frug Wechs.

„Warum sollte ich nicht? Die Ereignisse, welche die Augen der Welt auf Frankreich lenken, die Morgenröthe einer neuen Freiheit, die von jenseits des Rheines zu uns herüber schimmert, kann weder auf unsere Herrscher noch auf unsere Völker ohne Eindruck bleiben!“

„Es handelt sich nur darum, welcher Art dieser Eindruck ist,“ bemerkte Wechs. „Die Monarchen, welche sehen, wie ein Jahrhunderte bestehender Thron urplötzlich in's Wanken geräth, werden erschrecken und Besorgnisse empfinden um ihre eigene Sicherheit. Es wird nicht an Leuten fehlen, welche die Besorgnisse aufstacheln, bis sie zur Angst werden, und Regenten sind niemals geneigter, ihre Gewalt zu mißbrauchen, als wenn sie fürchten, derselben verlustig zu gehen.“

„Und zählen Sie die Völker für nichts?“ frug Baron Riedel.

„Die Völker — vor Allem jene Oesterreichs!“ entgegnete Wechs achselzuckend, „ich fürchte, sie werden sich wenig erwärmen für das Aufleuchten der Rechte des Menschen im fernen Frankreich. Der Adel, einzelne Glieder ausgenommen, wird seiner Natur, seinen Traditionen nach, dagegen sein; der Spießbürger ist vollauf mit seinem Erwerbe und dem Genusse des Erworbenen beschäftigt; wie wenig derselbe erkennt, was ihm frommt, mit welch' blinder Beharrlichkeit er an dem Alten hängt, wenn es nur seine Ruhe nicht stört und ihm sein Vergnügen nicht hindert, bewies der zähe Widerstand, mit dem diese Classe der Gesellschaft die wohlgemeintesten Institutionen des verstorbenen Kaisers Josef zunichte machte. Und der Bauer? Er kennt entweder das Gefühl seines Elends nicht, oder er ist resignirt.“

„Sie irren,“ wendete Baron Riedel ein; „wenn Sie die trotzigen Mienen der Bauern sehen würden —“

„Gut denn, zugegeben: der Bauer trotzt, aber — er ist unmächtig. Unsere Ferdinande haben die keimenden Saaten Luther's in Blut ertränkt, den widerspänstigen Adel decimirt, auf's Schaffot oder in die Verbannung geschickt, den aufständischen Bürgern ihre althergebrachten Freiheiten genommen und ihre Lande in Fesseln geschlagen und den Jesuiten zur Zucht überliefert.“

„Wahr — leider Gottes nur allzuwahr!“ murmelte Hebenstreit mit finsterer Miene.

„Seit den Tagen dieser frommen Kaiser,“ fuhr Baron Wechs fort, „ist Alles in Oesterreich in dumpfe Erstarrung versunken, an der nur manchmal die Türken, dann König Friedrich der Zweite von

Preußen, und zuletzt Josef der Zweite rüttelten — Josef, in dessen Adern das Blut der Habsburger ganz umgeschlagen und zum brausenden Gährungsstoffe der Aufklärung geworden war."

„Ihre Worte klingen trostlos," sprach Hebenstreit; „Sie malen mit zu schwarzen Farben. Josef's des Zweiten Wirksamkeit kann nicht spurlos vorübergegangen sein an seinen Völkern. Nein — nein! Ich behaupte das — ich, der ich selbst begeistert bin für das Ideal der Freiheit, nach dem das edle Volk von Frankreich eben ringt."

„Sie sind ein Böhme?"

„Ja, ein gebürtiger Prager; ein Sohn jenes Landes, das von jeher am Meisten litt unter dem Drucke der privilegirten Stände, und ein Soldat dazu, ein täglicher Zeuge aristokratischen Uebermuthes, brutaler Mißhandlungen gegen Menschen geübt, die zu willenlosen Werkzeugen jedweder Tyrannei herabgewürdigt werden."

„So sprechen Sie?!"

„O, ich habe es mir selbst, meiner angestrengtesten Thätigkeit zu verdanken, daß ich die weite Kluft vom Gemeinen zum Officier übersprungen; aber all' mein Fleiß, all' mein Eifer hätten mir nicht geholfen, wenn nicht der Zufall das kleine Wörtchen „von" vor meinen Namen gesetzt haben würde."

„Sie haben immerhin gewonnen dadurch."

„Gewonnen? Ja — ich habe die Rolle des Gepeinigten mit der des Peinigers vertauscht."

„Sie klagen sich an — und wir wissen doch, daß Sie niemals Gewalt übten gegen —"

„Was hilft das," fiel Hebenstreit bitter ein, „wenn ich sie nicht hindern konnte. Meine Compagnie war es, in die man den Bürgermeister einer kleinen böhmischen Stadt, einen wohlhabenden, rechtschaffenen Mann, als gemeinen Soldaten einreihte, zur Strafe dafür, daß er an den wegen Aufhebung der josefinischen Steuerregulirung entstandenen Unruhen Antheil genommen hatte. Man gab Befehl, den Mann so hart als möglich zu behandeln und als ich den Herren zu gnädig schien, da gaben sie ihm einen anderen Vorgesetzten, der es in wenig Monden dahin brachte, daß der Unglückliche sich in der Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf schoß."

„Furchtbar!" murmelte Baron Riedel. „Und dieser Fall steht nicht vereinzelt da?"

„Leider nicht,“ fuhr Hebenstreit fort, „und wenn das Volk jetzt noch blind und stumpf genug ist, Alles das für Recht hinzunehmen, so ist es an der Zeit, dasselbe aufzuklären, dem Mittelstande zum Bewußtsein seiner Macht und dadurch zum Siege zu verhelfen.“

„Hoffen Sie dies durch — durch eine Revolution zu erreichen?“

„Nein; aber ich hoffe es von der Bewegung, die von Frankreich ausgehend, die ganze Welt ergreifen wird; ich hoffe es von unserer Verbindung, deren Glieder den Namen Resurrectionisten oder „Auferstehungsmänner“ nicht als bloße Fabelei betrachten, ich hoffe es von der Verbreitung unserer Ideen, welche eine Auferstehung oder Wiedergeburt der Völker herbeiführen sollen.“

„Wir müssen auf einen harten Widerstand gefaßt sein,“ bemerkte Riedel, „die Partei des Rückschrittes ist mächtig — mächtiger als wir; sie kämpfen mit der Intrigue — wir müssen eben dieselben Waffen gebrauchen.“

„Ich tauge nicht dazu,“ bemerkte Hebenstreit.

„Sie sind zu offen, zu vertrauensselig,“ sprach Baron Wechs in warnendem Tone, „Sie sprechen sich allzu freimüthig aus.“

„Meinen Freunden gegenüber.“

„Oder jenen, welche Sie dafür halten. Vergessen Sie nicht, wie oftmals der Name von Unwürdigen mißbraucht wird.“

„Ich thue und spreche nichts, was ich nicht vor aller Welt zu verantworten wüßte.“

„Vor aller Welt! Meinen Sie, daß man Ihnen die zum Richter setzte, wenn Ihre Freimüthigkeit den Machthabern des Tages einmal unbequem würde.“

„Unser Freund hat Recht,“ sprach Baron Riedel, „ich vereinige meine Bitten mit den seinen: Seien Sie vorsichtig.“

„Ich will es sein, — ich will meine Zunge wahren und dem Herzen Gewalt anthun, damit es mir nicht so frevelhafte Worte auf die Lippen sende, haha!“

„Wann findet die nächste Versammlung unserer Freunde statt?“ frug Baron Wechs.

„In wenigen Tagen.“

„Sie werden mich davon benachrichtigen?“

„Gewiß. Ein Freund aus Frankreich wird bis dahin ankommen — er wird uns die neuesten Nachrichten bringen, wie die Dinge da-

selbst stehen und — wer weiß — vielleicht giebt das, was wir da hören werden, uns einen Fingerzeig zu neuem Vorwärtsschreiten."

„Wissen Sie den Namen des Bruders?"

„Semonville."

„Er ist empfohlen?"

„Von sicheren Freunden."

„Dann soll er willkommen sein."

Wechs erhob sich und reichte den beiden Männern die Hände.

„Ich gehe," sagte er. „Auf baldiges Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen!"

Baron Wechs entfernte sich.

„Ich zweifle nicht," sagte Hebenstreit, als er sich mit Baron Riebel allein befand, „an Wechs' Aufrichtigkeit, nicht an seiner Treue für unsere Ideen; aber mir mißfällt die Geheimnißkrämerei, mit der er alle seine Schritte verhüllt."

„Er ist ein Hofmann."

„Und ein Weiberfreund; er wird Intriguen spinnen und Weiber hineinverflechten."

„Sie sind mächtige Stützen."

„Nicht, wo Männer allein handeln sollen. Bei kleinen Cabinets-intriguen, bei Liebesgeschäften und dergleichen gönne ich ihnen die ersten Stellen — wo sich's um so Großes handelt, sollten sie ferne bleiben."

„Ihr thut den Frauen Unrecht; Viele von ihnen haben Großes gethan —"

„Mag sein; mir ist das einfache Weib, das in treuer Liebe dem Gatten anhängt, tausendmal werthvoller, als die geistvollste Politikerin. Das Herz geht verloren, wenn die Lust am Intriguiren ein Weib befällt; sie sind die gefährlichsten, weil meist unwillkürlichen Verrätherinnen, und ich bange für eine Sache, in der Weiber die Hand haben."

Die beiden Männer begaben sich in das Nebenzimmer. Baron Riebel entfernte sich, nachdem er mit Hebenstreit noch einen Gruß getauscht, ganz. Letzterer trat zu dem Manne, der noch immer eifrig schrieb und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Der Alte warf die Feder weg, sprang auf und ergriff Hebenstreit's Rechte.

„Nun, Vetter Wilhelm," frug der Oberlieutenant, „wie steht's mit uns? Bist Du zufrieden?"

„Wie Ihr das fragen könnt!“ entgegnete der Alte in freudigem Tone. „Glücklich bin ich — selig. Seit Ihr mir das stille Plätzchen dahier eingeräumt habt, lebe ich wie im Himmel. Seht — jetzt hab' ich meine Arbeit nahezu fertig; um acht Uhr ist sie vollendet. Da kommt auch mein Mädel heim — wir setzen uns zusammen — sie erzählt, was sie den Tag über gearbeitet, ich zeige ihr meine Abschriften, dann nehmen wir unser bescheidenes Mahl, spielen eine oder zwei Partien Schach, bis uns die Augen zufallen. Und Morgens weckt mich mein theures Kind mit einem Kusse — ach, ich lebe wie im Paradiese.“

„Es sei Dir vergönnt, Alter; Du hast schwere Zeiten durchgemacht.“

„Weiß Gott ja,“ entgegnete der Alte seufzend, „und ich meinte schon, daß mir und meinem Kinde nichts übrig bliebe, als eines Abends der Donau zuzueilen und in den Fluthen derselben Erlösung zu suchen von den Leiden der Welt.“

„Ei, welch' böse Gedanken!“

„Die Noth ist eine schlimme Rathgeberin, Herr. Aber da kamet Ihr als Retter — der Himmel lohn' es Euch! Nun ist Alles gut — mein Mädel blüht wieder auf, wie eine Rose — und ich — ich — ei, ich möchte nichts weiter, als Euch vor meinem End' beweisen, daß der alte Wilhelm weiß, was Dankbarkeit ist.“

„Pah, Alter, nichts davon. Du weißt, daß ich Dir nicht umsonst geholfen habe.“

„O, 's ist auch was Großes, das Ihr dafür verlangt! Wenn Ihr ein Paar Freunde sehen wollt, soll ich Euch die Kammer abtreten; dann das Schriftenpaket, das ich aufbewahren soll —“

„Pst, Alter, Du sollst davon nicht reden.“

„Nicht vor Andern! Weiß Gott, ich bisse mir auch eher die Zunge ab, eh' ich Euer Geheimniß preisgäbe. Ei, 's hat Jedermann so seine Sachen, die er nicht an die große Glocke hängen will und Uebles kann's nicht sein, sonst hättet Ihr nicht die Hand im Spiele.“

„Schön' Dank für Deine gute Meinung, Alter,“ sprach Hebenstreit lächelnd. „Grüß' mir Dein Kind.“

„Gott mit Euch, Herr!“

Hebenstreit verließ das Haus. Wir folgen ihm durch mehrere Straßen bis auf den Graben. Es war dunkel geworden und die

Laternen, welche damals nicht in der splendidesten Weise die Stadt mit Licht versorgten, waren bereits angezündet.

Eben als der Oberlieutenant in den Lichtkreis einer solchen Lampe trat, faßte ihn ein Entgegenkommender fest am Arme, blickte ihm in's Antlitz und rief im fröhlichen Tone:

„Bruder Hebenstreit — wie schön, daß ich Dich gefunden!"

Hebenstreit erkannte einen ehemaligen Kameraden, den Grafen Johann von Laczkovics.

„Herzlich willkommen," sagte er, „Du bist in Wien?"

„Seit drei Wochen; eifrigst bemüht, mich für die Langeweile der Provinzgarnisonen zu entschädigen. Ich jage von Vergnügen zu Vergnügen, von Lust zu Lust — es lebt sich herrlich hier!"

„Herrlich — Du hast Recht. Sieh', gleich da — ein armes Weib — der Hunger blickt ihm aus den Augen."

„Du bist noch immer der alte Träumer," sagte der Graf lachend, indem er in die Tasche griff und dem armen, elend aussehenden Weibe einen Ducaten in die Schürze warf; „Du siehst immer nur die dunkeln Stellen. Darum lasse ich Dich heute doch nicht aus, und Du sollst mir in's Licht blicken, daß Dir die Augen übergehen."

„Was hast Du mit mir vor?"

„O, ich verrathe nichts. Vorerst gehen wir in die „ungarische Krone" und leeren eine Flasche echten Ungars miteinander, zur Feier des Wiedersehens. Später mußt Du Dich meiner Führung anvertrauen."

„Blindlings, ohne zu wissen —"

„Blindlings, blindlings. Du sollst's nicht bereuen. Teufel, es sind nur wenige Glückliche, die dahin kommen, wohin ich Dir heute den Eintritt verschaffe; aber ich war Dir ja immer zugethan, so oft Du mich auch ausbrummtest und einen Wildfang schaltest, der es nicht über sich brächte, seine Abtheilung vier Stunden lang in der Sonnenhitze rechts- und linksum machen zu lassen. Ha ha, als ob ich nicht gewußt hätte, daß Du das Placken und Schinden der armen Burschen so wenig verständest, wie ich selbst."

„Mein guter Janos! Doch nun wieder zu dem geheimnißvollen Orte, an den Du mich führen willst. Passe ich dahin?"

„Warum nicht; Du bist Edelmann und mein Freund."

„Meine Stellung als Platzoberlieutenant legt mir Rücksichten auf —"

„Pah, hier nicht, denn Niemand wird Dich erkennen."

Hebenstreit blickte den Sprechenden verwundert an. Dieser aber schlug lachend in die Hände, schlang dann seinen Arm um des Freundes Leib und zog ihn mit sich fort.

„Komm', komm'," sagte er fröhlich, „dort winkt uns die Krone entgegen — unter ihrem Schirme wollen wir die erste Flasche leeren. Was weiter geschieht — potztausend, die Ueberraschung soll vollkommen sein; ich will nicht eine Silbe mehr schwatzen!"

Lachend und heiteren Muthes schritten die beiden Kameraden dem noch heute in bestem Renommée stehenden Gasthofe „zur ungarischen Krone" in der Himmelpfortgasse zu.

Fünfzehntes Capitel.

In der „Sündfluth“-Gesellschaft.

Es war eine fröhliche Stunde, welche die beiden Freunde bei der „Krone“ zubrachten.

Graf Laczkovics war ein lebenslustiger, heiterer und gutmüthiger Junge, dem das Vergnügen über Alles ging, und der mit seinem fröhlichen Geplauder selbst auf Hebenstreit's ernste Miene ein Lächeln zu locken verstand.

„Nun ist's Zeit,“ sagte er, „wir wollen nicht die Letzten kommen, jede Minute Verspätung ist ein offenbarer Verlust.“

Sie bezahlten und verließen das Gasthaus.

„Wohin also, nach Norden oder Süden?“ frug Hebenstreit, als sie auf der Straße angekommen waren.

„In die Leopoldstadt.“

„Fern über's Wasser also. Hm, ich errathe, wohin Du mich führen willst.“

„Versuch's.“

„Sicher eine kleine Spielpartie.“

„Fehlgeschossen; Spielen — pfui!“

„Ei, Du warst doch sonst kein Spielverächter?“

„O, zu Zeiten nehme ich noch jetzt die bemalten Blätter gerne in die Hand, aber heute — heute erwartet uns Besseres. Heute werden wir den Göttern opfern, dem Dionysus (Bacchus) und der meerentsprungenen Aphrodite. Halt, wie Du zurückzuckst! Das hilft nichts mehr — ich lasse Dich nicht los, Karthäuser. In meinem Ohre tönen süße Liebesworte und zwischen hinein das Knallen der Champagnerpfropfen!“

„Nun wirst Du zum Träumer und Poeten," scherzte Hebenstreit.

„Wer sollte es nicht, wenn man an der Schwelle von Mahomed's Paradiese steht?"

„Einstweilen stehen wir noch auf dem Stefansplatze," entgegnete Hebenstreit, „und ich wußte bisher nichts davon, daß der Cultus des Islam das Paradies Mahomed's in die Leopoldstadt verlegte."

„Du bist ein Ungläubiger," rief Laczkovics lachend; „trotzdem sollst Du Theil haben an der himmlischen Seligkeit."

Unter ähnlichen scherzenden Gesprächen kamen sie an die Schlagbrücke.

Der Graf blieb stehen und hielt auch seinen Begleiter zurück.

„Franz," begann er, „ehe wir weiter schreiten, mußt Du eine Wahl treffen."

„Nun?"

„Entweder lässest Du Dir, sobald wir die Brücke überschritten haben, die Augen verbinden, oder —"

„Nun, oder?"

„Oder Du giebst mir Dein Ehrenwort, nie und Niemandem das Haus, in welches ich Dich nun führe, zu zeigen, oder die Geheimnisse desselben zu verrathen."

„Ich gebe Dir mein Wort."

„Das genügt. Jetzt komm'! — Junge, Du wirst's nicht bereuen! Und wärest Du hart wie Stein, kalt wie Eis, heute mußt Du weich werden, mußt Du aufthauen!"

Der Graf bog, Hebenstreit an der Hand führend, in eine enge Seitengasse, die so schmutzig und finster war, daß sie nur langsam vorwärts kamen, jeden Augenblick strauchelten und sich zuletzt an den Mauern der Häuser forthelfen mußten.

„Höre, wenn das der Weg zum Paradiese ist," sagte Hebenstreit, „dann ist's allerdings wahr, was man uns in der Jugend gelehrt: daß der Weg zum Himmel ein beschwerlicher sei. Dieser Pfad könnte eben so gut zur Hölle führen, und ich wunderte mich nicht, wenn ober dem Eingang in diese Straße die Aufschrift stünde: Per me si vada nella perduta gente. (Durch mich wandelt man zu den Verlorenen.)

„Geduld — je härter die Arbeit, desto süßer der Lohn. In zehn

Minuten sind die Leiden dieses Weges vergessen und wir schwimmen in Seligkeit."

Endlich blieb der Graf vor einem Hause stehen, dessen Außenseite kein einziges beleuchtetes Fenster zeigte.

Er trat an das Thor und drückte an einem, nur Eingeweihten bekannten Knaufe, der durch die Rosettenverzierung der Flügel verdeckt war.

Das Thor ging auf.

Der Graf zog Hebenstreit nach sich in einen völlig finsteren Raum.

Erst als das Thor wieder in's Schloß gefallen war, ging ein schmales Thürchen auf, durch welches sie in eine beleuchtete Fortsetzung des Thorweges gelangten.

Hebenstreit wurde von seinem Begleiter über einen kleinen Hof eine helle, teppichbelegte Treppe emporgeführt in ein Zimmer, in dem an den Wänden herum Domino's von allen Farben und Größen hingen, während auf einem Tische in großen Cartons eine Menge von Wachslarven lagen.

„Nimm einen Domino und eine Larve," sagte der Graf, mit gutem Beispiele vorangehend und sich maskirend.

Hebenstreit wählte Domino und Larve.

„Und nun," frug er, „hast Du keine weitern Instructionen für mich?"

„Keine; die geben sich von selbst. Vorwärts!"

Sie verließen das Ankleidezimmer durch eine Tapetenthüre und kamen in einen schmalen Corridor, in dem ihnen ein, gleichfalls verlarvter Diener, eine Urne in der Hand, entgegentrat.

Der Graf zog eine Nummer und bedeutete Hebenstreit, das Gleiche zu thun.

„Ich hoffe," flüsterte der Erstere, „daß wir keine Nieten gezogen haben."

„Nieten? Es ist also eine Lotterie?"

„Ja," antwortete der Graf lachend, „eine Lotterie bei der Frau Venus, die Gewinnste vertheilt."

Er öffnete nach diesen Worten eine Thüre, und Hebenstreit sah sich auf einer mit Glaswänden geschlossenen Galerie, von der zu beiden Seiten Treppen in einen Saal hinabführten, der einen überraschenden Anblick bot.

Er war glänzend beleuchtet; in großen Spiegeln verhundertfachten sich die Strahlen der Kronleuchter und Girandolen. Wände und Decke prangten in lebhaften, durch die feenhafte Beleuchtung noch gehobenen Farben. Masken ordneten sich zum Tanze nach den Klängen einer Musik, von der man nicht wußte, woher sie kam, da nirgends ein Orchester sichtbar war.

„Und nun — Glück auf!“ flüsterte der Graf, Hebenstreit die Hand drückend; „hier scheiden wir, von da an heißt es: Hilf Dir selbst!“

Er eilte die Treppe hinab, während Hebenstreit, in Anschauung des zaubervollen Bildes versunken, noch eine Zeit auf der Galerie verweilte.

Endlich stieg er auch hinunter in den Saal.

Warme, balsamische Luft strömte ihm entgegen, neckische Töne umgaukelten sein Ohr, und was seine Augen schauten, ließ ihn zweifeln, ob er seinen Sinnen trauen dürfe, oder ob Alles, was er sah und hörte, nur ein Traum sei.

Alle Fesseln, die Sitte und Anstand gebieten, schienen hier abgeworfen; die durchsichtigen Kleider der weiblichen Masken verhüllten nicht die herrlichen üppigen Formen, und die Paare, die im Tanze durcheinander wogten, bewegten sich in den wollüstigsten Gruppen.

Hebenstreit, wider Willen berauscht, geblendet, schritt durch die bunte Menge schöner Frauen, die nur das Angesicht sorgsam verhüllt hatten; er fing hie und da einige Worte des Gespräches auf, die ihn erkennen ließen, daß man hier der Zunge so wenig Zwang anthat, wie der Kleidung, und schritt, als er seinen Freund bemerkte, den ihm eine gelbe Achselschleife auf dem Domino kenntlich machte, auf denselben zu.

Der Graf war mit einer Helena, deren schwach verhüllte Reize ihr vollen Anspruch gaben auf die Rolle, die sie spielte, im Gespräche; indessen brach er dasselbe ab, um Hebenstreit Gehör zu geben.

„Sage mir doch, wer denn der Amphitryon dieses Festes ist.“

„Der Amphitryon?“

„Verstehe mich recht; ich meine, wer der wohlhabende Mann ist, der dies wunderbare Fest veranstaltet?“

„Gefällt's Dir? Ha ha, ich dachte es wohl. Du willst wissen, wer es giebt — ah, wer soll's geben? Wir Alle, Alle.“

„Ihr Alle? Eine sonderbare Antwort. Wer seid Ihr denn — Ihr Alle?"

„Ha ha, nun, wenn Du's durchaus wissen willst — wir Alle sind die Gesellschaft: Après-nous le déluge."

„Nach uns die Sündfluth!" übersetzte Hebenstreit und schüttelte den Kopf. „Hm, von dieser Gesellschaft habe ich nie Etwas gehört; indeß scheint es, daß sie ihrem Namen und den Erfindern desselben Ehre zu machen weiß."

„Teufel, ich glaub's wohl! Die Gesellschaft ist eine geheime, obwohl sie in der ganzen Welt Mitglieder zählt, und mehr als alle Maurerlogen."

„Und Euer Großmeister?"

„Pah — wir haben nur eine Großmeister—in: Venus Aphrodite. Ihre Stellvertreterin ist dort, auf ihrem Throne; geh' hin, leg' ihr Dein Herz zu Füßen — wenn sie's annimmt, magst Du Dir gratuliren und diesen Abend in's goldene Buch Deiner Erinnerungen schreiben."

Hebenstreit blickte, während der Graf sich wieder seiner Helena zuwendte, nach der angedeuteten Richtung und bemerkte erst jetzt, was er früher übersehen — eine Estrade mit einem Thronhimmel, unter dem ein mit rothem Sammt überzogener Lehnstuhl stand.

Eine Frau war eben im Begriffe, den Ehrenplatz einzunehmen.

Sie war hoch und von wunderbarem Körperbaue; ein langer durchsichtiger Schleier, um die Mitte von einem goldenen Gürtel festgehalten, bildete ihre einzige Kleidung. Ihr Antlitz verbarg eine Larve, wie bei den Uebrigen, und ihr dunkles, in reichen Locken die blendenden Schultern umwallendes Haar war mit einem Brillantdiademe geschmückt.

Eine als Apollo gekleidete, oder vielmehr entkleidete Maske kniete zu ihren Füßen; Götter und Göttinnen, Nymphen, Faune, Satyre bildeten ihren Hofstaat.

Nun nahte sich ihr Hermes, der Götterbote, und überreichte ihr knieend ein reich verziertes Kästchen, das sie an die neben ihr stehende Fortuna übergab.

Ein Glockenzeichen gebot Stille.

Alle anwesenden weiblichen Masken schaarten sich um Frau Venus, denn diese stellte die Frau auf dem Throne vor.

Diese Venus umschlang den Leib jeder Einzelnen mit einem Gürtel von weißer Seide, auf den in Roth eine Nummer gestickt war.

Als dies geschehen, zog Fortuna aus dem Kästchen eine Nummer, welche Mercur laut ausrief.

Die männliche Maske, welche diese Nummer vor dem Eintritte in den Saal gezogen, trat vor und gab selbe knieend an Frau Venus, die nun die Hand der weiblichen Maske ergriff und sie dem Glücklichen zuführte.

„Du sollst das Recht haben, ihr den Gürtel zu lösen,“ sagte sie mit sanfter Stimme, „Venus und Fortuna haben für Dich gewählt.“

In dieser Weise ging die Ceremonie fort.

Plötzlich schlug die Nummer 33 an Hebenstreit's Ohr.

Er griff in seinen Gürtel, denn er entsann sich, diese Nummer gezogen zu haben.

Es war so.

Obwohl angewidert von der Zügellosigkeit, die hier zur Schau getragen wurde, trat er dennoch vor und beugte sein Knie vor der Göttin, die ihm eine als Bajadere gekleidete Maske zuführte.

So weit er, ohne das Gesicht zu sehen, urtheilen konnte, stand selbe im blühendsten Mädchenalter; und — was ihm auffiel — ihre Kleidung war weit züchtiger als jene der Anderen.

Er bot ihr seinen Arm und nahm seinen Platz am Fuße der Estrade wieder ein, um den Schluß des seltsamen Schauspieles abzuwarten.

Endlich waren alle Lose vertheilt.

Frau Venus verkündete nun, daß sie für den Rest der Nacht dem Throne entsage und denselben an Amor abtrete.

Zugleich wurde ein hinter dem Thronsessel befindlicher Vorhang aufgezogen und in magischer Beleuchtung erschien das Bild des Liebesgottes.

Eine rauschende Musik begann und die Paare überließen sich bacchantischen Tänzen.

Hebenstreit hatte nicht Lust, an denselben Theil zu nehmen. Er geleitete seine Maske zu einem in einer Ecke stehenden Divan und ließ sich mit ihr auf demselben nieder!

Die Maske neigte ihr Antlitz zu seinem Ohre und flüsterte ihm mit bebender Stimme die Worte zu:

„Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so retten Sie mich!“

Hebenstreit blickte die Sprechende verwundert an.

„Ich hätte nimmer gedacht,“ antwortete er, „an diesem Orte von Ehre sprechen zu hören.“

„Sie haben Recht. Aber ich wußte nicht, wohin ich ging — man hat mich durch listige Vorspiegelungen hierhergelockt. Wenn Sie sind, wie die Anderen, dann bin ich verloren!“

„Besorgen Sie nichts; ich bin nicht wie die — Anderen. Ich bin zum ersten Male hier und frage mich selbst, ob es möglich ist, daß so viel Schmach und Schande ungestraft getrieben werden können.“

„Führen Sie mich in ein abgelegenes Zimmer, wo es uns möglich ist, ungestört zu sprechen.“

„Ich weiß keines; ich kenne die Geheimnisse dieses Hauses nicht; ein Freund hat mich hierhergeführt.“

„Suchen Sie ihn auf und fragen Sie ihn; ich erwarte Sie einstweilen auf der Galerie.“

Hebenstreit drang mit Mühe durch die, in wildem Taumel ververschlungenen Gruppen; endlich fand er den Grafen und erhielt die verlangte Auskunft.

Er begab sich auf die Galerie, wo das Mädchen seiner wartete und bot ihr seinen Arm. Er schritt die Galerie entlang und kam am Ende derselben zu einer Thüre, die er öffnete. Sie gelangten in einen schwach erleuchteten Corridor, auf den rechts und links kleine Thüren mündeten.

Auf's Gerathewohl drückte er eine derselben auf und sah ein kleines Gemach vor sich, das durch eine Ampel mit rosenfarbenem Glase erhellt war. Es war durch eine Scheidewand in zwei Hälften getheilt, die vorne mit Vorhängen geschlossen waren. In jeder dieser Abtheilungen bildeten ein üppiger Divan und ein Tisch, auf dem Erfrischungen standen, die ganze Einrichtung.

Hebenstreit trat mit seiner Begleiterin ein und schloß die Thüre mit einem Riegel zu.

Das Mädchen sank in die Kissen des Divans, riß die Maske herab und barg das Angesicht in den Händen.

Hebenstreit legte gleichfalls die Larve ab und ließ sich an des Mädchens Seite nieder.

„Fassen Sie Muth,“ sagte er, „Sie haben nichts von mir zu fürchten.“

Das Mädchen ließ die Hände sinken und wandte Hebenstreit ein reizendes bleiches Gesicht zu, in dessen Augen Thränen glänzten.

„Was müssen Sie von mir denken," begann sie mit gesenkten Blicken, „daß Sie mich an solch' einem Orte finden, aber — ich schwöre Ihnen, ich wußte nicht, worin man mich führte und meinte, indem ich der Ueberredung einer Freundin nachgab, es handle sich um ein gewöhnliches Maskenfest."

„Ueber die gute Freundin!" sagte Hebenstreit bitter.

„Erst als wir hier waren, als ich meine Freundin in einem Costume sah, das mir das Blut in die Wangen trieb, erst da sprach sie sich deutlicher aus, und als ich ihr Vorwürfe machte, verlachte sie mich, rieth mir, das Leben zu genießen, so wie sie es thäte und alle die albernen Bedenken über Bord zu werfen. Die Hauptsache — sprach sie zu mir — ist, daß die Welt nichts erfährt. Vor ihr kannst Du immer die Tugendheldin spielen, selbst Leuten gegenüber, mit denen Du hier zusammentriffst. Die Larve macht Dich ja unkenntlich. — Ich wollte fort; aber sie sagte, das sei unmöglich, jetzt hieße es ausharren; übrigens würde ich verloren sein, wenn ich mich nicht fügte, da man mich zwingen würde, die Pflichten zu erfüllen, welche der Eintritt in dieses verfluchte Haus auferlegt."

„Schändlich!" murmelte Hebenstreit.

„Ich war einer Ohnmacht nahe, als mir das schamlose Weib, welche sie hier Frau Venus nennen, den Gürtel umband, als ich dann eine Nummer rufen hörte und mich einem Manne zugeführt sah, von dem ich nicht wußte, ob er edel genug sein würde, mein Flehen zu erhören. Sie sind es; — obwohl ich Sie nie gesehen habe, so flößt mir Ihr Antlitz doch Vertrauen ein."

„Ich werde es nicht mißbrauchen. Aber was mag Ihre Freundin nur bewogen haben, Ihnen diesen schändlichen Streich zu spielen?"

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht — ich kann es nicht errathen."

„Und wie wurde es ihr möglich, Sie der Obhut Ihrer Eltern zu entreißen?"

„Ach, ich habe keine Eltern," lautete die in traurigem Tone gegebene Antwort. „Ich lebe bei einem Bruder meines Vaters, der zugleich mein Vormund ist. Er selbst war es, der mich mit Laura bekannt machte."

„Er selbst?" frug Hebenstreit verwundert.

„Er hatte wohl ebenso wenig, wie ich bis heute, eine Ahnung, daß sie ein Glied dieser schändlichen Gesellschaft sei.“

Hebenstreit war nachdenklich geworden.

„Wollen Sie mir mehr von diesem — Vormund erzählen?“ frug er nach einer Pause.

„O, mein Oheim ist nicht sehr liebenswürdig. Er soll in seiner Jugend ein tolles Leben geführt haben. Um mich kümmert er sich nicht viel und er läßt mich oft tagelang allein in dem Hause, das wir bewohnen.“

„Und Sie, mein Fräulein, Sie lieben ihn nicht?“

„Lieben? Ach, er hat nie versucht, meine Neigung zu gewinnen; er war immer, wenn auch nicht unfreundlich, so doch kalt und zurückhaltend gegen mich.“

„Und — verzeihen Sie die Frage; aber mir ist, als sähe ich tiefer in die Sache, als Sie selbst — besitzen Sie Vermögen?“

„Ich glaube; ich weiß, daß meine Eltern reich waren, und als sie starben, hieß es, ich sei ihre einzige Erbin.“

„Und Ihr Oheim oder Vormund?“

„Mein Vater klagte oft meiner Mutter, daß Bruder Adolf nicht hauszuhalten wüßte und Alles, was er besitze, leichtfertig verschwende.“

„Und diesen Mann gab er Ihnen zum Vormunde?“

„Er that es nicht — er starb zu schnell und konnte in dieser Hinsicht keine Anstalten treffen. Oheim Adolf meldete sich wenige Tage nach meines armen Vaters Tode als dessen Bruder und beanspruchte die Vormundschaft, die ihm das Gericht auch zusprach.“

„Es sieht Alles so einfach aus, und doch — erinnern Sie sich nie, mit Ihrem Oheim in irgend eine Differenz gerathen zu sein? Oder ist eine Clausel im Testamente, welche ihm in irgend einem festgesetzten Falle Anrecht auf einen Theil oder das Ganze Ihres Vermögens gäbe?“

„Ich entsinne mich nicht; ich bin völlig Herrin meiner selbst und sobald ich mündig bin, ist Oheim Adolf verpflichtet, mir das Vermögen zu übergeben. Ebenso ist es, im Falle ich mich verheirate.“

Hebenstreit bemerkte, wie bei den letzten Worten eine flammende Röthe die Wangen des Mädchens färbte.

„Ah, Sie haben wohl schon eine Wahl getroffen?“ frug er leise.

Das Mädchen verhüllte sein Antlitz.

„Mein Herr, ich liebe einen jungen Mann — aber jetzt fühle ich, daß ich seiner nicht mehr würdig bin.“

„Seien Sie nicht zu hart mit sich selbst. Sie waren unvorsichtig, weiter nichts; das ist verzeihlich. Ihr Oheim weiß um Ihre Liebe?“

„Ich glaube wohl.“

„Er ist einverstanden?“

„Ich weiß es nicht.“

Hebenstreit wollte antworten; da er jedoch ein Geräusch vor der Thür zu hören glaubte, stand er auf, trat leise an dieselbe und legte das Ohr an die Fuge.

„Glaubst Du, daß sie da drinnen sind?“ hörte er eine flüsternde Stimme fragen.

„Ich weiß es bestimmt,“ antwortete eine weibliche Stimme, „ich habe sie nicht aus den Augen gelassen.“

Hebenstreit winkte das Mädchen zu sich.

„Horchen Sie!“ flüsterte er ihr zu.

Das Mädchen leistete dieser Aufforderung Folge.

„Wie kommen wir hinein?“ frug die erste Simme wieder. „Oder sollen wir warten, bis sie herauskommen?“

„Wärst Du nur früher gekommen, jetzt mußt Du Dich entschließen, anzuklopfen und Einlaß zu begehren; es ist verboten, die Boudoirs abzusperren, so lange nicht alle Nischen besetzt sind. Und sie sind allein da drinnen.“

Das Mädchen erhob sich und wandte Hebenstreit ihr bleiches Antlitz zu.

„Es ist mein Oheim!“ stammelte sie entsetzt, „und — meine Freundin!“

„Ich ahnte es; das ist ein Complot. Nehmen Sie die Larve vor, und hier — hüllen Sie sich in meinen Domino, damit man ihren Anzug nicht erkenne.“

Das Mädchen gehorchte. Auch Hebenstreit band seine Larve wieder vor das Angesicht.

Kaum war er damit fertig, als man von Außen versuchte, die Thüre zu öffnen, und als dies nicht ging, an dieselbe klopfte.

Das Mädchen hing sich zitternd an Hebenstreit's Arm.

„Schützen Sie mich?“ flehte sie leise.

„Fürchten Sie nichts.“

„Hollah — aufgemacht!“ rief eine verstellte Stimme von Außen. „Es ist gegen die Regel, die Thüre zu schließen.“

„Oeffnen Sie nicht, um Gotteswillen!“ bat Hebenstreit's Begleiterin.

Dieser überlegte.

Der Einlaßsuchende wurde immer ungeduldiger; er donnerte an die Thüre, und Hebenstreit vernahm, daß sich ihm andere Gäste der Gesellschaft zugesellt hatten.

„Aufgemacht — aufgemacht!“ tönte es.

„Wir holen die Großmeisterin!“ rief eine Stimme.

„Wir dulden keine Verletzung unserer Gesetze!“ rief eine zweite Stimme.

„Nehmen Sie meinen Arm,“ sagte Hebenstreit, „und besorgen Sie nichts. Ich bringe Sie unerkannt fort von hier.“

Er nahm eines der sehr spitzigen Obstmesser vom Tische, öffnete die Thüre und trat mit seinem Körper schützend vor das Mädchen.

„Nun, was soll das Tosen?“ fragte er. „Ist auch das Gesetz?“

Ein Mann in dunkelrothem Domino stellte sich ihm entgegen.

„Ich habe Einlaß verlangt,“ sagte er, „und ich habe ein Recht dazu. Nicht mit Dir aber habe ich's zu thun, sondern mit Deiner Gesellschafterin.“

„O, nicht so rasch,“ sprach Hebenstreit, den Mann, der an ihm vorbei in das Gemach wollte, mit Leichtigkeit zurückstoßend, „meine Gesellschafterin steht in meinem Schutze.“

„Ich will ihr Gesicht sehen.“

„Nicht, so lange ich es hindern kann.“

„Ich werde es erzwingen.“

„Pah, versucht's.“

Der rothe Domino schien die Umstehenden zu Freunden zu haben, denn keiner von Ihnen nahm die Partei Hebenstreit's.

Indessen schien die kräftige Gestalt, das zuversichtliche Auftreten des Letzteren Eindruck auf seine Gegner zu machen, die zwar murrten, aber keinen Angriff wagten.

„Ich will Dir zwei Worte in's Ohr sagen,“ begann der rothe Domino, „Du wirst mich dann nicht mehr hindern, zu thun, was ich begehre.“

„Ich verlange nichts zu hören. Gebt Raum!“

Niemand wich vom Platze.

Hebenstreit schlang den linken Arm um das Mädchen und erhob die mit dem Messer bewaffnete Hand drohend zum Stoße.

„Platz da!“ rief er aus.

Und mit einem Sprunge hatte er die Schaar der Umstehenden, die vor dem Messer zurückwichen, durchbrochen, und eilte, das Mädchen mit sich fortziehend, dem Ausgange des Corridors zu.

Hinter ihm folgten drohend und scheltend die Verfolger.

Schon hatte er die Thüre erreicht — da trat ihm mit ausgebreiteten Armen ein Mann entgegen, der lachend ausrief:

„Hollah, eine Flucht! — Wohin, Kinder?“

Hebenstreit warf das Messer weg. Er kannte diese Stimme.

Rasch flüsterte er dem Manne zu:

„Auferstehung!“ Dann fügte er bei: „Halten Sie meine Verfolger auf, so lange Sie können.“

Der so unverhofft gekommene Helfer nickte; er ließ Hebenstreit und seine Begleiterin auf die Galerie treten, sperrte dann die Thüre zu und schob den Schlüssel in die Tasche.

„Und nun Geduld, Kinder,“ sagte er ruhig, „wir wollen den Flüchtigen Zeit lassen, einen Vorsprung zu gewinnen.“

Der rothe Domino warf sich mit einem Wuthschrei auf den Sprechenden.

Dieser jedoch stieß ihn zurück, daß er strauchelte und fiel. Dabei sprang das Band der Larve, und das ziemlich häßliche Antlitz eines bereits reiferen Mannes kam zum Vorscheine.

„O,“ rief der Verlarvte, welcher den Stoß gethan, „das ist ja ein bekanntes Gesicht!“

Der Gefallene raffte sich auf; schäumend vor Wuth wollte er sich abermals auf seinen Gegner werfen — da aber faßten ihn ein Paar Arme und hielten ihn zurück, und gleichzeitig ertönte der Ruf:

„Die Großmeisterin!“

Während dieser Vorgänge hatte Hebenstreit mit seiner Begleiterin das Haus verlassen. Er fand in der Nähe der Schlagbrücke, welche an der Stelle der heutigen Ferdinandsbrücke über die Donau führte, einen eben auf der Heimfahrt befindlichen Miethwagen und gegen das Versprechen einer reichen Belohnung ließ der Kutscher sich herbei, das Paar bis zu des Mädchens Haus zu führen.

„Können Sie unbemerkt in Ihr Zimmer gelangen?“ frug Hebenstreit.

„Ja."

„Das Erste ist, daß Sie die Maskenkleider auf das Sorgfältigste verbergen. Es ist klar, Ihrem Oheim war darum zu thun, Sie vor Zeugen an diesem schändlichen Orte zu sehen; es war bestimmt Alles abgekartet. Der Streich ist jedoch glücklicherweise mißlungen. Wenn er es dennoch wagt, zu behaupten, Sie wären auf dem Feste gewesen, dann leugnen Sie es kühn — er wird es nimmer beweisen können."

Nach einer kurzen, weil ziemlich raschen Fahrt hielt der Wagen. Hebenstreit und seine Begleiterin stiegen aus, da sie den Rest des Weges zu Fuße zurücklegen wollten.

Das Mädchen führte ihn; an einer Gartenmauer blieb es stehen und bot seinem Schützer die Hand.

„Leben Sie wohl!" sagte sie mit innigem Tone.

„Sie sind zu Hause?"

„Diese Mauer umschließt den Garten, in dem sich das Haus befindet. Nehmen Sie meinen Dank für Ihren Schutz. Ich werde diesen Tag niemals vergessen."

„Leben Sie wohl; und wenn Sie eines Freundes bedürfen, dann wenden Sie sich an den Platzoberlieutenant Franz von Hebenstreit; er ist der Ihre."

Mit einem Händedrucke schied das Paar.

„Nach uns die Sündfluth!" murmelte er, „so nennt sich die saubere Gesellschaft in dem verfluchten Hause. O, die Leute wissen nicht, daß viel Wahres in diesen Worten steckt und vergessen das Eine, daß die Sündfluth, die sie heraufbeschwören, sie selbst zuerst verschlingen wird!"

Sechzehntes Capitel.

Der Liebhaber und der Bruder.

Wir haben die beiden Nebenbuhlerinnen um die Gunst des Grafen Clemens Metternich verlassen, nachdem sie gegenseitig entdeckt hatten, daß sie wirklich Nebenbuhlerinnen waren.

Als Graf Metternich die Lady Robinson am folgenden Tage wieder besuchte, bemühte er sich unter der officiellen Maske eines Weltmannes, vergebens das Gesicht eines Glücklichen zu verbergen. Das Herz der Lady täuschte sich nicht.

„Hier gilt kein Schwanken mehr," dachte die Letztere, „es ist ein Zweikampf auf Leben und Tod zwischen diesem Frauenzimmer und mir! . . . Ich falle Ihnen beschwerlich, ich plage Sie, nicht wahr?" setzte sie laut hinzu.

Graf Metternich schwieg fortwährend.

„Aber seien Sie doch offenherzig in Ihrer Gleichgiltigkeit, wie ich es in meinem Schmerze bin!" rief die Lady, die sich ohnmächtig gegen diese Gefühllosigkeit fand. „Sagen Sie es gerade heraus, daß Sie mich nicht mehr lieben . . . nein, nein, sagen Sie es nicht!" setzte sie in flehendem Tone hinzu, als sie sah, daß der Graf eine Bewegung zum Aufstehen machte. „Ich will, ich kann Ihnen nicht glauben! Sehen Sie denn nicht, daß das Alles nur ein Spiel sei? Sie lieben mich, ich glaube es, und ich frage Sie nicht, selbst dann nicht, wenn mir dadurch der Irrthum benommen würde, daß Sie mir ein anderes Weib vorziehen. O, wenn dem so wäre, Clemens, sagen Sie mir es nicht — thun Sie so, daß ich davon nie etwas erfahre, denn sonst müßte ich darüber sterben! Und Sie wissen, daß ein solches Wort in meinem Munde keine persönliche Drohung ist."

Lady Robinson sah den Grafen Metternich an und schauderte.

„O, nicht einmal sein Mitleid besitze ich!" murmelte sie vor sich hin.

Der junge Mann zuckte leicht die Achsel.

„Sie sind weder gerecht, noch vernünftig, theuerste Elianor," sagte er. „Sie wollen nicht einsehen, daß eine Liebe gleich der unserigen, welche zwar das Feuer und die Leidenschaftlichkeit der ersten Tage schon verloren hat, nichtsdestoweniger einen wirklichen und dauernden Bestand haben muß."

„Sie verschonen mich mit dem Worte Freundschaft," sagte die Lady. „Ach, ich verstehe!" setzte sie hinzu, sich zu lächeln bemühend, und das Lächeln auf ihrem fahl gewordenen Gesichte hatte den düsteren Schein eines Blitzes auf stürmischem Himmel. „Diese mir entzogene Liebe haben Sie einer Andern gegeben! Wenn diese Ihnen theuer ist, Graf Metternich, dann beten Sie zu Gott, daß ich sie nicht einst kennen lernen möge."

Der Graf stand zum zweiten Male auf und machte zwei Schritte gegen die Thüre des Boudoirs.

Lady Robinson brach in Schluchzen aus.

„Bleiben Sie — ich will es! Sie sehen ja, ich weine, ich demüthige mich — o, das ist eine Feigheit, nicht wahr? Gut, ja, ich will feige sein, wenn es sein muß, denn der Gedanke Ihres Abfalls erschreckt mich . . . sind Sie fort, so ist Nacht in meinem Herzen!"

„Elianor," sagte liebevoll der Graf, sich zu den Füßen der Lady setzend, „hören Sie mich. Nicht nur liebe ich Sie noch so sehr, wie ich Sie geliebt habe, sondern ich glaube, daß ich Sie noch mehr liebe. Mein dankbares Herz, durchdrungen von den Opfern, die Sie ihm brachten, verehrt seinen Abgott und betet ihn an. Sie sprachen von einem Abfall? Könnte ich einen Augenblick daran denken, nachdem ich weiß, daß Sie nicht allein darunter leiden würden?"

Während der Graf sprach, neigte sich die Lady gegen ihn und hatte die Augen voll Thränen.

Der Graf nahm den Kopf der Lady zwischen seine Hände und drückte einen Kuß auf ihre Haare.

Das war der unveränderliche Schluß eines Capitels eines alten Romans, das täglich neu begann. Dieser Kuß besiegelte stets den

Waffenstillstand und Graf Clemens war frei — bis zum folgenden Tage.

Während die eben erzählte Scene in der Wohnung der Lady stattfand, ereignete sich Folgendes in der kleinen Behausung, wohin wir unsere Leser schon einmal geführt haben.

Marietta hatte ihre Toilette beendigt. Ein perlgraues Seidenkleid hob die geschmeidigen Umrisse ihres zarten und gewölbten Wuchses hervor; glatte und lichte Touffes in den Haaren standen allerliebst zu dem rosigen Antlitze.

Das Mädchen ging und kam in den Gemächern mit der ungestümen und anmuthigen Beweglichkeit eines Vogels; ein bewunderungswürdiger Gang, von einem mittelmäßigen Dichter in dem einzigen schönen Verse beschrieben: „Selbst im Gehen zeigt der Vogel, daß er Flügel hat!"

So wie bei allen nervösen, beweglichen Naturen, so gab es auch bei Marietta in moralischer und physischer Beziehung zahlreiche, zwar entgegengesetzte, aber liebenswürdige Eigenschaften, und es waren bei ihr die Vorzüge mehrerer Frauen allein vereinigt, so daß man sie für mehrere lieben mußte. An der Seite einer jähzornigen Italienerin, deren sich plötzlich entflammender Blick das Feuer des Vesuvs aus ihrem Vaterlande zu bringen scheint; an der Seite eines Mädchens ihres Stammes, erkennbar an gewissen Zuckungen der Lippen, die den Charakter des Gebietens an sich haben, zeigte sich das junge Mädchen einen Augenblick launenhaft, lachend einen andern; heute eines großen Entschlusses fähig, morgen ohne Willenskraft, ohne Muth; im Grunde aber gut, unschuldig und liebend.

Marietta war an diesem Tage glücklich. Clemens kam nicht geheimnißvoll, nicht bei Nacht und Nebel, nicht — nach dem Ausdrucke Molière's — wie ein Ehrendieb; nein! Der Herr Graf Clemens Wenzel Lothar von Metternich sollte in Gegenwart des alten Vormundes einen officiellen Besuch dem Fräulein Marietta von Vilano abstatten.

Die Freude, welche das Herz des armen Kindes erfüllte, trug eine Art ernsten und andächtigen Charakters an sich und verrieth sich nur nach Außen durch einige Zerstreutheit und eine unruhige Beweglichkeit, die sie wie eine leidende Seele von dem Schlafzimmer in den Salon, die Zeiger der Pendule berathend und jedem äußeren Geräusche lauschend, wandern ließen.

Ohne Eltern und fast ohne Vermögen, war sie genöthigt, die Heimat zu verlassen. Der Verwalter ihres Vaters übernahm die Vormundschaft der hilflosen Waise. Der treue Diener rettete ungefähr hunderttausend Thaler von dem Mißgeschicke dieser großen Familie. Er begab sich mit seiner Mündel und deren Amme nach Oesterreich und legte das Geld, aus dem das geschmälerte Erbtheil der Waise bestand, bei einem Bankierhause an, mit dem der verstorbene Vater einst in Verbindung stand.

Vor dem Namen, der Schönheit und dem Unglücke der jungen Italienerin öffneten sich alle Salons; aber Marietta, deren Verstand durch Widerwärtigkeiten gereift wurde, entschloß sich zu einer Abgeschiedenheit, die ihren Vermögensverhältnissen angemessener war. Erst später zeigte sie sich, aber sehr selten in den Soiréen der Gattin des venezianischen Gesandten, Frau von Renieri, welcher sie aus Florenz von einer Dame, einer Cousine, besonders empfohlen wurde.

Die Erscheinung Marietta's in der großen Welt war ein Ereigniß. Denn dieses so schöne, von der Natur so reich ausgestattete junge Mädchen war gegen die so gebrechlichen, gekünstelten und so schnell hinschwindenden Schönheiten der vornehmen Welt, wie die Madonnen von Rafael oder die Heiligen von Murillo gegen die Damenportraits der modernen Malerkunst, nämlich: künstliche Flammen gegen ein menschliches, von einer göttlichen Seele beleuchtetes Gesicht.

Sich ganz dem für sie neuen Vergnügen überlassend, diesen Festen der Wiener Modewelt beizuwohnen, welche nicht selten die von den arabischen Dichtern erzählten feenhaften Wunderwerke verwirklichten, bemerkte Marietta die ihrer Schönheit geworbene allgemeine Bewunderung anfangs nicht, und als sie sie wahrzunehmen glaubte, erschrak sie darüber. Diese von den Damen in der Mode so beneidete, so bestrittene Rolle der Löwin schien ihr für die Erbin eines gefallenen großen Namens nicht geschaffen. Von diesem Augenblicke an erschien sie seltener auf den Bällen der Frau von Renieri.

Vor dieser Beharrlichkeit, in der Zurückgezogenheit und Dunkelheit zu leben, zerstreute sich endlich der summende Schwarm von Bewunderern, der sich den Schritten Marietta's nachdrängte.

Mehrere Male hatte Marietta in einiger Entfernung von der Stelle, wo sie saß, das blasse und ausgezeichnete Gesicht eines

jungen Mannes bemerkt, des einzigen, der sich ihr nicht genähert und das Wort an sie gerichtet hatte; ein Unbekannter, den sie immer unbeweglich und schweigend vor sich sah, dessen verschleierter Blick aber einen solchen Ausdruck der Zerstreutheit hatte, daß sie Anfangs glaubte, daß diese Annäherung eine Wirkung des Zufalls sei.

Als sie jedoch einen flüchtigen Blick auf ihn warf, bemerkte sie nicht ohne Verwunderung, daß an dem Rockknopfe des Unbekannten eine weiße Rosenknospe, ähnlich jenen in ihren Haaren, befestigt war. Aenderte sie die Blumen ihrer Coiffure, so schien es, daß der junge Mann sie errieth, oder im Voraus davon unterrichtet war. Uebrigens versuchte er es nie, sich Marietta zu nähern und es widerfuhr selten dem Mädchen, daß es seinem Blicke begegnete. Aber wandte sie zur Hälfte ihr schönes Gesicht ab, dann fühlte sie wohl, daß die Flammen dieses Blickes sie mit einem magnetischen Netze umfingen.

Fräulein Marietta von Vilano und Graf Clemens Metternich begegneten sich fleißig in den Gesellschaften bei Frau von Renieri. Ihre frische Liebe, umgeben von eitlen Zerstreuungen, konnte in der Verwirrung des Balles ihre Freiheit und ihr Geheimniß bewahren.

Doch nun wieder zu der Scene, die wir schildern wollen.

Der Vormund vermochte sich heute dem Wunsche Marietta's nicht zu fügen; der alte Intendant mußte wegen eines Gichtanfalls sein Zimmer hüten.

Marietta fühlte sich fast glücklich wegen dieses Umstandes, der den officiellen Besuch des Grafen Metternich in eine jener süßen Plaudereien umwandelte, wobei die Liebe die Dritte ist.

Die Duenna übergab jetzt ihrer Gebieterin eine Visitkarte.

Die junge Italienerin nahm sie mit Aufregung.

„Fritz Baron Neuburg," las sie, ohne den Verdruß und die Verwirrung, die ihr dieser Besuch verursachte, zu verbergen. „Ich bin nicht hier — schicke ihn gleich fort."

„Er wünscht Euch dringend zu sprechen, Signora."

„Unmöglich, sage ich Dir, da Clemens kommen wird."

Die Duenna stieß einen Seufzer aus und ging.

Marietta wurde nachdenkend; seit dem Auftritte des gestrigen Abends überfiel zeitweise ein furchtbarer Argwohn ihr Herz und erschütterte ihr Vertrauen in die Liebe des Grafen Metternich.

Eine Weile darauf erschien dieser.

Marietta stand auf und gab ihrer Duenna ein Zeichen, die einen Fauteuil heranrollte.

„Herr Graf," sagte sie, „wollen Sie gefälligst meinen Vormund entschuldigen, den eine Unpäßlichkeit auf seinem Zimmer hält."

Der junge Mann verneigte sich.

„Ich war, Fräulein, von Seite der Frau von Renieri beauftragt, Ihnen diese Einladung zur heutigen Vorstellung zu übergeben; aber es ist zu befürchten, daß das Unwohlsein ihres Herrn Vormunds Sie hindern wird, in der Oper zu erscheinen, womit auch Ihren Freunden das Vergnügen entzogen werden wird, Sie dort zu treffen. Ich bin überzeugt, daß Frau von Renieri es lebhaft bedauern wird."

Der Graf überreichte das Billet, welches Marietta bei Seite legte.

Die Duenna ordnete einige von dem Clavier herabgefallene Notenhefte, richtete die Fenstergardinen zurecht, dann — als alle Vorwände, in dem Salon zu bleiben, erschöpft waren — entfernte sie sich endlich langsam.

Als Marietta und Graf Clemens allein waren, rückte der Letztere mit einer anmuthigen, fast unmerklichen Bewegung seinen Fauteuil näher, nahm in seine linke Hand die beiden zitternden Hände des Mädchens, betrachtete sie anfangs schweigend mit einem jener langen, sanften und stieren Blicke, die mehr andächtig als leidenschaftlich sind, dann zwei Küsse auf die zarten, in seiner Hand befindlichen Finger drückend, sagte er mit einer Stimme, deren Bewegung nichts zu beschreiben vermag:

„Marietta, ich liebe Sie!"

Bei der Berührung dieses Kusses, bei dem Geflüster dieser Stimme, da schwanden Mißtrauen, Besorgnisse, Zweifel, Alles aus dem Herzen des Mädchens, so wie der Morgennebel von den ersten Sonnenstrahlen verscheucht wird.

„Wenn Sie wüßten, Marietta," fuhr der Graf fort, „mit welcher Ungeduld ich seit dem Empfang Ihres Briefes die Secunden zählte! Ach, ich glaubte nicht, daß mich Gott diese Stunde, die erste unter Ihrem Dache, erleben lassen werde."

„Ja, Clemens," flüsterte Marietta, als wenn sie zu sich selbst gesprochen hätte, „die Erwartung ist lang und zuweilen schmerzlich — ich weiß es seit gestern."

Der Graf bebte. Dann, nach einer Pause, sagte er, einen eindringenden Blick auf Marietta werfend:

„Als mir Ihre Amme den Brief brachte, wo waren Sie?"

„Nahe bei Ihnen — ich sah Alles."

Marietta ließ erröthend den Kopf sinken, der Graf wurde träumerisch. Man hörte in dem Salon nichts als das regelmäßige Geräusch des Perpendikels der Pendule.

„Hören Sie mich, Marietta," begann der Graf, welcher plötzlich aus einem peinlichen Traume erwacht zu sein schien, „ich will mit Ihnen so sprechen, als wenn Ihre Mutter bei dieser Unterredung zugegen wäre, als wenn Sie für mich eine Gattin oder eine Schwester wären. Hören Sie mich mit Ihrem Herzen und Ihre beiden Hände in den meinigen."

„Ich höre Sie."

„Nun — in der Zurückgezogenheit, in der Sie leben, Marietta, können Sie nicht wissen, welche Bürden die Gesellschaft Denjenigen auflegt, welche sich ihren Gesetzen, ihren Gebräuchen, ja ihren Vorurtheilen unterwerfen. So groß meine Liebe zu Ihnen auch ist — und sie hat keine Grenzen — so giebt es doch Dinge, denen ich nicht trotzen kann, nicht trotzen darf, um ihr zu genügen. Blos wenn Sie mich lieben, dann, was man Ihnen auch sagen mag und was Sie auch selbst sehen mögen, dann zweifeln Sie keinen Augenblick an meiner unerschütterlichen Zärtlichkeit."

Marietta lächelte beseligt.

„Ich bin Ihnen ein aufrichtiges Bekenntniß über mein Leben schuldig," fuhr der Graf fort, „ein wohl trauriges Leben, bevor ich Sie gesehen habe. Ich werde es mit wenigen Worten thun und Ihnen nichts verhehlen. — Ich war noch sehr jung, ein Knabe halb, Marietta, als ich in der großen Welt einem Weibe begegnete, dem ich — nicht meine erste Liebe, denn wußte ich damals, was Liebe ist! — sondern mein erstes Feuer der Jugend widmete; ein Strohfeuer, das eine Laune entzündete und eine Sättigung erlöscht. Diese Frau war schön, reich, vom Range. Ich, der kaum in der Lage war, den ganzen Umfang der Opfer, die sie mir brachte, zu ermessen, denn sie setzte ihren Ruf, die Ehre eines rechtschaffenen Mannes, die Zukunft ihrer Kinder auf's Spiel; ich liebte sie nicht mehr, als ich einfach, was sie aus Liebe zu einem jungen Menschen, der fast noch ein Kind war, gewagt hatte. Aber mein Herz war von tiefem Mitleid ergriffen und

die Stimme der Ehre sagte mir, daß ich Diejenige, die Alles für mich preisgegeben, nicht in Verzweiflung und Trostlosigkeit zurücklassen kann."

„Unglückliche Frau!" seufzte Marietta.

„Ach, als ich mein Herz zurückzog und dieser Frau die Freundschaftshand reichte, wußte ich nicht, daß ein Tag kommen werde, an dem sie nicht die Unglücklichere von uns Beiden sein werde! Als Gutmachung einer von mir in eine edle Familie gebrachten Störung nahm ich also eine Kette an, die hundertmal schwerer als jene eines Galeerensträflings mein Herz zerfleischte, ein Herz, das für wahre, heilige Liebe schlägt, ein Herz, das die Gewissensbisse eines Vergehens mit sich schleppt. Diese Marter, Marietta, trug ich bis zu dem Augenblick, wo mir Ihr frisches Gesicht erschien. Sie sind der Engel, der mir verkündet, daß die Buße schon hinreichend ist und daß ein neues Leben für mich beginnen wird. Aber Sie werden einsehen, daß dieses Losmachen, so vollständig es auch sein mag, kein absoluter Bruch sein kann. Hinter dieser Frau stehen ein Mann, Kinder, eine Familie; besonders ist es die Welt, die uns erspähet, sie und mich und die uns eine bedauernswürdige Vergangenheit theuer bezahlen läßt. Soll ich es Ihnen noch sagen? Die Liebe dieser Frau ist es vorzüglich, eine Liebe, die meine Gleichgiltigkeit noch anfacht, anstatt sie zu erlöschen! Sie beben, Marietta? Was vermag diese Leidenschaft gegen Ihre Liebe, eine Liebe, die eben so rein wie jung und reizend ist, eine Liebe, die auch mich so umgewandelt hatte, daß der Graf von Metternich, dessen unfruchtbare Jugend ich Ihnen erzählte, mir ein todter und längst begrabener Verwandter zu sein scheint. — Ich werde Ihnen keine unnützen Betheuerungen machen, liebe Marietta; sehen Sie mich an und sagen Sie mir, ob ich aufrichtig bin!"

Das Gesicht der Italienerin strahlte, als der junge Mann diese letzten Worte ausgesprochen hatte und ihr Kopf lehnte sich in einer Bewegung kindlicher Liebkosung an die Schultern des Grafen.

Dieser berührte mit seinen Lippen die Stirne Marietta's.

„Wie ist der Name dieser Frau, lieber Freund?" fragte die Italienerin.

„Kind," sagte der Graf mit einem Lächeln, das jeden Argwohn des Mädchens verscheuchte; „sie hat in meinem Herzen keinen Namen."

„Werden Sie sie wieder besuchen?"

„Das ist eine Verpflichtung, die mir die Verbindung mit der Welt auferlegt."

„Daß keine Rede mehr zwischen uns davon sei!“ rief Marietta, deren Gesicht unter einem Lächeln der Vergebung erglänzte. „Sie lieben mich, ich fühle es, ich glaube Ihnen. Von nun an, keine Vergangenheit mehr, keine Verdächtigung zwischen Ihrem und meinem Herzen.“

Die Pendule des Salons schlug die dritte Nachmittagsstunde. Die beiden jungen Leute von dem metallischen Klange erweckt, machten eine sichtbare Anstrengung, um sich loszureißen von diesem so angenehmen Geplauder, in dem sich ihre Gemüther dieses schöne, unerschöpfliche, ewige Gedicht der Jugend erzählten, das mit einem einzigen Worte beginnt, fortgesetzt wird und sich endigt mit dem Worte: Liebe!

Als der Graf von Metternich fort war, nahm Marietta wieder ihren Platz ein, den sie verlassen hatte und hier, das Herz voll mit tausend glücklichen Gedanken und eine Erinnerung auf den an ihrer Seite leer gebliebenen Fauteuil haften lassend, unterhielt sie sich bis in die Nacht mit dem Grafen Clemens.

Am folgenden Tage saß Marietta, allmälig unter die Herrschaft ihrer eifersüchtigen Befürchtungen zurückgefallen, traurig in ihrem Salon, ein offenes Buch auf ihrem Schooße, als ihre Duenna eintrat. Sie hatte einen Wagen an der Straßenthüre halten, den Baron Neuburg aussteigen gesehen und kam nun, dessen Besuch ihrer Gebieterin anzuzeigen.

„Was ist zu thun?“ sagte Marietta, sichtbar verwirrt: „Soll ich ihn empfangen? Indessen wäre eine Erklärung doch nothwendig. Nein“ — fuhr sie nach einer Minute der Ueberlegung fort — „nein, ich will ihn nicht sehen; sage ihm, daß ich unpäßlich bin.“

„Folgt mir, Signora, entfernt nicht ein ergebenes Herz von Euch; diese sind selten. Herr Baron Fritz von Neuburg liebt Euch, und so Gott will . . . aber, sprechen wir nicht weiter davon. Er ist ein rechtlicher junger Mann — gewährt ihm Eure Freundschaft, er wird sie annehmen; wer weiß, ob Ihr nicht eines Tages seiner bedürfen werdet.“

„Du magst vielleicht Recht haben, denn wenn ich einen Bruder hätte, so würde ich wünschen, daß er die edlen Eigenschaften des Barons Neuburg haben möge.“

Man schellte und die junge Duenna führte den jungen Mann ein.

Baron Neuburg hatte fünfundzwanzig Jahre. Sein Gesicht, ohne regelmäßig schön zu sein, gefiel durch den zugleich wohlwollenden und stolzen Ausdruck.

Baron Neuburg hatte unlängst seinen Vater verloren und dieser Tod nöthigte ihn, obwohl noch sehr jung, sich an die Spitze eines beträchtlichen Bankhauses zu setzen. Bevor er Marietta kannte, hatte er nur ein einziges Gefühl im Herzen, jenes der Zärtlichkeit, die er für eine Mutter empfand, deren Abgott er war. Da er Reichthum besaß, konnte er in einer Welt, wo das Geld zu Allem führt, den Kreis seiner Bekannten und Freunde sehr erweitern. Aber Baron Fritz war schwierig in der Wahl seiner Freunde und suchte weder die alltäglichen Bekanntschaften, noch die leichten Liebschaften auf. Marietta war und muß die einzige Leidenschaft dieses redlichen Herzens sein.

Ein leichtes Zeichen der Verlegenheit war auf des Barons Zügen lesbar, als er sich vor dem Fräulein von Vilano verbeugte, aber das Mädchen nahm ihn mit einen so offenen, so herzlichen Lächeln auf, daß die seine Stirne verfinsternde Wolke bald wieder verschwand.

„Wissen Sie, lieber Baron, daß das Erste, was Sie hier zu erwarten haben, eine Täuschung ist?“

„Wie so das, Fräulein?“

„Sie glaubten wahrscheinlich meinen trefflichen Vormund, der Sie so liebt, hier zu finden, aber er ist krank, und nur ich bin es —“

„Sie sprechen anders, wie Sie denken, Fräulein.“

„Ich denke, ich denke,“ versetzte mit einem feinen Lächeln die junge Italienerin, „daß Sie großes Behagen in dem Umgange mit Signor Beppo finden müssen, weil Sie so oft viele Stunden bei ihm verweilen.“

„Ein großes Behagen — das gebe ich zu, denn wir sprechen von Ihnen.“

„Und was sprechen Sie von mir?“

„Es dürfte Sie vielleicht ärgern, wenn ich es Ihnen wiederholen würde.“

„O, darüber bin ich beruhigt — wenigstens was meinen Vormund betrifft; er ist zu blind für die spärlichen guten Eigenschaften seiner theuern Mündel eingenommen, als daß er mich anders, wie durch die Brille seiner Zärtlichkeit beurtheilen könnte.“

„Sagen Sie vielmehr Fräulein, daß er Sie zu sehr liebe, um an etwas Anderes, wie an Ihr Glück zu denken.“

„Mein Glück,“ erwiderte Marietta, ernster werdend, „geht nur mich allein an.“

„Aber können Sie ihn hindern, zu befürchten, daß Ihre Einbildungskraft Ihr Herz beirren könnte?“

„Hören Sie, Herr Baron, — ich schätze die Sorgfalt meines Vormundes, und ich erkenne die Gewalt an, welche das Gesetz ihm verliehen hat; aber über meine Dankbarkeit, über meine Unterwürfigkeit, wenn Sie wollen, steht meine Freiheit, über welche ich mir meine Herrschaft vorbehalte.“

„Ich weiß, Fräulein, daß Signore Beppo, vermöge seiner Geburt und seiner Erziehung, hinter Ihnen steht. In dem Vormund sieht die Tochter des Herzogs von Vilano nur den Verwalter; das ist ein großes Unglück, sowohl für ihn, wie für Sie; denn in Ihrer Abgeschiedenheit mangelt es Ihnen an einem ernsten Freunde; an einem Freunde, der Ihnen Beschützer und Bruder zugleich ist, und ich glaube, daß Sie gerade in diesem Momente den Einen wie den Andern nöthig hätten.“

Marietta schwieg.

„Auf die Gefahr hin, Ihnen mißfällig zu werden,“ fuhr Baron Neuburg nach einer Pause fort, „erlauben Sie mir, Ihnen etwas von meinen langen Unterredungen mit Ihrem Vormunde mitzutheilen; Sie werden aus diesem Vertrauen ermessen, wie sehr ich wünsche, Sie glücklich zu sehen. Ich liebe Sie, Fräulein; und wenn ich in Ihrer Nähe das Geständniß dieser Liebe im Innern meines Gemüthes unterdrückte, so war es, weil ich dachte, daß die Herzogin von Vilano das nur aus dem Munde eines ihrer Familie ebenbürtigen Mannes hören könnte. Ihrem Vormunde allein sagte ich, was in meinem Herzen vorging, meine Träume und meine Vorsätze für die Zukunft, und durch seine Zustimmung gestärkt in meinen Absichten, erwartete ich von Gott und von Ihnen das einzige Glück meines Lebens, das — geliebt zu werden. Eine Weile glaubte ich, unter der Menge Ihrer eifrigen Anbeter ausgezeichnet zu werden. Wie eingebildet und thöricht ich war! Ich nahm meinen Wunsch für Wirklichkeit! Beppo und meine gute Mutter theilten meine chimärischen Hoffnungen. Ich sage Ihnen das Alles, Fräulein, in der schmerzlichen Ueberzeugung, daß ich es zu spät sage. So lange Sie gleichgiltig waren, hoffte ich — heute hoffe ich nicht mehr.“

Marietta senkte den Kopf.

„Fräulein,“ sagte der Baron, sich ihr nähernd, „vergessen Sie Alles, was ich Ihnen gesagt habe, und sehen Sie in mir nur einen

Freund, einen Bruder — einen Bruder, der Ihr Geheimniß entdeckt hat."

Marietta machte eine Bewegung.

„Ja, Sie lieben, ich weiß es und — ich beklage Sie."

„Aber, Herr Baron," rief das Mädchen, „wer sagt Ihnen —"

„Daß Sie den Grafen Clemens Metternich lieben?"

Die junge Italienerin erröthete und schwieg.

„Grollen Sie mir nicht, weil ich das Geheimniß Ihres Herzens errathen habe. Es ist der Bruder, der mit Ihnen spricht, und wenn zuweilen der Ausdruck einer Liebe, die ich nicht immer bemeistern kann, in meinen Worten sich wiederfinden sollte, verzeihen Sie mir es, denn es ist die Klage eines entsagenden Herzens! — Bevor ich mich ganz Ihrem Wohle hingebe, bevor ich vergesse, daß auch ich durch Sie hätte glücklich sein können, bittet der Bruder um eine hohe Gnade, nämlich Vertrauen in ihn zu setzen und alle seine Fragen offenherzig zu beantworten."

„Fragen Sie, Baron."

„Sie lieben den Grafen Clemens Metternich, Fräulein; sind Sie versichert, daß es auch seinerseits nicht mehr eine vorübergehende Laune, als eine ernste Leidenschaft sei? Glauben Sie mir, daß, wenn ich Sie weniger lieben und weniger schätzen würde, Marietta, ich die Unterredung nicht auf einen so zarten Stoff geleitet haben würde. Das Herz hat sein Schamgefühl, ich weiß es und achte es. Seien Sie offen, ich bitte Sie darum; es ist Ihres Glückes wegen, daß ich heute ein aufrichtiges Bekenntniß von Ihnen verlange."

„Gut, mein Herr Baron, ich werde es Ihnen ablegen," sagte das Mädchen in etwas kaltem Tone. „Vergessen Sie an jede Verbindung zwischen uns; Sie haben es gesagt — ich liebe den Grafen Metternich."

Baron Neuburg stand auf und stützte sich erbleichend auf den Tisch.

Diese wirklich tiefe Aufregung theilte seinen Schmerz dem Herzen des Mädchens mit.

„Vergebung, Herr Baron," sagte sie im Tone zarten Mitleidens, „Sie wollten die Wahrheit — nun wissen Sie selbe ganz."

Der junge Mann unterdrückte eine Thräne und sagte, jedes Wort langsam articulirend:

„Sie und meine Mutter sind meine einzigen Leidenschaften, meine

einzige Liebe! Wenn Sie wüßten, mein Fräulein," setzte er mit bebender Stimme hinzu, „wie meine Mutter Sie geliebt hätte, wie sie Ihnen das, was Sie betrauern, ersetzt haben würde! Umgeben von dieser doppelten Liebe, welches Unglück hätte Sie da treffen können? Sie würden immer zwei Herzen an Ihrer Seite gehabt haben, um Sie zu lieben, zwei Seelen, um Ihnen dienstbar zu sein. Aber Er, dieser Mensch, bei dem ein Blick schon so viele Verheißungen vernichtet hatte, wird er Sie wenigstens lieben?"

„Er sagte es mir, und ich glaube ihm."

„Und welche Zukunft behält er dieser Liebe vor?" fragte der Baron mit Beängstigung.

„Ich habe ihn nie darum gefragt."

„Haben Sie, Fräulein, über den großen Namen, über die bedeutende Zukunft des Grafen Clemens Metternich nachgedacht? Wissen Sie, daß dem Manne eine politische Carrière offen steht, die ihm vielleicht in nicht allzuferner Zeit die Fürstenkrone auf sein Wappen drückt?"

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß dies geschieht."

„Nun, und dieser glänzende Name, diese blendende Zukunft, scheint Ihnen kein Hinderniß für die zu hoffende Zukunft?"

„Aber ich bin doch die Tochter des Herzogs von Vilano?" antwortete naiv die Italienerin.

„Ach, Fräulein, Ihre Familie ist erloschen und kann dem Grafen Metternich keinen Vorschub in seinem diplomatischen Streben leisten. Die Welt hat diesbezüglich positive Ideen, die Sie allerdings nicht zu fassen vermögen. In den Augen dieser Welt ist ein Stand, der aus den Erinnerungen eines großen Namens und eines ehemaligen Glanzes besteht, nichts, im Vergleich mit der glänzenden Stellung und der politischen Zukunft des Grafen Clemens Wenzel Lothar von Metternich. Sie wissen wohl nicht, daß Fürst Kaunitz unlängst erst sagte: In diesem jungen Manne liegt das Zeug zu einem zweiten europäischen Staatskutscher."

„Was liegt daran, wenn er mich genug liebt, um nur auf die Schätze unserer Liebe Anspruch zu machen!"

„Marietta, indem Sie mir das Geständniß Ihrer Neigung zu dem Grafen ablegten, behandelten Sie mich als Bruder und ich danke Ihnen dafür; dieser Titel ist mir theuer, denn das ist Alles, was ich verlange; er giebt mir aber auch das Recht, die Wahrheit zu

sagen. Hören Sie mich, Marietta; wenn Sie Ihr Herz zum unumschränkten Herrscher Ihres Willens lassen werden, dann ist es um Sie geschehen, dann sind Sie verloren."

Das Mädchen machte eine Bewegung, als wollte es aufstehen.

„Nehmen Sie es nicht übel," sagte der Baron in rührendem Tone, „aber, wenn ich schweigen würde, wer würde Ihnen sagen, daß Graf Clemens eine andere Person liebe?"

Marietta legte die Hand an's Herz, in dem sich die Wunde von gestern wieder öffnete.

„Ich liebe Clemens zu sehr, um Ihnen zu glauben," sagte das Mädchen, welche den Baron zum Sprechen bringen wollte.

„Eine einzige Geliebte — o, ich irre mich," fuhr der Baron fort, „der Herr Graf von Metternich hat deren zwei."

„Der Verläumder des Grafen Clemens wird nie der Bruder Marietta's sein," antwortete das Fräulein von Vilano kalt.

„Wenn ich Ihnen diese beiden Frauen nennen würde, würden Sie mir glauben?"

„Ja, nennen Sie mir sie — nennen Sie mir sie, wenn Sie Erbarmen mit meinen Leiden haben."

„Wohlan! Die Erste ist eine große Dame — Lady Elianor Robinson; die Andere ist — die Tänzerin Vigano."

Fräulein von Vilano war wie vernichtet in ihrem Fauteuil.

„Ja, zwei Nebenbuhlerinnen haben Sie zu fürchten, Marietta! Eine Dame aus der großen Welt und eine vom Theater — beide sind Königinnen dieses Herzens, das launenhaft umherirrt; die Eine ist es durch ihre Stellung, die Andere durch den Zauber ihres Talentes. Armes Kind!" — setzte der Baron mit sanftem Mitleid hinzu — „auch Sie mußten die Eifersucht mit all ihren Qualen und ihren schlaflosen Nächten kennen lernen! Wenn Sie den Grafen Clemens so kennen würden, wie ihn alle Welt kennt, so würden Sie zittern, ihm Ihre Zukunft anvertraut zu haben. Schwach, leichtsinnig, von leichten Siegen verwöhnt, wird er Sie nie so lieben, wie Sie es verdienen. An Sie nur denken, wenn man das Glück hat, Sie zu lieben, muß die einzige Eingenommenheit eines Herzens sein. Und da sah ich, als ich zu Ihnen kam, die Equipage des Grafen Metternich vor dem Thore der Vigano; ohne Zweifel führt er sie in den Prater. Ach, arme Marietta!"

Das Mädchen wurde leichenblaß; ihre Hände schlossen sich krampfhaft.

„Theure Schwester,“ sagte der Baron, „werden Sie mir das Uebel vergeben, das ich Ihnen verursachte?“

Marietta hörte nicht; sie weinte.

„Betrüben Sie sich nicht gar so sehr,“ sagte der Baron gütevoll und mit einer rührenden Selbstverleugnung; „möglich werden Sie über seine angewohnte Leichtsinnigkeit triumphiren. Sollte es anders kommen, werde ich da sein bei Ihnen und zwei Herzen werden wohl stark genug gegen einen einzigen Schmerz sein. Es war aber eine Pflicht für mich, Ihnen über das Benehmen des Grafen Clemens die Augen zu öffnen. Mein Gewissen spricht mich los, Ihre Güte wird mir vergeben, und, es mag da kommen was immer, so erinnern Sie sich, daß die Ehre der Vilano's in Ihren Händen liegt.“

„Sie haben mir ein furchtbares Leid zugefügt; aber ich grolle Ihnen nicht darüber,“ flüsterte Marietta.

„Leben Sie wohl; vergessen Sie mich, wenn Sie glücklich sein werden, aber denken Sie meiner und — rufen Sie mich im Falle der Noth.“

„Leben Sie wohl und meinen Dank, theurer Freund!“

Marietta reichte dabei dem jungen Manne ihre Hand, die er mit einem Ausdrucke so völliger Verzweiflung drückte, daß das junge Mädchen diesen krampfhaften Druck leicht erwiderte.

Eine Stunde darauf war Marietta mit ihrer Duenna im Prater; sie wollte die Vigano sehen.

Siebzehntes Capitel.

Die Leiden einer Mitverschworenen.

Die **Schranne** oder das ehemalige Stadtgerichtshaus befindet sich (nunmehr als Criminalgefängniß aufgelassen und zu magistratischen Zwecken verwendet) am hohen Markt gegen die Tuchlauben hinab in die Landskrongasse; es ist das alte „Saithaus" (sogenannt von den Waaren-Aufzügen) und erhielt von den Schrannen (Handwerkerstühlen und Einfriedungen) den Namen. In diesem Hause hielt vormals der Stadtrichter seinen Rath von Zwölfen (Justiz- und Criminalsenat). Ging es um Leib und Leben, so saß der Stadtrichter allda öffentlich vor allem Volk auf dem Söller (der noch in neuester Zeit existirte), vor der steinernen Statue der Themis auf einem steinernen Richterstuhl, das Schwert der Gerechtigkeit in der Hand. Anfangs befand sie sich im sogenannten Schönbrunnerhause unter den Tuchlauben, welches zugleich das Rathhaus war, 1325 wurde sie auf den hohen Markt in das de Pauli'sche Haus übersetzt. Da sie hier abbrannte, so erfolgte ihre Uebersetzung auf die andere Seite des Platzes, wo sie 1440 neu erbaut wurde. 1785 wurde sie mit Zuhilfenehmung des rückwärts gestandenen Debil'schen Hauses vergrößert. Nach der Erbauung des großartigen Criminal-Gerichtshauses am Glacis nächst der Alserstraße wurde die Strafjustizpflege dorthin verlegt.

„Daß die „Schranne", wie man zur Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, dieses Criminalgefängniß schlechtweg nannte, ein schrecklicher Gefängnißort genannt zu werden verdiente, haben wir schon aus einem früheren Capitel ersehen. Man kann sich nun vorstellen, was die arme **Bachler-Pepi** leiden mochte.

Während der Ueberfahrt vom ungarischen Gardepalast nach der

Schranne hatte das Landmädchen vergebens den Begleiter um die Ursache ihrer Verhaftung und über die Dauer ihrer Gefangenschaft befragt. Der Geheimpolizist verharrte in seinem tiefen Schweigen.

Als man in der Schranne angelangt war, übergab er, immer schweigsam, das Mädchen den Händen des Amtspersonals, denn seine Aufgabe war vollendet und jene des Kerkermeisters nahm ihren Anfang.

Auch an diesen richtete Pepi ihre Fragen, aber auch er ließ sie unbeantwortet. Natürlicherweise, er wußte nichts und durfte auch nichts wissen.

Pepi schritt durch die düsteren Gänge, stieg eine mit fauler Ausdünstung angefüllte Treppe hinan und blieb endlich auf Befehl ihres Führers vor einer mit großen eisernen Riegeln versehenen Thüre stehen — es war da die für sie bestimmte Zelle.

Diese Thüre öffnete sich, flog wieder hinter ihr in's Schloß und Pepi blieb allein.

Als sie sich zwischen den nackten Steinwänden und der eisernen Pforte in einer Art von Grab, das von einem matten Talglichte, welches nur mühsam und spärlich durch die engen Gitter einer Lucke drang, eingepferchţ sah, brach mit einem Male ihre Verzweiflung los und die lang erstickten Thränen flossen in Strömen dahin.

Sie gedachte Stefan's, ihres Bräutigams, welcher ebenfalls in einem dem ihrigen gleichen Kerker schmachtete, welcher sie für schuldig hielt und ihr vielleicht fluchte — ihr, die nur Mitleid, ja sogar noch Liebe für ihn fühlte. Sie gedachte ihres Vaters, welcher sie nicht mehr wiedersehen sollte, der kein anderes Kind als sie hatte und der vielleicht auch bald in einem Gefängniß sein Leben dahin schleppen wird, wenn er seine Klage, seinen Unwillen etwa gar zu laut äußert. Endlich gedachte sie des Grafen Szigray, welcher sein Unrecht so edelmüthig gesühnt hatte, des vornehmen Herrn, welcher demüthig und Achtung bezeigend geworden war, nachdem er früher ungerecht und heftig gewesen, und der sie durch seine großmüthig edle Ansprache für die beleidigenden Worte Stefan Martony's getröstet hatte.

Alle diese Gedanken, viel zu wirre, um genau auseinandergesetzt zu werden, beschäftigten die Seele des unglücklichen Mädchens.

Aber — inmitten dieser ungeheuren Gemüthsbewegung erhellte ein Strahl der Hoffnung ihr Herz, und stärkte ihren Muth. Sie erinnerte sich an die Projecte des Grafen Szigray, an die Verschwörung, deren Haupt er war und welche innerhalb weniger Tage

ausbrechen sollte; es that ihr wohl, sich der Hoffnung hinzugeben, daß, wenn das Unternehmen der Verschworenen mit einem glücklichen Erfolge gekrönt, Graf Szigray ihrer nicht vergessen, sondern sie zu befreien und dem Lichte, der Freiheit wiederzugeben eilen würde.

Ach, es bedurfte nur das Klirren der Riegel und das Knarren der Thüre ihres Kerkers, um sie aus ihren Träumen zu wecken. Ein Gefangenwärter trat ein, stellte einen Krug voll Wasser hin und legte ein Laibchen schwarzes Brod auf den Tisch, das mit einem Messer an vier Orten eingeschnitten war, damit es von dem Gefangenen, dem keinerlei Werkzeug zum Schneiden gelassen wurde, gebrochen werden konnte.

Dies war der Abendgruß, welche ihr gesandt wurde, und der so viel sagen sollte, daß bis morgen Früh die Gefangene nichts mehr zu erwarten hatte; — eine traurige Wirklichkeit, welche alle Hoffnung auf eine baldige Befreiung mit einem Male verscheuchte.

Die arme Bachler-Pepi brachte den ganzen kommenden Tag nicht in Thränen — denn diese sind noch ein Zeichen des Lebens — sondern in einem düsteren Dahinbrüten zu. Sie richtete nicht ein Wort an den Schergen, der ihr ihre Nahrung gebracht hatte. Wer sie so auf einem Schemel, mit dem Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in ihren beiden Händen ruhen gesehen hätte, würde sie für eine Bildsäule auf einem Grabe und nicht für ein lebendes Wesen gehalten haben.

Da — plötzlich — öffnete sich die Thüre ihres Kerkers.

Bei dem Geräusche hob sie den Kopf und sah einen Mann eintreten, dessen Züge aber sie die bereits eintretende Finsterniß zu erkennen hinderte.

Dieser Mann trat auf die Gefangene zu und faßte sie schweigsam bei der Hand. Als sie dieselbe zurückzog, sprach er zu ihr:

„Pepi, erkennst Du mich nicht?“

Es war Stefan Martony.

Nachdem der erste Augenblick der Ueberraschung und der Ergießung des Herzens den beiden Verlobten die nöthige Ruhe zur Erklärung wiedergegeben hatte, sagte Martony:

„Ich bin gefangen, so wie Du; nur mit dem Unterschiede daß ich keine Hoffnung habe, dem Schicksale, das mich erwartet, zu entgehen und so wenig Du auch die Kriegsgesetze kennest, so weißt Du dennoch,

daß das Erheben der Hand gegen seinen militärischen Vorgesetzten nach dem Kriegsgesetze mit dem Tode bestraft wird."

Er hielt einen Augenblick inne, um seinen Worten Zeit zu lassen, die Wirkung hervorzubringen, welche er von ihnen erwartete.

Hierauf faßte er wieder seine Braut an der Hand, welche sie diesmal nicht zurückzog, und indem er plötzlich den Ton seiner Stimme änderte, sagte er:

„Theure Pepi, Du kannst uns Beide retten — wirst Du es wollen?"

„O, ob ich das will!" rief das Mädchen begeistert. „Kannst Du an mir zweifeln, Stefan? Ja, ich will, ich muß, um Dich zu retten, Alles thun, was Du von mir verlangst; denn — abgesehen von dem Unrecht, das Du mir angethan, abgesehen von Deinem ungerechten Argwohn, lieb' ich Dich immer noch, Stefan, lieb' ich nur Dich!"

„Ich glaube Dir!" versetzte Stefan; „ich gestehe gerne die Ungerechtigkeit meines Argwohns ein. Du bist und bleibst meine vielgeliebte Braut! Jetzt ist unsere Probezeit vorüber — wir werden glücklich sein, denn, Pepi, wir werden frei! Wir wollen Wien verlassen und mit einander auf dem Lande leben; leben, ohne uns um die Gegenwart zu kümmern und ohne die Zukunft zu fürchten. Ja, man wird sogar für unsere Zukunft sorgen, wir werden glücklich, wir werden vermögend sein! — Du erstaunst über meine Worte, und fragst, ob dies kein Traum sei?! Nein, Pepi, es ist die reinste Wahrheit, es ist pure Gewißheit! Wiederhole mir nur noch, was Du soeben sprachst: daß Du, um mich zu retten, Alles thun willst, was ich Dir sagen werde."

„Alles, was mir zu thun erlaubt ist, will und werde ich thun," erwiderte das Mädchen freudig.

„So höre!" fuhr Martony fort. „Vor Allem mußt Du mir verzeihen, daß ich Dir die politische Lage meines Vaterlandes Ungarn auseinandersetze, um Dich auf die Wichtigkeit meines Vorschlages gehörig vorzubereiten; Du, die Tochter eines eingefleischten Anhängers des verewigten Kaisers Josef, bist politisch gebildet, um mich zu verstehen. Es ist Dir gewiß bekannt, mit wie wenig Erfolg die Reformen Josef's des Zweiten in Ungarn aufgenommen wurden, sie trugen eben gar zu offen die Tendenz der Deutschmachung zur Schau."

„Ja, aber hat denn Maria Theresia nicht dasselbe gethan?" fiel das Mädchen ein.

VI.



Das Protrait einer Prostituirten.

„Zugegeben. Josef's große Mutter, welche die Großthaten der Ungarn und Kroaten in den Tagen ihrer Bedrängniß treu im Gedächtniß behielt, war gleichfalls sorgfältig darauf bedacht, die starre Abgesondertheit des Magyarenvolkes zu bannen und dieses, in seinem Kern so edle Volk durch zweckmäßige und zugleich möglichst schonende Vermischung mit den übrigen Stämmen der Monarchie dauernd glücklich zu machen, aber — sie ging dabei mit aller Umsicht und Bedächtigkeit vor. Leider wich ihr Nachfolger nur zu häufig von derselben ab und mußte dadurch seine besten Absichten, ehe sie sich noch zu verwirklichen begannen, vereitelt sehen."

„Maria Theresia war unzweifelhaft eine ebenso weise als mütterliche Regentin," fügte Pepi hinzu.

„Das war sie. Durch Gnadenbezeugungen, welche sie den verdienten Streitern zu Theil werden ließ, weckte sie den Ehrgeiz des auf so viele ritterliche Vorzüge stolzen Volkes; die einflußreichsten Magnaten zog sie an ihren Hof und diese nahmen nun in Wien dauernd ihren Aufenthalt, und viele mit Familien des übrigen österreichischen Adels geschlossene Ehen rissen allmälig die Scheidewand nieder, welche den ungarischen Adel vom übrigen Adel der Monarchie geschieden hatte."

„Und hatte der Adel Ungarns keine Erinnerung daran zurückbehalten?" fragte Pepi.

„Die Erinnerung trat umso schärfer hervor, als Josef's in aller Hast und wenig fördernder Eile eingeführte Reformen gerade die entgegengesetzte Wirkung, als er bezweckte, hatten. Anerkannte man auch die großen Absichten des Monarchen, welche aus seinem Toleranzedicte, aus der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Verbesserung der Gesetzgebung in ihren übrigen Theilen nur zu deutlich sprachen, so hatte doch die despotische Form gegen ein an seiner Verfassung mit zäher Treue haftendes Volk, ferner der Umstand, daß man diese Neuerungen ohne Beirath der Landestafel in einer, dem alten Herkommen des Königreichs so wenig entsprechenden Weise durchführte, dasselbe schwer verletzt. Am tiefsten berührte die Verordnung des Kaisers, durch welche die deutsche Sprache als Geschäftssprache allgemein eingeführt wurde. Durch diese Maßregel wurde die Opposition am mächtigsten geweckt und in der That brachte sie die entgegengesetzte Wirkung hervor, denn gerade seit dieser Zeit wurde die bis dahin ziemlich unausgebildete ungarische Sprache von den Magyaren so eifrig

betrieben, daß sie heute bereits in officieller und wissenschaftlicher Hinsicht bedeutende Arbeiten und völlige Festigung aufzuweisen hat. Nun widerrief wohl Josef selbst in seinen letzten Lebenstagen, gerade drei Wochen vor seinem Heimgange, alle diese Verfügungen und sein Nachfolger, der nunmehr regierende Kaiser Leopold der Zweite trachtete durch entsprechende Verfügungen die Aufregung, die im Lande herrschte, zu stillen, aber die revolutionäre Bewegung Frankreichs, die wie ein Brand sich immer weiter und weiter ausdehnt, hat auch Ungarn erfaßt, die dahin ausgesendeten Emissäre finden hie und da vorbereiteten Boden, der aufgeregten Gemüther giebt es zur Genüge und die kaiserliche Regierung in Wien will Kenntniß von einer Verschwörung haben, welche nichts Geringeres als den Umsturz der bestehenden Verfassung im Sinne hat und nicht nur in Ungarn, sondern auch in Wien zahlreiche Theilnehmer haben soll."

„Verschwörung . . . Theilnehmer . . ." stammelte Pepi.

„So ist es," sagte Martony lebhaft. „Du bist die Mitwisserin dieser Verschwörung, das weiß ich; Du kennst den Plan der Verschworenen, so wie ihre Namen — Du kannst vielleicht die Regierung retten! Du mußt Alles, was Dir bekannt ist, entdecken, Pepi! Unsere Begnadigung ist der Lohn dafür; aber nicht allein unsere Begnadigung, sondern auch eine bedeutende Summe wird uns als Belohnung angeboten."

In der dichten Finsterniß, welche in der Zelle der Gefangenen herrschte, war es Stefan unmöglich, in dem Mienenspiel seiner Braut zu bemerken, was in deren Seele vorging, denn sonst hätte er, noch ehe sie ein Wort sprach, leicht errathen können, was sie antworten werde. Das einzige Anzeichen, welches er befragen konnte, war Pepi's Hand, die er in der seinen hielt und welche während seiner letzten Rede krampfhaft zu zucken begann.

„Aber," sagte sie endlich, „mir scheint, daß es Niemand einfällt, sich insgeheim zu verschwören, wo man die Auflehnung so offen betreibt, wie es heute geschieht. Ich hörte den Vater davon sprechen, daß der ungarische Adel ganz offen trotzt. Die Magnaten schickten sich an, ihre Vorrechte und Freiheiten mit Gewalt zu behaupten; in jedem Comitate versammelten sich die Banderien, die sogenannten Congregationen wurden unter wildem, lärmendem Durcheinanderschreien gehalten; man griff zum Säbel, wenn sich der Gegner durch die vorgebrachten Gründe nicht überzeugen lassen wollte und schlug ihm den Kopf blutig. Alle

unter Josef in Ungarn angestellten Deutschen wurden aus dem Lande vertrieben, die deutsche Kleidung proscribirt, sogar hie und da an den Galgen genagelt, viele Verordnungen in einigen Comitaten öffentlich verbrannt. Manche der unruhigen Magnaten sind noch weiter gegangen; sie haben behauptet, Josef sei, weil er sich nicht krönen ließ, kein rechtmäßiger König von Ungarn gewesen; das Haus Oesterreich habe deswegen und wegen der eigenmächtigen Eingriffe des verstorbenen Kaisers in die Vorrechte und Freiheiten des ungarischen Adels das Erbfolgerecht auf dieses Königreich verloren, und Leopold könne daher nicht als Erbkönig von Ungarn angesehen werden. Was braucht es denn da, frage ich Dich nochmals, extra einer geheimen Verschwörung, wenn man so offen rebellirt?"

„Alles recht schön," erwiderte Martony, „nichts destoweniger ist es dringendst nothwendig, daß Du mir Alles mittheilst, was Du über eine Verschwörung weißt, die sich hier in Oesterreich abspinnt und welche die Interessen meines Vaterlandes Ungarn schwer gefährdet. Es ist Dir vielleicht unbekannt, daß Kaiser Leopold das unbescheidene oft in Grobheit ausartende Benehmen meiner Landsleute — ich muß dies der Wahrheit gemäß zugestehen — mit vieler Mäßigung erträgt, mit nur zu viel Mäßigung, wie ihm mit Recht vorgeworfen werden könnte. Er knüpfte mit ihnen schriftliche Unterhandlungen an, ließ sich Bedingungen vorschreiben und viele derselben gefallen. Man könnte zwar zur Entschuldigung dieses Monarchen anführen, daß Josef selbst alle seine Neuerungen in Ungarn aufgehoben und Alles, wie es unter Maria Theresia bestand, wieder hergestellt habe; doch fand dies unter Umständen statt, in denen sich Leopold keineswegs befindet. Alles was Josef that, geschah wenige Tage vor seinem Tode, als sein Körper durch die langwierige Krankheit ganz erschöpft, seine Seelenstärke gebrochen war und sein Geist schon mehr jenseits des Grabes schwebte. So lange Josef gesund war, wagte der ungarische Adel nicht, laut zu murren, und erlaubte sich keinen einzigen jener kühnen Schritte, welche er unter Leopold's Blicken mit so kecker Stirne thut, denn Josef würde gewußt haben, einer solchen Verwegenheit Schranken zu setzen; er durfte ja nur winken uud der ungarische Bauer würde seinen König mit Nachdruck gegen die Magnaten geschützt haben, welche sich hätten erfrechen wollen, sich gegen die für Ungarn so wohlthätigen Verordnungen des Herrschers zu empören. Dies war dem Adel in Ungarn sehr wohl bekannt und er hütete sich, den geringsten

Zweifel zu äußern, daß Josef ein rechtmäßiger König in Ungarn sei. Leopold's friedliebender Geist aber wollte nicht mit Gewalt durchsetzen, was er durch gütliche Unterhandlungen zu erreichen hoffte; er trachtete unter der Hand die eifrigsten und mächtigsten Widersacher, deren Einfluß auf die übrigen blos wiederhallenden Stände gewaltig wirkte, durch allerlei Versprechungen zu gewinnen und so gelang es ihm bisher, den Sturm, welcher große Verwüstungen anzurichten drohte, unschädlich vorübergehen zu machen. Wie kann es nun der Regierung gleichgiltig sein, wenn einige Tollköpfe alle die segensreichen Bestrebungen des Monarchen zunichte machen und die Fackel des Aufruhrs in die friedliche Hauptstadt tragen wollen? Weiß irgend Jemand um die Persönlichkeit der Verschwörer, so ist es seine heiligste Pflicht, sie der Behörde namhaft zu machen und dies fordere ich allen Ernstes von Dir."

„Was Du von mir verlangst, ist unmöglich," sagte die Gefangene nach einer Pause, mit einem ernst feierlichen Tone.

„Unmöglich? — Und warum? — Gieb Acht! denn eben jetzt habe ich Dir, als Du mich Deiner Liebe versichertest, geglaubt. Hatte ich etwa Unrecht? Willst Du von Neuem meinen Argwohn wieder anfachen?"

„Du bist ein Soldat," versetzte das Mädchen, „und ich habe gehört, daß ein Soldat immer ein guter Richter ist, wenn es sich darum handelt, zu entscheiden, was Pflicht ist. Nun, Du sollst sogleich selbst entscheiden, ob das möglich ist, was Du mir zu thun vorschlägst. Vernimm denn — ja, ich bin wirklich die Mitwisserin einer Verschwörung; ich weiß die Namen Eines oder des Andern der Verschworenen und kann vielleicht, wie Du sagst, den Staat retten, indem ich kundgebe, was ich weiß; aber hingegen — ich kann auch jene Männer verderben, welche mir, nachdem ich mich eidlich verpflichtet habe, ihr Geheimniß zu bewahren, in hochherziger Weise das Leben gerettet haben. Ich schwur, zu schweigen — soll ich diesen meinen Schwur brechen? Antworte selbst."

Nachdem sie vergebens auf eine Antwort gewartet, fügte sie hinzu:

„Glaube mir, ich gäbe Alles in der Welt hin, Dich zu retten — ausgenommen meine Ehre, und wenn ich thäte, was Du verlangst, müßtest Du mich verachten."

„Ich verachte und hasse Dich ohnehin!" brach Stefan Mar-

tony mit einer Donnerstimme los. „Jedes Deiner Worte ist eine Lüge, Dein ganzes Sein eine Doppelzüngigkeit, ein Verrath! Du hast geschworen und willst Deinen Schwur halten? Geh', und täusche einen Andern, aber mich nicht. Was Dich zurückhält, ist nicht die Furcht vor einem Meineide, sondern — wer weiß? — Du fürchtest wohl am Ende gar, Deinen saubern Grafen Szigray zu compromittiren! Oder, Du willst nicht mit mir entfernt von ihm leben? O, das begreife ich wohl, er ist ein feiner, galanter Cavalier, er ist reich und angesehen, während ich —"

Ein lautes Schluchzen des jungen Mädchens unterbrach den Soldaten. Die Auslegung Stefan's zerriß das Herz der Armen; aber sie vermochte nicht ihren Entschluß zu erschüttern — sie mußte sich entschließen, entweder ihren Schwur zu brechen, oder dem häßlichen Verdacht eines Mannes erliegen, den sie noch liebte.

Wiewohl sie sich bemühte, ihren Bräutigam, der wie ein Wahnsinniger in wüthende Ausdrücke ausbrach, zu beruhigen und zu überzeugen, so zagte sie doch keinen Augenblick.

„Ich werde meine Pflicht erfüllen," sagte sie, „aber es wird nur an Dir liegen, mir die Erfüllung zu erleichtern. Wenn wir uns vielleicht auf ewig trennen sollten, so möchte ich doch den Trost mit mir nehmen, daß Du keinen übeln Gedanken in Bezug meiner in Deinem Herzen Raum giebst."

„Rechtfertige Dich also," sagte Martony, „denn auch mir gilt Deine Liebe mehr als die Freiheit, mehr als das Leben; denn auch ich möchte, wenn ich sterben muß, den Trost mit in's Grab nehmen, daß Dein Herz mir immer treu geblieben! Rechtfertige Dich also und sprich: Was hast Du bei dem Grafen Szigray gemacht?"

Es schien, daß das böse Geschick es sich zur Aufgabe gemacht habe, alle Ausgänge vor dem armen Mädchen zu verschließen. Auf Stefan's Frage antworten, hieße einen Theil des Geheimnisses offenbaren, welches nicht ihr angehört. Und wie groß wäre dagegen seine Dankbarkeit gewesen, wenn er erfahren hätte, welch' einen großen Antheil die Anhänglichkeit und die Liebe seiner Braut für ihn an dieser Handlungsweise hatte!

„Was hattest Du bei dem Grafen Szigray zu thun?" wiederholte er, zornglühend über des Mädchens Schweigen.

„Ich kann es Dir nicht sagen," erwiderte Pepi, tief aufseufzend.

„Das heißt so viel, wie Deinen Verrath gestehen!" schrie Mar-

tony, außer sich vor Wuth. „Lebe wohl, lebe wohl auf ewig! Und statt jenes Trostes, den Du gewünscht, überlaß' ich Dich dem qualvollen Gedanken, daß ich Dir in meiner letzten Stunde fluchen werde!"

Diese neue Prüfung, so grausam sie auch war, sollte nicht die letzte sein.

Zwei Tage nach dieser Zusammenkunft, welche tiefe Spuren des Grames in des Mädchens Seele zurückgelassen hatte, trat der Kerker meister ein und befahl ihr, mit ihm zu gehen.

Er führte sie durch mehrere Gänge, bis sie in einen Saal gelangten, in welchem ein mit schwarzem Tuch behangener großer Tisch, umgeben von mehreren Armsesseln, stand, an welchem drei Männer mit sehr ernsten, schweigsamen Mienen saßen.

Die Bachler-Pepi sah scheu um sich und der Anblick erschütterte sie tief; sie begriff mit einem Male, daß sie ein ordentliches Verhör zu bestehen haben würde und am Schlusse desselben erblickte sie im Geiste schon die Folter mit den raffinirtest ausgedachten Qualen.

Aber auch diesmal faßte sie Muth und dachte, daß Gott sie für ihre Standhaftigkeit, wenn sie ihren geleisteten Schwur nicht verletzt hätte, sicher belohnen würde.

Einer der Herren, es war der Untersuchungsrichter, unser bereits wohlbekannter Rath Martinolli, nahm das Wort. Aber an dem Tone seiner Stimme, an der schleichend heuchlerisch berechneten Anrede erkannte Pepi nur zu deutlich, daß ihr Loos im Voraus bestimmt war und daß man sie nur der Form wegen in's Verhör nahm, denn der Henker zuckte unter dem Talar des Richters hervor.

Das Verhör wurde fortgeführt; der Richter setzte der Angeklagten immer mit neuen Fragen zu.

Pepi beharrte fest im Leugnen.

Plötzlich stürzte athemlos ein Beamter aus dem Bureau des Bürgermeisters herein und erstattete dem Richter leise und mit bebender Stimme einen Bericht.

Dieser Umstand schien einen lebhaften Eindruck auf die Herren und auf das Verhör zu machen; das Mädchen hatte Gelegenheit, zu bemerken, daß die Strenge des Richters, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, so doch dem Anscheine nach, nachgelassen habe.

„Um Euch zu beweisen, daß der hohe Criminalsenat zu Euren Gunsten geneigt ist," sagte Rath Martinolli, der bis nun das Wort geführt hatte, „so will ich das Verhör auf nachfolgende Frage, die Ihr getreu und aufrichtig zu beantworten habt, beschränken. Man hat Euch an einem Ort, welchen man die Buchberger „Felsenhöhle" nennt, angetroffen, das leugnet Ihr auch nicht, könnt es gar nicht leugnen, nachdem man Euch dort verhaftete — nun sagt aber an: Was hattet Ihr dort zu thun und zu schaffen? Wenn Ihr uns dies wahrheitsgetreu berichtet, so verspricht Euch der hohe Criminalsenat durch meinen Mund vollkommene Gnade und Lossprechung."

Das arme Mädchen konnte trotz ihrer Resignation sich nicht einer Bewegung der lebhaftesten Freude erwehren, als sie diese Worte vernahm; das Mittel, das man ihr anbot, ihre Freiheit zu erlangen, war leicht — sie durfte nur reden, und sie redete.

„Ich erwartete," sagte sie, „in der Buchberger Felsenhöhle meinen Bräutigam Stefan Martony."

„Also den habt Ihr erwartet. Könnt Ihr uns das beweisen?" fragte der Richter weiter.

„Befragt meinen Bräutigam doch selbst."

Der Richter läutete und alsbald erschien Martony, begleitet von einem Wachmanne.

„Kennt Ihr die Angeklagte?" befragte ihn der Richter, auf die Bachler-Pepi zeigend.

Martony besann sich ein wenig; dann malte sich in seinen Zügen ein unversöhnlicher Groll und er antwortete rauh:

„Ich kenne sie nicht."

„Also," fuhr Rath Martinolli fort, „ist es nicht wahr, daß Ihr sie in der Buchberger Felsenhöhle aufsuchen solltet?"

„Das ist nicht wahr!" sagte Martony.

Die arme Gefangene hatte nicht die Kraft, diese drückend unerwartete Wendung, welche einer Knotenauflösung im Drama glich und die ihr jede Hoffnung raubte, zu ertragen; bei dem zweiten Leugnen ihres Bräutigams war sie bewußtlos hingesunken und konnte das schadenfrohe teuflische Lächeln, welches auf den Lippen des Rathes Martinolli schwebte, jenes wilde Lächeln nicht gewahren, das zu sagen schien:

„Die Aussagen und Antworten Deines Bräutigams habe ich

dictirt — ich habe mich der blinden Eifersucht des Bräutigams bedient, um die Braut zu verderben . . . ich habe Alles gewußt, Alles vorausgesehen, Alles geleitet!"

Pepi wurde ohnmächtig fortgetragen und verfiel in ein heftiges Fieber. Man brachte sie in das Spital, wo sie übrigens sorgsam verpflegt wurde.

Während dieser Zeit fand das arme Mädchen Linderung ihrer Schmerzen in dem Gedanken, daß der Graf Szigray sie vielleicht jetzt achten gelernt habe; ja zu diesem Bedürfniß der Achtung gesellte sich unwillkürlich und ohne ihr Vorwissen ein anderes zartes Gefühl, seitdem sich Stefan Martony ihrer Liebe so unwürdig bewiesen hatte.

Als sie kaum noch recht genesen war, erwartete sie nichts Anderes, als wiederum in das Criminalgefängniß transportirt zu werden, aber — dies geschah nicht. Auf hohen Befehl, dessen Grund sie vorläufig nicht zu erforschen vermochte, und der sie weniger als ein Mirakel in Erstaunen setzte, weil sie ihn wieder nur für eine neue Täuschung hielt, auf hohen Befehl also erhielt sie ihre Freiheit wieder.

Der erste Gedanke der Bachler-Pepi, als sie ihre Freiheit wiedererlangt hatte, war ein kindlicher — sie eilte nach Buchberg, zu ihrem Vater. Aber ach! sein Haus stand verlassen und leer da. Die Nachbarsleute sagten ihr, daß er eines Tages fortgegangen und nicht mehr zurückgekehrt wäre, kurz darauf habe man erfahren, er sei in der Provinz gestorben, Gewißheit besitze man jedoch nicht darüber.

Eines Abends, als Pepi, in tiefe Gedanken versunken, einsam in ihrer Kammer saß und an ihren Vater dachte, mischte sich unwillkürlich das Andenken an einen Mann in ihre Erinnerung, über dessen Schicksal sie nichts erfahren konnte.

Da öffnete sich mit einem Male die Thüre und als Pepi das Köpfchen empor hob, sah sie einen Mann, in einen großen Mantel gehüllt, vor sich stehen, dessen Blicke mit Wohlgefallen auf ihr ruhten.

Es war der Graf Szigray.

Er erzählte ihr, wie die Verschwörung, deren Haupt er gewesen, durch die außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln, welche die Regierung ergriffen hatte, gescheitert sei und daß der Kaiser in großmüthiger Weise befohlen habe, alle weiteren Verfolgungen von Verdächtigen einzustellen. Indessen hätten diese markante Winke erhalten, sich von

der Residenz ferne zu halten und so habe er seine Charge als Premier-Lieutenant der ungarischen Garde abgelegt und werde sich auf eine seiner Besitzungen begeben.

„Und jetzt, theures Mädchen,“ sagte er mit bewegter Stimme hinzu, „jetzt lass' uns von Dir reden. Du hast die Gefangenschaft und viele andere moralische Leiden muthvoll ertragen, Dein Leben für meine Freunde und mich, den Du vollen Grund zu hassen hattest, gewagt. Ich bin Dir Ersatz für so viele Leiden schuldig und bin gekommen, Dir ihn anzutragen. Pepi, willst Du mein Weib — willst Du Gräfin Szigray werden? — Wende mir,“ sprach er nach einem Augenblick des Stillschweigens, „nicht den Unterschied des Standes, welcher uns trennt, ein. Wenn Du meinen Antrag annimmst, welchen ich Dir mache, so giebst Du mir mehr, als Du empfängst. Meine Güter und All' meine Habe stehen fortwährend in Gefahr, confiscirt zu werden, wenn man Beweise gegen mich auffindet. Wenn mich die Regierung noch nicht beim Kopf genommen hat, so geschieht dies nur aus ganz besonders politischen Rücksichten und weil Kaiser Leopold, um den sich erhebenden Sturm zu beschwichtigen, Männer in seine Nähe zog, welche Ungarn und seine Verhältnisse genau kennen und deren Rath bei seinen Entschlüssen und Versicherungen maßgebend ist. Unter diesen Männern befindet sich auch Abt Martinovics, den der Kaiser an seinen Hof berief und als vertrautesten Rathgeber behandelt. Du wirst nun leicht begreifen, warum wir Alle ungefährdet davongekommen sind, daß aber das Richtschwert noch immer über unsern Häuptern hängt. Ich muß mich also auf mein Schloß zurückziehen und habe nirgends ein sicheres Asyl, denn — in dem Augenblicke selbst, in welchem ich jetzt zu Dir spreche, kann ein Scherge des Criminalgerichtes eintreten und aus dem vom Hofe Verwiesenen einen Gefangenen machen, dem man bald darauf ohne Umstände den Kopf vor die Füße legt. Ich wiederhole Dir also nochmals — willst Du mein Weib, willst Du Gräfin Szigray werden?“

Als die Bachler-Pepi diese Worte vernahm, schlug sie die Augen nieder; eine leichte Röthe flog auf ihren Wangen auf und in ihren Zügen malte sich die Freude eines noch zweifelhaften Glückes.

„An wen denkst Du?“ fragte sie der Graf, welcher diesen Contrast gewahrte.

„An Stefan Martony, gnädigster Herr.“

„So liebst Du ihn noch immer?“ sagte Szigray betrübt.

„Ich glaube, gnädigster Herr, daß ich ihn nicht mehr liebe, aber — ich wünsche ihn frei, wo möglich glücklich zu sehen.“

Der Graf begriff das Zarte eines solchen Wunsches und entfernte sich, ohne ein Wort zu erwidern.

Nach ein Paar Tagen kehrte er zurück und sagte zu Pepi:

„Es ist mir gelungen, seinen Gefangenwärter zu bestechen — Stefan Martony ist frei, sobald Du willst.“

„Dann eilen wir!“

Achtzehntes Capitel.

Das Porträt einer Prostituirten.

In derselben Nacht, wo der Platzoberlieutenant Hebenstreit das junge Mädchen aus der „Sündfluth"-Gesellschaft gerettet hatte, erlebte ein junger Fremder, der vor Kurzem in Wien angekommen war, ein ganz absonderliches Abenteuer.

Während des Tages hatte derselbe, Konstantinos Rigas mit Namen, ein Grieche von Geburt, in den Dreißigen stehend, den Stefansthurm bestiegen, in der Voraussetzung, eine Totalübersicht von Wien und Umgebungen erhalten zu können. Doch schon war der Tag zu weit vorgerückt und bald verhüllte die eintretende Dämmerung den reizvollen Anblick.

So stieg er denn unbefriedigt hinab und wand sich durch mehrere labyrinthische Gassen, ohne einen andern Zweck und Genuß, als die selbstbereitete Ueberraschung an jeder Straßenecke.

Konstantinos Rigas trieb zu Bukarest Handelsgeschäfte, erwarb sich daneben eine gründliche Kenntniß der lateinischen, französischen, italienischen und deutschen Sprache und Literatur, studirte eifrig die Classiker seines eigenen Vaterlandes und trieb auch Dichtkunst und Musik. Von glühender Vaterlandsliebe beseelt, hatte er für das Wohl Griechenlands einen Plan ausgeheckt, den er zu verwirklichen trachtete und um dessen willen er sich in Wien aufhielt.

Während er so dahinschritt, fand er bald, daß er gegen den Eindruck, den das ungewohnte Klima auf jeden Fremden macht, nicht unempfindlich sei. Der Nebel fiel gleich einem Staubregen — was der Wiener Volksmund „Nieseln" nennt — die Feuchte durchdrang

seinen leichten Anzug der griechischen Volkstracht, und ein widerliches Frösteln machte ihm eine warme Stube wünschenswerth.

Doch bevor er sich nach seinem Gasthof auf den Weg machte, wandelte ihn ein Gelüste an, ein Glas Punsch zu leeren. Er blickte in dem engen Gäßchen, in das er so eben gerathen war, rechts und links nach dem Schilde eines Kaffeehauses umher, bis er an eine Ladenthür gelangte, auf welcher — wie es damals Sitte war — ein riesiger Mohr, der eine Tasse Thee mit Kanne und Schalen trug aufgemalen war und über welcher eine riesige Blechkanne in der Luft baumelte.

Rigas trat ein. Das hochgewölbte, verrußte Zimmer war bis auf einige schmucklose Tische und Stühle leer. Er ging einigemale auf und ab und erwartete die Ankunft eines jener dienenden Wesen, welche an allen solchen Orten nur allzu zudringlich entgegen zu kommen pflegen. Endlich machte er sich durch Rufen und Poltern bemerkbar.

Da fing es hinter einem Tische an, sich zu regen und zu dehnen und eine koboldähnliche Gestalt kroch hervor.

Der Zwerg — denn es war wirklich ein solcher, der hier die Dienste eines Marqueurs verrichtete — hatte unheimlich blöde Gesichtszüge. Gekleidet war er in eine enganliegende phantastisch verzierte Jacke, ein Costume, welches die überflüssige Curve seines Rückens — den stattlichen Höcker — noch mehr hervorhob.

Dieses häßliche Ungethüm rieb sich den Schlaf aus den Augen, starrte den Griechen neugierig an, und fragte nach seinen Befehlen.

Kaum hatte derselbe seinen Wunsch kundgegeben, als der Zwerg durch eine hohe Glasthüre in der Hinterwand des Gewölbes sich einigemale ein- und ausschob und in wenigen Minuten stand ein mächtiges Glas Punsch vor dem Gaste auf dem Tische.

Das Getränk war vortrefflich, noch nie hatte der junge Grieche ein solches von gleicher Güte verkostet, er ließ sich eine ganze Bowle bringen und, ohne es selbst zu merken, leerte er ein Glas um das andere.

In dem Maße, als den Gast sein häßliches und stummes Vis-à-vis nachgerade zu langweilen anfing, überkam ihn eine ungewöhnliche Redseligkeit und er fragte auf Gerathewohl:

„Ist Euer Kaffeehaus immer so verlassen? Steht keine Gesellschaft zu erwarten?“

Der Zwerg verzog grinsend den breiten Mund und lispelte nach Möglichkeit freundlich:

„Ah so, der gnädige Herr sucht Unterhaltung? Das hätt' ich früher wissen sollen."

Alsbald zog er an einer Glockenschnur, worauf ein starkes Geklingel aus der Tiefe des Hauses zu hören war. In Kurzem wurde durch einen einzigen lauten Glockenschlag, der aus den innern Gemächern zu kommen schien, geantwortet.

„Beliebt es dem gnädigen Herrn, mir zu folgen?" sagte der Zwerg.

Rigas glaubte, in eine besser eingerichtete Stube geführt zu werden, wo Gäste von einiger Auszeichnung eine Art von Club bilden, wogegen die Stube, die er eben verließ, dazu bestimmt sein mochte, jeden andern Vorübergehenden aufzunehmen.

Sein Führer leuchtete ihm voran, durch einen langen schmalen Gang, durch leere versperrte Gemächer, die er mit den Schlüsseln, so an seiner Seite hingen, öffnete.

Endlich blieben sie vor einem faltenreichen, aus schwerem Stoffe verfertigten Vorhange, der einen hohen gewölbten Eingang versteckte, stehen.

Diese Vorbereitung zu der versprochenen „Unterhaltung," das Unheimliche seines Begleiters, der Eintritt in versperrte Zimmer und die feierliche Stille im ganzen Hause, ließen Rigas etwas anderes als eine gewöhnliche lustige Zechgesellschaft erwarten.

Beseelt von seinem geheimen Plane, einen großen Bund aller Patrioten zu stiften, und durch denselben Griechenland gegen die Pforte aufzuwiegeln und zu bewaffnen, nach Wien in der Absicht gereist, um von da aus einen geheimen Briefwechsel mit den bedeutendsten Mitgliedern des Vereins — darunter gehörte auch der berühmte Paßlanogu, Bei von Widdin — zu unterhalten und durch literarische Arbeiten, besonders Abfassung kriegerischer Gesänge in neugriechischer Volkssprache, den Patriotismus seines Volkes zu heben, dachte er sofort an irgend eine geheime Gesellschaft von Verschwörern, legte durch eine unerklärliche Selbsttäuschung seinem Auftreten in Wien eine hochpolitische Wichtigkeit für Oesterreich bei und rief alle Klugheit und Festigkeit in sich wach, um sich nicht für die Zwecke Anderer „übertölpeln" zu lassen.

Zu stolz, um sich der Auflösung des Räthsels, das sich für ihn vorzubereiten schien, durch einen feigen Rückzug zu entziehen oder auch

nur, um solcher durch eine Frage entgegen zu kommen, blieb er in der dunkeln Nische vor dem brokatnen Vorhang stehen, indeß sich sein mißgestalteter Führer entfernte.

Aus dem fast peinlichen Zwischenzustande, in welchem man nach Entschlüssen ringt, ohne der Eindrücke des Augenblicks genugsam Herr geworden zu sein, weckten ihn allmälig die zauberischen Töne eines (leider gegenwärtig fast vergessenen) Instrumentes — der Viola d'Amour.

Es waren einzelne getragene Töne einer einfachen Melodie, die es verschmähte, das Ohr zu bestechen, bestimmt, das Herz des Zuhörers für sich zu gewinnen; eines jener eigenthümlichen Lieder, die mit gleicher Macht die Seele des Einzelnen mit Wehmuth zu erfüllen, und ein ganzes Volk bacchantisch zu exaltiren vermögen. Die Reinheit und Sicherheit des Toneinsetzens, das Ungezwungene in der Einhaltung des Tactes zur Begünstigung einzelner bevorzugter Stellen, die reichhaltige Nuancirung einer scheinbar höchst einfachen Melodie; in Einem, Alles was er zu hören bekam, verrieth den Meister.

Allmälig verlor sich das einfache Lied in phantastische Uebergänge, Ausweichungen und Imitationen und wuchs endlich zu einem Selam von Tonblumen aus. Die wunderbaren Weisen, in denen der unsichtbare Künstler zu dem ihm unbekannten Hörer zu sprechen schien, trugen das Gepräge einer aus der Tiefe des Gemüthes aufseufzenden Klage, die es liebt, sich von einem erzwungenen Lächeln begleitet zu wissen. Es waren Töne von gleicher Wirkung wie der Anblick der Blumengruppen auf den Friedhöfen, der rosigen Abendwolken über den verfinsterten Schluchten des Thales und wie das Scheiden der kosenden Unschuld.

Was wollte der feurige, dichterische und kunstbegabte Grieche länger vor dem undurchdringlichen Vorhange? Ein Schritt und er mußte einer liebenswürdigen Persönlichkeit gegenüberstehen, denn anders als liebenswürdig konnte er sich den Künstler nicht denken.

Jede Besorgniß einer Gefahr war gewichen . . . Rigas theilte rasch die dichten Falten des Vorhanges und trat vor.

Ein grelles Licht schoß ihm entgegen, er mußte die Augen schließen. Die Musik verstummte. Blumenduft zog ihm entgegen, Frühlingswärme umwehte ihn und er hörte das sanfte Rieseln einer Cascade.

Mit Gewalt öffnete er die Augen und starrte neugierig seine Umgebung an.

Der junge Grieche befand sich in der Mitte eines kleinen Tempels. Bau und Einrichtung hatten einen orientalischen Zuschnitt.

Auf sechs kurzen marmornen Säulen ruhte die Wölbung, mit mattgolden Arabesken in Blau verziert. Den höchsten Bogen, dem er gegenüber stand, sperrte nahe der Wölbung ein vergoldetes Gitter, hinter diesem schoß ein Strom von Licht hervor, das, wahrscheinlich durch Hohlspiegel unterstützt, den Strahlenkegel mit einer höchst gelungenen Wirkung dem durch den Vorhang Eintretenden entgegenwarf. Dabei trug die durch das Gitter bewirkte Brechung der Lichtstrahlen dazu bei, eine ganz eigenthümliche, bei aller Glanzesfülle dennoch unsichere, fast zitternde Beleuchtung über die Gegenstände zu verbreiten und das röthliche Licht ließ alle dunkeln Stellen und Schatten fast grün erscheinen.

In der Mitte, unter dem Hauptbogen, stieg aus einem weißen, muschelähnlichen Becken ein Wasserstrahl in die Höhe, der mit drei glänzenden Kugeln ein loses Spiel trieb. Zwischen den übrigen Säulen standen weiße, fast durchsichtige Statuetten, halbversteckt von einem reichen Blumenflor, der sich aus zierlich geflochtenen Körben empordrängte. Er glaubte zwischen den Blumen die üppigen Formen der Leda mit dem Schwan, Amor mit Psyche u. s. w. erblickt zu haben. Den Fußboden bedeckte ein weicher, bunt durchwirkter Teppich, der das Auftreten unhörbar machte.

Was Rigas aber am allermeisten überraschte — über jeder der sechs Säulen befand sich ein lebensgroßes weibliches Brustbild hinter Glas und Rahmen.

Lange stand er fast regungslos, geblendet, überrascht, ja vollständig verblüfft, für einen versteckten Lauscher gewiß eine lächerliche Figur.

Rings um ihn war Alles still, bis auf das einförmige Plätschern der Cascade. Aus den Nischen drangen Glanz und Duft in ungeschwächter Fülle hervor; hinter den Säulen blieb es immer stumm und finster.

Jetzt hob Rigas seinen Blick gegen das nächste Bild.

Es war dies ein Ideal südlicher Schönheit. Dunkle Haare in üppiger Lockenfülle hingen über dem blendend weißen Nacken und umspielten in kleinen Ringen die zarten Wangen, von der wohlberechneten

Beleuchtung mit rosigem Dufte übergossen. Mund und Nase waren von edelster Form. Das schwarze feurige Auge schien wie siegbewußt herabzublicken. Der Busen, in voller Jugendfülle, suchte sich aus einer durch eine Agraffe nur lässig gehaltenen schwarzen Schleierhülle, die dienstwillig herabzugleiten schien, zu befreien.

Lange und unverwandt betrachtete Rigas dieses Bild, den Mahler glücklich preisend, der einem Wesen von so seltener Vollendung gegenüber sitzen und diese für die Vergänglichkeit zu schönen Züge durch den Zauber seiner Kunst festbannen durfte. Er zweifelte keinen Augenblick, das Original zu diesem Bilde müsse leben, leben in dem ersten süßesten Wonnerausch der Liebe, an der Seite eines fürstlichen Gemahls.

Den Laien besticht so häufig die Wirkung der durch einen lichten Farbepunkt versuchten Nachahmung der Lichtspiegelung im Auge eines Porträts, und wir hören es bald als einen Vorzug preisen, bald als unheimlich verrufen, daß das Bild mit den Blicken den Betrachtenden verfolge. Unseres Wissens ist die Ursache noch niemals erläutert worden und wir glauben damit den freundlichen Lesern nachfolgend zu dienen.

Jedermann weiß, daß ein Porträt, das so gemahlt ist, daß es den Blick auf den Beschauer richtet, denselben anzublicken scheint, er mag eine Stellung vor dem Gemälde annehmen, welche er will. Wer in dem Zimmer, wo die Bilder seiner Ahnen hängen, auf und abgeht, den verfolgen die Blicke derselben aus einer Ecke in die andere, bald freundlich bald drohend, je nachdem der Mahler die Originale aufgefaßt hat, oder je nachdem der Enkel sich in dieser oder jener Stimmung befindet; nur denjenigen, die durch die Laune des Mahlers oder des Gemahlten die Augen abwenden, vermag er, er mag sich stellen, wohin er will, keinen Blick abzugewinnen.

Ein lebender Mensch, der uns, wenn wir uns bewegen, nachsehen will, muß entweder die Augen oder den Kopf drehen; beides thut nun wohl ein Gemälde nicht und blickt uns doch auf den verschiedensten Standpunkten an. Woher kommt dies? Wer je daran gedacht hat, warum sogenannte „lebende“ Bilder nur auf einem einzigen Standpunkte genau den Eindruck des copirten Gemäldes geben, während das Bild selbst auf den verschiedensten Standpunkten dasselbe bleibt, weiß oder errāth es.

Man stelle vor sich einen Würfel und neben denselben ein nach den Regeln der Linienperspective gezeichnetes Bild desselben, auf dem also eine Seite, z. B. die rechte, sich schief und verkürzt darstellt; nun stelle man sich vor den wahren Würfel so, daß man ihn genau in der Lage sieht, in der er im Bilde gezeichnet ist; geht man jetzt ein Paar Schritte nach rechts, so sieht man die vordere, gegen den Beschauer gekehrte Seite immer noch, aber allmälig schiefer und verkürzter, während die rechte Seite immer stärker hervorkommt, immer größer wird. Geht man von der ersten Stellung aus nach links, so verschwindet die rechte Seite allmälig, dagegen wird die linke sichtbar.

Diese Umstände beweisen, daß der Würfel sich nicht bewegt hat; denn hätte der Beobachter bei seiner Bewegung die rechte verkürzte Seite beständig in derselben Größe sehen sollen, so hätte sich der Würfel um sich selbst drehen müssen, erst von links nach rechts und dann von rechts nach links.

Man stelle sich jetzt vor das Würfelbild unter demselben Gesichtspunkt, wie vorhin vor dem eigentlichen Würfel, so wird das Bild dem Auge ganz denselben Eindruck geben, wie der Würfel selbst. Geht man nun nach rechts, so bleibt der Effect derselbe, weil die rechte Seite nicht größer, die vordere nicht kleiner wird, und es wird scheinen, als ob sich der gemahlte Würfel gegen den Beobachter gedreht hätte, und zwar sein hinterer Theil von rechts nach links, sein vorderer Theil von links nach rechts. Geht man aber von der ersten Stellung aus nach links, so wird sich die rechte Seite statt wie beim körperlichen Würfel zu verschwinden, immer gleich groß darstellen, die linke aber gar nicht zum Vorschein kommen. Es wird also wieder scheinen, als ob sich der Würfel dem Beobachter zugedreht hätte, und zwar, als ob sein hinterer Theil nach rechts zurückgewichen, sein vorderer gegen links vorgerückt wäre; kurz, der gemahlte Würfel wird sich immer scheinbar mit dem Beschauer und gegen denselben drehen.

Gerade so verhält es sich auf den Gemälden mit Perspectiven von Alleen, Colonnaden u. s. w., überhaupt durchaus mit allen Abbildungen von Gegenständen, deren Umrisse nach den Regeln der Linienperspective gezeichnet sind; der Beschauer sieht sie beständig in derselben Lage.

Das Bisherige ist nun sehr leicht auf die scheinbare Beweglichkeit des Blickes eines Porträts anzuwenden. Wenn ein Kopf nicht im Profil gezeichnet ist, so ist der Durchschnitt des Gesichts durch die vor=

springende Nase auf der Fläche des Gemäldes senkrecht oder schief. Der lebende Kopf, der ein wahres Relief hat, könnte nicht beständig dieselben Gesichtstheile unter denselben Verkürzungen zeigen, ohne sich in dem Maße zu drehen, in dem sich der Beobachter zur Seite bewegt. Da hingegen der Kopf kein wahres, sondern nur ein gemahltes Relief hat, so kann die dem Beschauer einmal zugekehrte Seite des Gesichts, sei es die rechte oder die linke, seinem Auge, wenn er seinen Standpunkt verändert, durch keinen Vorsprung entzogen werden, weil kein Vorsprung vorhanden ist; diese Seite zeigt sich fortwährend völlig in der Ausdehnung, die ihr der Mahler gegeben hat, während die dem Beobachter abgekehrte Seite sich nicht mehr entwickelt, sondern auch dieselbe bleibt. Hat der Mahler die rechte Seite der Nase dargestellt, so sieht der Beobachter diese Seite zu seiner Rechten, er mag sich stellen, wohin er will. Da also bei dem gemahlten Kopf für den Beobachter in allen Theilen des Gesichts dieselben Verhältnisse bleiben, so scheint sich der Kopf, gerade wie der Würfel, in dem Maße zu drehen, in dem man sich bewegt.

Da nun immer die Richtung des Blicks in einem Bilde nothwendig an eine bestimmte Richtung des ganzen Gesichts geknüpft ist, so ginge schon aus dem Bisherigen deutlich hervor, daß sich unmöglich das ganze Gesicht nach dem sich bewegenden Beobachter drehen kann, ohne daß der Blick diese Drehung mitmachte.

Die Sache wird aber noch augenscheinlicher, wenn man nach den bisherigen Grundsätzen auf die Wölbung des lebenden Auges Rücksicht nimmt. Sehen wir einer Person, die uns anblickt, gerade von vorne in's Gesicht, so ist der Augenstern in der Mitte und das Weiße des Auges zu beiden Seiten gleich groß. Hält nun die Person den Kopf unbeweglich und gehen wir ein paar Schritte zur Seite, so verschwindet das Weiße auf der abgekehrten Seite nach und nach, während die andere Seite sich immer größer und am Ende in ihrer ganzen Ausdehnung zeigt. Sollen die beiden Theile sich gleich bleiben, während wir uns seitlich bewegen, muß die Person nothwendig den Kopf in demselben Verhältniß drehen. Da nun das gemahlte Auge keine wirkliche Wölbung hat, so werden wir wieder auf den obigen Schluß geführt. Das Weiße des gemahlten Auges bleibt sich überall gleich, und wenn das Bild uns einmal anzusehen scheint, so wird es uns ansehen, wir mögen uns stellen, wohin wir wollen.

Endlich ist noch zu bemerken, daß die Stellung des sogenannten

Lichtpunktes im Auge die Täuschung noch erhöht; denn im lebenden Auge ändert dieser leuchtende Fleck auf der glatten und stark gewölbten Fläche des Auges mit jeder Bewegung des Beobachters seine Stelle, auf dem Porträt aber bleibt dieser Punkt unverändert da, wohin ihn der Mahler nach den Regeln des Lichts einmal gesetzt hat, und auch darauf sind die einfachen Grundsätze der Perspective, die wir berührt haben, anwendbar und führen zu demselben Resultate.

Doch nun wieder zu unserer Erzählung.

Die Blicke des Gemäldes verfolgten nicht nur den jungen Griechen, sondern derselbe glaubte sogar zu bemerken, wie die Wimpern zitterten, wie der Busen in sanftem Wogen sich hob und selbst ein frivoler Zug schien zeitweilig den Mund zu umspielen.

Rigas floh aus dem Banne dieses Blickes und wandte sich zu dem gegenüber hängenden Bilde.

Dieses schien das Bild einer jungen Deutschen: die bekannte eigenthümliche Rundung des Kinns, das Auge licht, die Brauen etwas gedrückt, die Haare blond, glatt und im Nacken gebunden, eine intelligente Stirne, eine fast mehr als mittelgroße Nase mit sehr zart geformten Nüstern, ein aristokratischer Mund vom schönsten Schnitte; dazu ein griechisches Gewand, welches nur den edlen Bau des schlanken Halses unverhüllt ließ.

Der Eindruck dieses Bildes war weniger lebhaft, weniger mächtig für den ersten Augenblick; ihr Auge war mehr gesenkt als offen, und um ihren Mund zeigte sich beinahe die Schlaffheit der Resignation. Und dennoch flößte ihm dieses Bild so viel Interesse ein, daß er weder zu dem ersten zurückkehren, noch seine Wanderung durch diese kleine Galerie fortzusetzen sich bestimmt fand.

Bald auch änderte sich der Ausdruck der Gesichtszüge des Porträts; der Blick schien sich zögernd zu heben und Rigas sah eine Thräne die Wange herabgleiten — ja ja, er sah das Bild wahrhaftig weinen, darauf konnte er schwören.

Der junge Grieche war von dem Zauber seiner Umgebung schon so sehr besiegt, daß er nahe daran war, durch einen kräftigen Ruf sich Gewißheit von seinem wachen Zustande zu verschaffen; aber es versagte ihm die Stimme.

Bald wurde er insoweit nüchternen Sinnes, daß es ihm möglich wurde, eine Meinung festzuhalten, die ihm für den Augenblick hinreichte. Er hielt nämlich dafür, er stünde in dem Ausstellungs=

gewölbe eines phantastischen Mahlers, der sein Heil in dem Vortheile sucht, den Besucher seines Cabinetes durch das Ungewöhnliche der Umgebung und der Beleuchtung zu täuschen, um durch dieses Mittel den vielleicht weniger trefflichen Bildern einen höheren Reiz zu verleihen. Denn was wäre in einer Hauptstadt wie Wien unmöglich? Aber ein neuer Blick auf das Porträt machte ihn sein ganzes Raisonnement vergessen.

Er mochte wohl lange vor diesem Bilde gestanden sein, ohne zu merken, daß Jemand dicht hinter ihm stehe.

Ein Schatten, der vor ihm auf der glatten Fläche der Säule sich hin und her bewegte, machte ihn aufmerksam.

Er wandte sich rasch um.

Ein junger Mann trat höflich einige Schritte zurück.

Für den ersten Augenblick ließ die Ueberraschung Rigas' nicht sogleich das rechte Wort finden, und auch der Fremde stand schweigend ihm gegenüber, so daß dem Griechen Zeit genug blieb, ihn genauer zu betrachten.

Der Fremde war groß und hager, aber in seiner Haltung war viel Anstand, sein Gesicht trug eine auffallende Bläſſe zur Schau, welche durch die kurzen schwarzen Haare, die sich, der damaligen Mode ganz entgegen, ungepudert zeigten und wie im halben Entsetzen sich emporsträubten, noch gehoben wurde. In seinen etwas tief liegenden Augen war keineswegs alle Gluth erstorben, sie schien vielmehr auf eine Anregung zu warten, um hervorzublitzen. Seine Kleidung war schwarz, nur ein weißes Tuch wand sich leicht um seinen Hals.

Nach einigen Augenblicken stummen Gegenüberstehens sprach er mit gedämpfter Stimme in gebrochenem Französisch den jungen Griechen an:

„Es wäre überflüssig, zu fragen, für welche von diesen Damen Sie sich entschieden haben, denn gleich bei meinem Eintritte fand ich, daß Ihr Auge bereits gewählt hat. Ich zweifle nicht, daß Sie dem liebenswürdigsten Mädchen Wiens nicht blos einen vorübergehenden Augenblick zu schenken gesonnen sind. Doch es wird die Sache der Dame selbst sein, sich Ihnen für längere Zeit unentbehrlich zu machen. Ist solches der Fall, dann verschwindet dieses Bild für das Auge eines jeden Andern und erwacht nur in Ihren Armen zum glühenden Leben. Hier sind —“ sprach er und zog ein Portefeuille aus der Tasche, worin sich mehrere Porträts befanden — „hier sind die Züge

unserer schönen Virtuosin im Kleinen, und so oft Sie ihr dieses Porträt zusenden, wird sie nicht säumen, in Ihre Arme zu eilen."

Der Fremde schwieg und machte Miene, Rigas fortzuführen.

Bis dahin hatte dieser Letztere ihm schweigend zugehört; das kleine Porträt im Stahlstich in der Hand haltend und hinlänglich damit beschäftigt, ihn zu verstehen, weil er leise, schnell und überdies sehr fehlerhaft sprach; doch wenn er auch bis jetzt befangen dastand, ohne zu fragen, wo er denn eigentlich sei und wer das Recht habe, ihn in diese räthselhafte Lage zu versetzen, so brach nunmehr, durch des Fremden Worte entfesselt, die übereinstimmend mit allem Uebrigen ihm eine hinlängliche Aufklärung gaben, der Unwillen über die Erdreistung des Anbotes fast zu übereilt hervor und Rigas fing an, den Antrag des Kupplers mit derben Worten in eine schmucklose Prosa zu übersetzen.

Anfangs sah der Kuppler den Griechen befremdet an; bald aber wurde er seines Irrthums inne, der hier obwaltete, und fragte trotzig:

„Wie könntet Ihr es wagen, Euch mit einem abgelauschten Losungsworte bei mir einzuschleichen?"

Dieser Vorwurf empörte Rigas; im hohen Grade aufgeregt, wozu wohl auch das kurz vorher genossene Getränk beigetragen haben mochte, faßte er ihn etwas unsanft bei seinem Jabot, und verlangte, nicht in den freundlichsten Ausdrücken, Widerruf und Erklärung.

Wir vermöchten wohl kaum jedes Wort zu vertreten, welches Rigas dem Manne im höchsten Unwillen entgegen warf; er erwähnte auch nebenbei der vielen „Gelegenheitsmacher," welche ihr Unwesen in Großstädten treiben.

Da veränderte sich plötzlich das ganze Wesen des Unbekannten. Die zarten, blassen Züge zeigten sich von Wuth verzerrt, die eingesunkenen Augen rollten glühend zwischen den schwarzen Wimpern. Seine Hand griff in die Brust und bald blitzte ein stählerner Stachel in seiner Hand; womit er Rigas einzuschüchtern beabsichtigte.

Kaum fiel der Blick des Griechen auf das blanke Stilet, als er den Angreifer losließ und nach seinem Stocke griff, in welchem sich eine Degenklinge befand.

Die Ueberzeugung von des Gegners Seite, wider eine gleiche Waffe zu kämpfen, machte ihn verwegener, und er suchte noch immer mit derselben drohenden Geberde den jungen Griechen dem Vorhange näher zu drängen.

Da zuckte es diesem krampfhaft in seiner Hand — in einem Momente hatte die dünne Spitze von Rigas' Degen des Gegners rechte Schulter durchbohrt.

Der Dolch entfiel seiner Hand . . . er schrie dumpf auf . . . glitt an einer Säule nieder, und suchte mit der Linken das Strömen des Blutes aufzuhalten.

Der Ruf des Gefallenen wurde durch einen Schrei, der ringsum aus der Wand hervorzubringen schien, beantwortet.

Das glänzende Licht flackerte hell auf und wurde hierauf allmälig matter, im Saale wurde es immer düsterer, die Scheiben der Bilder fielen klirrend herab und — aus den Rahmen beugten sich blasse Mädchengesichter vor, die mit Entsetzen zurückfuhren.

Bald widerhallte das ganze Haus von Rufen und Glockenklang.

Rigas wollte entfliehen, doch die Thüre hinter dem Vorhange war verschlossen.

Noch stand er in dem finsteren Raume zwischen der Draperie und der Thüre, als diese von Außen geöffnet wurde und der Zwerg, an Rigas vorüber, in den Saal stürzte.

Nun suchte er durch die offen gebliebene Thür das Weite. Bald befand er sich in der ersten Stube und ebenso bald auf der Straße.

Er floh, nicht ohne Wunde — denn ihn brannte in der Brust eine quälende Erinnerung; er glaubte auch die eilenden Schritte seiner Verfolger, die kreischenden Stimmen der Mädchen und den Schmerzensschrei des Verwundeten zu hören.

Endlich war er den Verfolgern glücklich entkommen; er bemerkte, daß es rings um ihn ruhiger und einsamer sei; ein kühlender Luftzug trocknete den kalten Schweiß auf seiner Stirne — er stand mitten auf der, des Nachts wenig begangenen Donauschlagbrücke.

Den Stiletstock, welchen die geschlossene Faust bisher mechanisch festgehalten, schleuderte er nun in die Donau und ihm war zu Muthe, als heischten die Wellen noch ein größeres Opfer, als forderten sie nicht blos das unschuldige Werkzeug, sondern den Schuldigen selbst.

Rigas riß seine Kopfbedeckung ab, als sollte die frische Nachtluft ihm Lebensgeister zuwehen; er rang nach zusammenhängenden Gedanken.

Da fiel plötzlich etwas Weißes, Flatterndes vor ihm zu Boden.

Es war das kleine Bildniß der Blondine, das zufällig in seine Mütze gerathen war.

Schon wollte Rigas mit Hast diesen neuen Verräther dem blutigen Werkzeuge in die Wellen der Donau nachsenden, als eine flüchtige Mahnung durch seine wirren Sinne zog, diesen Fund zu behalten, weil das Bild dieses Opfers der Prostitution dazu bestimmt sein könnte, die Schuld seines Gegners erweisen zu helfen.

Es war dies freilich nur ein Scheingrund, aber derselbe trug wesentlich dazu bei, ihn zu beruhigen.

Auf vielen Umwegen schlich Rigas nach seiner Wohnung, welche er bei dem griechischen Handelsmanne, Demeter Oekonomos, auf dem alten Fleischmarkte, Ecke des Drachengäßchens, genommen hatte.

Als er über den einsamen Hafnersteig (heutige Griechengasse) schritt, fühlte er eine Bewegung an seiner Westentasche, verursacht von einem plötzlich neben ihm auftauchenden Manne, der sich seiner Uhr bemächtigte und mit dem Raube davonlief.

„Hollah, meine Uhr!“ schrie Rigas. „Haltet den Spitzbuben!“

Auf dem alten Fleischmarkt, am Eingange des sogenannten „Laurenzerbergl,“ ging eben ein Polizeisoldat mit monoton gemessenen Schritten auf und ab, als plötzlich, nur wenige Schritte von ihm weg, der vorerwähnte Ruf erscholl. In demselben Momente rannte Jemand hastig dem Polizeisoldaten in die Arme, der sich eben nach der Richtung hinbegeben wollte, wo man ihn zu brauchen schien.

„Verflucht — ein Bosser-Isch (Polizeimann)!“ murmelte der Angehaltene, der es eilig haben mußte, da er sich mit allen seinen Kräften von dem Wachmanne zu befreien suchte.

Die Beiden rangen mit einander.

„Laßt los!“ keuchte der Flüchtling während des Ringens, „oder bei Gott, ich gebe Euch kaltes Eisen zu kosten, mehr als daß Ihr je wieder Lust fühltet, auf der Straße die Leute anzufallen.“

„Pah,“ entgegnete der Polizeisoldat, der ein breitschultriger kräftiger Mann zu sein schien, „mit dem kalten Eisen hat's seine guten Wege, Du sauberer Bursche, so lange Du die Hände nicht frei hast; na, und an mir soll's nicht fehlen, wenn Du in fünf Minuten mit ein Paar Handbretzen (Schellen) aufgeputzt auf Nummer Sicher im Sterngassel (Polizeigefangenhaus) von Deinen Heldenthaten ausruhst. Die Patrouille, der ich Dich abliefern werde, kommt bald das Bergl herauf. Ich glaub', die heutige Nacht ist für Dich höchst ungesund.“

Der Aufgegriffene knirschte mit den Zähnen und begann, wahrscheinlich in Folge der ihm in Aussicht gestellten Versorgung, seine Befreiungsanstrengungen zu verdoppeln.

Eine Weile blieb der Kampf unentschieden. Der Polizeiwachmann war stark genug, seinen Gegner am Entkommen zu hindern, ohne ihn jedoch vollständig bewältigen zu können. Der Andere hingegen schien einzusehen, daß er nicht im Stande sei, sich allein zu befreien, denn er stieß plötzlich einen eigenthümlichen schrillen Pfiff aus, der offenbar Hilfe herbeirufen sollte.

Und wirklich tauchte in demselben Augenblicke aus dem Dunkel des Drachengäßchens eine schlanke Männergestalt hervor.

Mit schnellen elastischen Schritten näherkommend, blieb ein elegant gekleideter Mann mit erhobenem Stock vor den Ringenden stehen.

„Ah, ein Spitzbube — ein Straßenräuber!" rief er aus. „Na, wartet Polizeimann, ich will Euch helfen, den Schurken zu bändigen."

Mit diesen Worten ließ er seinen Stock niedersausen; aber — unglücklicherweise fiel derselbe mit voller Wucht auf den Arm des Polizeisoldaten, der einen Schmerzensschrei ausstieß und gezwungen war, den Gauner auszulassen.

Dieser Letztere benützte die unerwartete Gelegenheit und machte sich über den Dominicanerplatz davon. Er war im nächsten Augenblicke verschwunden, bevor noch der Polizeimann, der sich noch immer den getroffenen Arm hielt, seine Fassung wiedergewonnen hatte.

Auch der ungeschickte Helfer, der durch sein Dazwischentreten an dem Entkommen des Gauners schuld war, wollte sich mit einem kurzen: „Entschuldigt, lieber Mann!" ebenfalls entfernen, als ihn der Polizeisoldat höflich, aber mit festem Griff am Arme faßte.

„Entschuldigt selber, lieber Mann!" rief er. „Ihr müßt mir erst sagen, mit wem ich die Ehre habe."

Der Angesprochene wendete sich stolz um und blieb stehen. Er zog ein Brieftäschchen heraus und reichte dem Polizeimann seine Visitkarte dar.

„Wollen Sie mich nur zur nächsten Laterne begleiten," sagte dieser und führte den Fremden, ohne seinen Arm zurückzuziehen, einige Schritte bis zu einer Straßenlaterne.

Der Fremde machte nicht den leisesten Versuch, sich zu befreien. Noch immer stumm, begleitete er den Polizeimann, der die Visitkarte zu seinen Augen emporhob, und, nachdem er sie gelesen, eine erstaunte Miene machte.

„O — Herr Baron Alfred von Merklin!“ sagte er, langsam seine Hand zurückziehend.

„Euch zu dienen,“ sagte der Andere kurz; „meine Wohnung ist auf der Karte angegeben. Wünscht Ihr sonst noch Etwas von mir?“

„Nein, nein, Herr Baron,“ entgegnete der Wachmann, „obwohl ich gestehen muß, daß ich im ersten Augenblick der felsenfesten Meinung war, ich hätt's mit einem Spießgesellen von dem Spitzbuben zu thun, der mir auf so ärgerliche Manier entwischt ist. Wissen S', Herr Baron, ich bin ein Wiener und meine Landsleut' sind nicht auf'n Kopf g'fallen; wir machen uns oft eigene Ideen, was bei den Böhmen weniger der Fall ist. Aber wir wissen auch, was wir unserm Adel schuldig sind. Bitt' nur, nach Haus zu gehen — 's war ein Versehen, weiter nichts.“

Der Herr Baron murmelte einige unverständliche Worte. Dann fügte er nach einer kleinen Pause hinzu:

„Nehmt hier den Gulden, trinkt auf meine Gesundheit und entschuldigt meine Ungeschicklichkeit.“

„Euer Gnaden, Herr Baron, haben mir auch beinah' den Arm entzwei geschlagen,“ erwiderte der Wachmann. „Ich glaub', daß mir hätte leicht ein Knochen gebrochen werden können; aber — für's Geld dank' ich; der Herr Baron werden ohnehin wissen, daß das Reglement streng verbietet, auch nur 's Mindeste anzunehmen.“

Der Baron nickte, steckte sein Guldenstück wieder ein und ging seines Weges.

Der Polizeisoldat schüttelte wiederholt den Kopf, betastete seinen Arm, der ihm noch schmerzte, und brummte eine gute Weile vor sich hin, bevor er mit gewohnter Ruhe wieder langsam die Runde auf dem ihm zugewiesenen Territorium machte.

Während der Verhandlung zwischen dem Baron und dem Polizeisoldaten war Rigas, der, trotz des Verlustes seiner Uhr, aus bekannten Gründen mit der Polizei nichts zu thun haben wollte, in sein Haus getreten.

Neunzehntes Capitel.

Du kannst Baronin werden!

Es war ein behaglich aussehendes Gesellschaftszimmer in einem eleganten Viertel der Haupt- und Residenzstadt; auch die Einrichtung deutete auf den Reichthum der Bewohner, und die Personen, welche sich eben um den Kaffeetisch vereinigt hatten, gehörten offenbar der besten Gesellschaft an.

In einem Lehnstuhle am Fenster saß in halb liegender, nachlässiger Haltung ein alter Herr mit einem gerundeten Gesichte, dessen Röthe von Gesundheit zeugte. Er hielt eine Nummer des „Wiener Diariums" in der Hand, in welcher er von Zeit zu Zeit einen Blick warf, während er einer schönen Meerschaumpfeife dichte Rauchwolken entlockte.

Ihm gegenüber saßen ein Paar junge Leute in eifrigem Gespräche vertieft, das nur halblaut geführt wurde, um den Lesenden nicht zu stören. Es war ein Mädchen und ein junger Mann.

Die Dame, wenn man ein liebliches Geschöpfchen von höchstens siebzehn Jahren so nennen konnte, schaute mit ihren schönen schwarzen Augen recht klar und bestimmt in die Welt und blickte nur selten träumerisch vor sich hin, wie es bei jungen Mädchen sonst so häufig der Fall ist. Sie hatte ein allerliebstes Stumpfnäschen, schelmische Grübchen in den Wangen und einen Ausdruck von Entschlossenheit um den Mund, der dem Beobachter imponiren mußte.

Zeitweilig antwortete sie durch ein munteres Lachen auf das Flüstern ihres Gesellschafters, eines jungen Mannes in der kleidsamen Campagne-Uniform eines Officiers der ungarischen Nobelgarde, der ein gutmüthig offenes Gesicht, braune funkelnde Augen, eine breite

bin,
ist es
chen in

„In
eines Krieges
unruhigen Blic
thörichten Plane nic

„Warum thöricht,
noch der junge Mann antw
Besseres thun, als den von ihm ange
auf seiner militärischen Laufbahn am Be
vermag. Soll er ewig Gardelieutenant bleiben oder
kleines Gütchen zurückziehen?“

„Du siehst, Eva,“ erwiderte der junge Mann etwas
„Dein Vater giebt mir Recht und findet meinen Plan ganz vern
tig. Ich glaube, es ist das Beste, was ich thun kann.“

Eva nahm eine schmollende Miene an und erwiderte pikirt:

„Ist denn die militärische Carrière Alles? Was hast Du davon, wenn Du's selbst zum General bringst und als verwitterter Brummbär an den Familienherd zurückkehrst, mit mehreren Orden auf der Brust und einem todten, kalten Herzen darunter?“

Der junge Gardist schaute sie forschend an.

uf=

dessen
n schlan=
blasses Ge=
e, wenn nicht
en den günstigen
r, das auf den ersten

erbeugte er sich vor den An=
om Hause, dem er die Hand schüttelte,
en Dame respectvoll die Fingerspitzen küßte und
efinden fragte.

as Mädchen war offenbar unangenehm von dem Besuche be=
obschon sie sich sichtlich Mühe nahm, es zu verbergen. Trotzdem
en die Antworten, die sie dem Baron ertheilte, sehr kurz, und der
gewandte Hofmann bemühte sich vergebens, sie in ein längeres Gespräch zu verwickeln.

Der Herr des Hauses dagegen überquoll vor Freundlichkeit gegen den neuen Besuch und sandte seiner Tochter einen finsteren Blick nach dem andern zu; er schien sich nur schwer zurückhalten zu können, sie wegen ihres steifen Benehmens laut zu tadeln.

Der junge Officier nahm sich seinerseits keine Mühe, die un=

angenehme Situation durch sein Eingreifen zu beheben; anstatt dessen trug er bei, sie noch um einen Grad unleidlicher zu machen. Mit finsteren Blicken starrte er in ein Buch, das er mechanisch geöffnet hatte, ohne auch nur zu wissen, worauf sein Auge haftete.

Endlich fand er es für passend, sich an der Unterhaltung zu betheiligen.

Der Baron hatte, von tausend Dingen plaudernd und auf keines tiefer eingehend, vom Hof und dem Leben daselbst, von Sport und Vergnügungen, von Theatern und Gesellschaften gesprochen und war schließlich auch auf das Thema: Ehe und Ehemänner gerathen. Zu Eva gewendet sagte er:

„Ich halte diejenigen Männer am geeignetsten, eine Frau glücklich zu machen, die das Meer des Lebens und seine Untiefen genau kennen gelernt haben, und ich möchte beinahe behaupten, daß derjenige der beste sei, der am öftersten an seinen Klippen gescheitert — sind Sie nicht meiner Meinung, Fräulein?"

Der Gardist sah von seinem Buche auf und antwortete statt der Angesprochenen, in dem er mit ruhiger, beinahe monotoner Stimme sagte:

„Im Allgemeinen liegt etwas Richtiges in dieser Ansicht; aber es ist nur schade, daß sie zu oft von Unwürdigen mißbraucht wird, die ihr Leben schmachvoll vergeudet haben, und dann noch gewissenlos genug sind, die Hefe des Ueberrestes einer Unglücklichen anzubieten, die ihr Leben an der Seite eines solchen Todtengerippes verbringen soll."

Baron Merklin spielte nachlässig mit seiner Uhrkette und that als merke er gar nicht die Anspielung, welche nur allzudeutlich auf ihn gemünzt war. Indessen klang, trotz dieser affectirten Gleichgiltigkeit, seine Stimme etwas rauh, als er — ohne seinen Nebenbuhler anzublicken — sich an Eva wandte und seine Frage wiederholte:

„Sind Sie nicht meiner Ansicht, Fräulein?"

Die Angeredete zögerte einen Augenblick, dann sagte sie langsam:

„Ich muß allerdings gestehen, daß ich mich der Meinung meines Vetters zuneige."

Baron Merklin biß sich auf die Lippen und warf seinem Rivalen einen finsteren Blick zu, dann machte er einen Versuch zu einem Lächeln, das freilich wie ein Grinsen aussah, und sagte:

„Ich beuge mich vor einer Meinung, die aus so schönem Munde

kommt, und erlaube mir keinen Widerspruch; vielleicht werden Sie sich dereinst im Leben überzeugen, daß meine Ansicht die richtige ist."

„Ich hoffe," sagte der Officier, sich wieder in die Unterhaltung mischend, „daß meiner Cousine Eva diese grausame Prüfung erspart bleibt. Sie wissen" — fügte er hinzu, ohne eine Antwort abzuwarten, die dem auffahrenden Baron schon auf den Lippen schwebte — „daß ich heute Nachtdienst bei Hofe habe, lieber Onkel; entschuldigen Sie mich daher."

Er reichte dem Herrn des Hauses die Hand, der ihm zögernd die seinige bot, machte seiner Cousine eine tiefe und dem Baron eine kaum merkbare Verbeugung und verließ das Zimmer.

Der Baron sendete ihm ein giftiges Lächeln nach.

„Er ist ein wenig widerhaarig, Ihr Neffe," sagte er zu dem alten Herrn gewendet, „er scheint sich die Hörner noch nicht abgestoßen zu haben und besitzt so wenig Schliff, als hätte er sich in seinem Leben nicht in guter Gesellschaft bewegt."

Der alte Edelmann stieß einen Fluch aus und erkärte seine volle Beistimmung zu dem über seinen Neffen gefällten Urtheil, seine Tochter bückte sich erröthend, um ihr Taschentuch aufzuheben und verließ dann, kleine Hausgeschäfte vorschützend, das Zimmer.

Der Hausherr aber bot seinem Gaste Tabak an und vertiefte sich mit ihm in ein vertrauliches Gespräch über sehr wichtige Angelegenheiten.

„Ich will offen mit Ihnen sprechen, Herr von Baranyay," leitete der Baron ein, „das ist unter Cavalieren stets das Angemessenste. Wollen Sie mir einige Minuten Gehör schenken."

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, Herr Baron," entgegnete der ungarische Edelmann in verbindlichsten Tone, „und hoffe, daß Ihre Worte ein angenehmes Thema betreffen werden."

„Jedenfalls angenehm, wenn Sie sie gütig aufnehmen werden; doch erlauben Sie, daß ich direct zur Sache übergehe," sagte Baron Merklin mit etwas bewegter Stimme. „Sie kennen meine Verhältnisse so ziemlich, ich erachte es jedoch für nöthig, Sie ganz in meine Lage einzuweihen. Sie wissen, daß mein Name einer der glänzendsten im Reiche und mein Wappen schon zu den Zeiten der Babenberger Herzoge geglänzt hat. Auch von der zerrütteten Lage meiner finanziellen Umstände werden Sie Manches gehört haben, — ich gestehe offen, daß ich liederlich, Viele werden sagen, wahnsinnig gewirthschaftet

habe. Meiner Meinung nach ist dies für einen Edelmann wenigstens keine Schande . . ."

Herr von Baranyay begnügte sich mit einem Kopfnicken, das ebensogut als väterlicher Tadel, wie als halbe Bestimmung gedeutet werden konnte.

„Ich habe ein Vermögen von hunderttausend Gulden geerbt," fuhr der Baron fort, „und besitze heute ebensoviel Schulden . . ."

Der alte Edelmann fuhr mit einer Miene des Erstaunens von seinem Sitze empor.

„So arg," sagte er, „hätte ich mir die Sache doch nicht vorgestellt."

Der Baron schien den Eindruck, den seine Enthüllung auf sein Gegenüber gemacht, nicht zu bemerken und fuhr kaltblütig fort:

„Um meine zerrütteten Verhältnisse in Ordnung zu bringen, bleibt mir nur Ein Ausweg offen — ich muß eine Geldheirat machen. Bei meinem glänzenden Namen und bei der Stellung, die ich in der Gesellschaft einnehme, wäre es mir ein Leichtes, irgend eine Kaufmannstochter, die Tochter eines Fleischhauers oder Bäckers zur Frau zu erhalten. Ich besitze auch, aufrichtig gesagt, keinen lächerlichen Ahnenstolz, um davor zurückzubeben, ich will aber auch anderseits nicht, daß meine Standesgenossen mit Fingern auf mich weisen, wenn ich ihnen so eine Baronin Hackstock als meine Gemahlin aufführe."

Er machte eine kleine Pause, als erwarte er irgend eine Bemerkung von seinem Zuhörer, der durch kein Zeichen verrieth, wie er über das eben Gehörte dachte. Der Baron fuhr deshalb, etwas unsicherer geworden, in seinen Auseinandersetzungen fort:

„Ich brauche eine Gattin aus gutem Hause und werde sie finden. Sie wird nicht unglücklich sein, da ich entschlossen bin, mein leichtes Leben aufzugeben, das ich ohnedies satt habe und es einmal als solider Ehemann zu probiren. Sie wird geachtet, beneidet, ein Mittelpunkt der vornehmen Gesellschaft sein; was kann eine Frau mehr verlangen, und wenn sie noch so anspruchsvoll wäre?"

Wieder gab Herr von Baranyay keine Antwort auf die directe Frage; er schien den Sprecher ungehindert zu Ende kommen lassen zu wollen.

„Und jetzt," fuhr der Baron fort, „nachdem ich Ihnen ohne Umschweife reinen Wein über meine Verhältnisse eingeschänkt, will ich auch eben so gerade auf den Zweck meiner heutigen Unterredung mit

Ihnen übergehen. Es ist — Sie werden es ohnedies aus manchen Anzeichen schon ersehen haben — Ihre Tochter, die ich zur Baronin Merklin machen will. Eine Heirat mit dem Fräulein Eva von Baranyay ist keine Mesalliance," fuhr er schmeichelnd fort, „und der Papa besitzt die zweimalhunderttausend Gulden, deren es bedarf, um den Glanz meines Wappens aufzufrischen —"

Der alte Edelmann machte eine Bewegung, als ob er das Wort ergreifen wollte.

„Hören Sie mich jetzt ganz zu Ende," sagte der Baron Merklin hastig. „Sie haben nur eine einzige Tochter: kein Sohn wird Ihren Namen fortführen und Ihr Haus auf eine höhere Stufe erheben. Wollen Sie Ihr Vermögen zur Bereicherung irgend eines Landjunkers verwenden lassen? Ich verpflichte mich, Ihren Namen dem meinigen beizufügen, ich werde, wenn Sie Ihre Einwilligung zu der Verbindung geben, die gesetzlichen Schritte thun und ein Geschlecht von Freiherren soll den Namen Merklin-Baranyay verewigen."

Er war bei diesen Worten aufgestanden, wie um seiner Rede mehr Gewicht zu verleihen.

Auch der alte Edelmann hatte sich erhoben und ging mit großen Schritten auf und ab, während der Baron ihn unruhig und erwartungsvoll betrachtete.

„Hm," meinte Herr von Baranyay nach einer Weile zögernd, „ich muß gestehen, daß Ihr Plan einen Lieblingswunsch erfüllt, den ich schon lange mit mir herumtrage, aber —"

„Aber?" fragte der Baron gespannt.

„Aber — wie ist's dann, wenn meine Tochter mit demselben nicht einverstanden ist? Sie ist mein einziges Kind und ich möchte ihr wo möglich freie Wahl lassen."

„Warum sollte sie nicht damit einverstanden sein?" sagte Baron Merklin. „Sie erhält einen vornehmen Gatten; ich bin nicht mißgestaltet, wenigstens hat das schöne Geschlecht Alles gethan, mich das Gegentheil glauben zu machen. Und dann —"

„Nun?"

„Dann müssen Sie eben Ihren Einfluß als Vater geltend machen, besonders wenn Sie mit Ihrer Erfahrung und Lebensklugheit einsehen, daß mein Vorschlag das wahre Glück Ihrer Tochter fördern würde."

Herr von Baranyay gestand zögernd ein, daß dies allerdings

wahr sei und versprach schließlich dem drängenden Werber, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehen würde, um die vorgeschlagene Verbindung ihrer Realisirung näher zu bringen.

„Ihre Hand darauf?" sagte der Baron.

„Mein Wort!" entgegnete Herr von Baranyay, ihm die Rechte bietend.

Mit einem Händedruck schied der verschuldete Cavalier, dem die Hunderttausende seines zukünftigen Schwiegervaters schon in den Ohren klangen. Daß er sich nicht gänzlich auf die Unterstützung seines unbekannten Gönners verließ, sondern sein künftiges Geschick durch eigene Kraft dauernd gestalten wollte, war eine Idee, die in seinem eigenen Kopfe entsprungen war.

Halb und halb besaß er das Geld des Herren von Baranyay schon. Eitelkeit ist eben nicht die geringste der sieben Todsünden und der alte Edelmann träumte dieselbe Nacht von den zukünftigen Baronen, die seinen Namen führen sollten.

Ein paar Tage waren nach der vorgeschilderten Scene vergangen. Herr von Baranyay saß beim Frühstücke und hielt wie gewöhnlich sein „Wiener Diarium" in der Hand. Der alte Edelmann schien sich nicht besonders behaglich zu fühlen, denn er stieß von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus und schielte dann zu seiner Tochter hinüber, gegen welche er voraussichtlich einen schweren Kampf zu bestehen haben würde.

„Eva, mein Kind," begann er endlich zögernd, „möchtest Du mir nicht einige Augenblicke schenken? Ich hätte Dir wichtige Dinge mitzutheilen."

Das Mädchen erröthete. Welche Tochter in diesem Alter würde kein Herzklopfen verspüren, wenn Eltern „wichtige Dinge mittheilen" wollen.

„Was wünschest Du, lieber Papa?" sagte sie mit stockender Stimme.

„Ich werde jeden Tag älter —"

„Halt, Papa," unterbrach sie ihn, mit dem Versuche, sich selbst durch einen Scherz Muth einzuflößen, „das darfst Du mir erst in dreißig Jahren klagen!"

Herr von Baranyay seufzte, hustete, lächelte, räusperte sich, kurz, er that Alles, was ihm einfiel, um sich über die Verlegenheit einer Einleitung hinauszubringen. Schließlich hielt er es für das

Gerathenste, mit der Thüre in's Haus zu fallen und so sagte er, die Worte mit einer gewissen Hast herausstoßend:

„Am Ende steht das, was ich Dir mitzutheilen habe, nicht mit meinem Alter in Verbindung, sondern eher mit dem Deinen . . . ich meine nämlich . . . es wäre Zeit an Deine Verheiratung zu denken . . . auch habe ich bereits eine passende Partie für Dich gefunden . . ."

Das Mädchen wurde leichenblaß, trotzdem sie halb und halb vorausgesehen, worauf ihr Vater es abgezielt hatte. Sie sagte leise:

„Du vergißt, daß ich erst siebzehn Jahre alt bin."

„Ganz richtig," entgegnete Herr von Baranyay eifrig, „aber es bietet sich eine Gelegenheit, die vielleicht nie wiederkehrt. Du kannst eine Baronin werden und in die höchste Aristokratie des Landes eintreten — Baron Merklin hat um Deine Hand angehalten."

„Lieber, lieber Papa!" entgegnete Eva in bittendem Tone, indem sie vor ihrem Vater niederkniete und schmeichelnd zu ihm aufschaute, „ich will ja noch gar nicht heiraten. Laß mich noch zwei, drei Jahre bei Dir bleiben — willst Du?"

Der Vater fuhr ihr mit der Hand über die zarten Wangen und sagte ernsthaft:

„Sei keine Thörin, Eva, und stoße Dein Glück nicht unbedacht von Dir."

„Ich mag aber den Baron Merklin nicht," flüsterte sie; „ich fürchte mich vor seinen stechenden Augen. Es ist mir immer unheimlich in seiner Nähe zu Muthe; wie soll ich da mit ihm glücklich werden?!"

„Du sprichst in der That wie ein Kind," sagte Herr von Baranyay aufstehend, mit einer gewissen Strenge im Tone; „ich hoffe Du wirst Dich eines Besseren besinnen, besonders wenn ich Dir sage, daß diese Heirat meinen vollen Beifall hat."

Das Mädchen erhob sich; entschlossen antwortete sie:

„Umsomehr halte ich es für meine Pflicht, Dir offen zu erklären, daß ich den Baron Merklin nie und nimmer meine Hand reichen werde. Vergiß doch nicht, Vater" — setzte sie in weicherem Tone hinzu — „daß Du nur ein einziges Kind hast. Willst Du dasselbe denn für immer unglücklich machen?"

In diesem Augenblicke trat Vetter Andreas von Aszalay in's Zimmer, der ungarische Gardeofficier, dessen Besuch dem alten

Edelmanne gerade sehr gelegen kam, denn nun hatte er wenigstens Jemand, an dem er seinen Groll nach Lust auslassen konnte.

„Ah, sieh' da, Herr von Aszalay," sagte er hämisch, „noch nicht ausgerückt gegen die Franzosen? Ich war der Meinung, der schmucke Herr Armeelieutenant verdrehe schon allen Damen, denen er auf seinem Ausmarsche begegnet, die Köpfe. Oder ist der heroische Entschluß schon aufgegeben?"

Der arme junge Mann, der sich so bissig angegriffen sah, schwieg verlegen und wurde blutroth. Einen Moment lang stand er unschlüssig, ob er nicht, ohne ein Wort zu verlieren, wieder seines Weges gehen sollte.

Da geschah plötzlich etwas Unerhörtes.

Eva, seine ewig spottende Cousine, überhob ihn der Mühe, ein Antwort zu suchen, indem sie mit ihrer gewöhnlichen ruhigen Stimme, so einfach, als ob sie „guten Morgen" sagte, ihrem Vater bemerkte:

„Du hast's errathen, Papa; Andreas hat sich anders besonnen und tritt nicht in die active Armee, geht also auch nicht gegen Frankreich."

„Bravo," sagte Herr von Baranyay, in seiner höhnischen Manier fortfahrend, „und da Du schon einmal die Mühe übernommen hast, den Dolmetsch Deines stummen Herrn Vetters zu machen, so kannst Du mir auch vielleicht sagen, warum er so urplötzlich seinen Plan geändert hat. Zwar geht mich das nicht im Mindesten etwas an, indessen man darf schon ein klein wenig neugierig sein."

„O ja, Papa," erwiderte Eva in demselben ruhigen Tone „ich kann Dir auch das sagen. Andreas weiß, daß er hier in Wien Freunde hat, die sich über seine Abreise zu Tode kränken würden, und deshalb zieht er es vor, bei ihnen zu bleiben."

Der Officier schaute seine Cousine mit leuchtenden Blicken an.

Herr von Baranyay wurde blaß vor Zorn. Mit erstickter Stimme sagte er:

„Wahrscheinlich gehörst auch Du zu diesen Freunden, die sich über die Abreise des jungen Herrn zu Tode kränken würden?"

„Ich glaube das selbst, Papa," erwiderte Eva sanft, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Im nächsten Augenblicke lag Vetter Andreas, ohne die Gegenwart des alten Herrn auch nur im Geringsten zu berücksichtigen, auf den Knieen vor Eva, deren Hand er mit seinen Küssen bedeckte.

Herr von Baranyay stieß einen Fluch aus und schrie, oder besser gesagt, kreischte den jungen Leuten zu:

„Bin ich noch Herr in meinem Hause, oder meint der Laffe, daß er es schon ist? Ich will Dir aber die Freude versalzen, junger Herr. Fort, aus meinem Hause, und lasse es Dir nie mehr einfallen, meine Schwelle zu übertreten, sonst bei Gott schieß' ich Dich nieder wie einen tollen Hund!"

Das Mädchen preßte die Hände auf's Herz und sagte mit blassen zuckenden Lippen:

„Geh' Andreas, und sei getroster, als ich es sein kann; Du nimmst mein Herz mit."

Der junge Mann wendete sich und ging; in der Thüre blieb er unschlüssig stehen und schaute bald Eva, bald deren Vater an, als ob er noch einen Versuch machen wollte, den Wüthenden zu besänftigen.

Dieser jedoch erhob nochmals den Arm mit einer gebieterischen Bewegung und sagte nur ein einziges Wort:

„Fort!"

„Auf Wiedersehen, theure Eva!" sagte der junge Gardeofficier zu seiner Cousine gewendet in traurigem Tone und schloß die Thüre hinter sich.

Herr von Baranyay ging, nach Athem haschend, im Zimmer auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen. Beinahe hätte man meinen mögen, er fürchte sich vor seinem Kinde, oder er bereue die heftige Scene, zu der er sich so eben hatte hinreißen lassen.

Seine Tochter stand regungslos am Fenster und preßte die heiße Stirne, Kühlung suchend, an die kalten Scheiben. Ihr Busen hob sich, als ob sie in Schluchzen ausbrechen wollte, aber — es entrang sich kein Laut ihren gepreßten Lippen.

Ob sich Vater und Tochter jetzt nicht gleichzeitig dachten:

„Du kannst Baronin werden — das ist das wahre Glück!"

Zwanzigstes Capitel.

Der Taschendieb und die Bettlerin.

In der Nähe des sogenannten „Radl“ (Rondeau) im Prater, wo die Equipagen der Vornehmen und die Kutschen der wohlhabenden Bürger den Kreis machten, um wieder in die Hauptallee zurückzukehren, oder auch in einen Seitenweg einbogen, um durch den „wilderen“ Theil des Praters nach dem Jägerhause, Lusthaus genannt, zu fahren, saß ein armes, barfüßiges Mädchen.

Wir können unseren freundlichen Lesern und Leserinnen von ihr nichts weiter sagen, als daß sie den Spitznamen „Beißerchen“ führte und zwar einestheils, weil die vorsorgliche Natur sie mit langen weißen Zähnen versehen hatte, die stark genug waren, Knochen zu zermalmen, anderntheils, weil sie in ihrer Kindheit die schlimmen Leute, welche sie schlugen, fürchterlich gebissen hatte — nun, und so bekam sie den Spitznamen Beißerchen, der ihr fortwährend blieb.

Beißerchen wußte nicht, wie alt sie sei und wo sie geboren war; überdies hatte sie mit vielen Menschen das gemein, daß sie weder lesen noch schreiben konnte. Obgleich sie etwas hinkte, war sie doch nicht mißgestaltet; dieses Hinken hatte sie übrigens von einem Fußtritte, den sie als kleines Kind in die Hüfte empfangen hatte — es war dies die einzige Erinnerung, die ihr von ihrer Familie geblieben war. Dem Ansehen nach war sie etwa achtzehn Jahre alt; man darf jedoch nicht vergessen, daß die Noth vor der Zeit alt macht.

Beißerchen saß auf dem Grase, an dem Fuße eines Baumes, der unweit jenes kleinen Seitenarmes der Donau — eigentlich mehr ein Tümpel — stand, welchen leidenschaftliche Angler und die Fischlein oder Krebsen suchende Jugend zu bevölkern pflegten. Ihre nackten

rothen Füße, die in alten, zerrissenen Schuhen staken, hingen von dem erhöhten Erdsitze auf den schmalen Fußsteig hinab; die Hände hielt sie in ihre buntgefärbte Schürze gehüllt, die eben nur noch für den Korb eines Lumpensammlers gut war.

Sie betrachtete die eleganten Wagen, welche im Prater auf und ab fuhren. Ach, damals war's noch eine Praterfahrt zu nennen, und lohnte der Mühe, stundenlange dem bunten Getriebe zuzuschauen!

Was sah die Arme Alles! Die Pferde waren wohlgenährt, die Bedienten feist und prächtig gekleidet. Das arme Beißerchen wagte es nicht einmal, ihre Wünsche bis zum Wohlsein der Lakaien zu erheben, aber sie getraute sich unverhohlen das Loos der Pferde zu beneiden. In Bezug auf die schönen Damen, die sich dem sanften Schaukeln ihrer Equipagen hingaben, war es der armen Bettlerin selbst in ihren verwegensten Träumen nie in den Sinn gekommen, daß der Schöpfer des herrlichen Weltalls sie aus demselben Thon geformt habe. Natürlich, wie hätte sie auch je einen Vergleich wagen können zwischen ihren fahlen, eingefallenen Wagen und diesen frischen, lieblichen Rosengesichtchen, welche die scheidende Sonne mit ihren einschmeichelndsten Strahlen liebkoste.

Die Bettlerin verfolgte mit ihren grauen, in's Grüne spielenden Augen die langgedehnte Allee, so weit sie es vermochte. Jeder Vorüberkommende war für sie der Gegenstand aufmerksamer Prüfung. Es ging auf sechs Uhr. Die Spaziergänger kehrten massenweise aus dem Prater in die Stadt zurück. Im Herbste macht sich nach Sonnenuntergang die Kälte gewöhnlich plötzlich fühlbar und so begann auch Beißerchen, deren ganze Kleidung in einem durchlöcherten Baumwollenüberrocke bestand, zu frieren, und sie war gegen die Frische der Nachtluft um so empfindlicher, als sie den ganzen Tag über nichts gegessen hatte.

Beißerchen hob ihr dichtes rothes Haar und zog das Tuch, mit welchem sie ihren Kopf bedeckt hatte, fester zusammen. Während sie den elenden Baumwollfetzen enger knüpfte, hielten die Kutscher in der Allee und warfen große, reichgestickte Decken über die erhitzten Rücken ihrer Pferde. Beißerchen fühlte ihr Elend jetzt doppelt stark.

Mittlerweile sank die Sonne immer tiefer hinab, die Kühle wurde immer schneidender und die schönen eleganten Damen hüllten sich in ihre wattirten Ueberröckchen.

„Ach, wenn ich doch auch nur was Warmes zum Einwickeln hätte!“ so dachte die Arme, deren Zähne vor Frost klapperten.

Ein Gefühl des Hasses und des Grolles durchzuckte sie und als wieder ein Wagen dahinrollte, in welchem sich zwei Damen behaglich wiegten, rief sie aus:

„Was haben denn all' die Frauen gethan, daß sie so prächtig ausgehalten werden?“

Da Beißerchen von Kindheit an unter dem Abschaume der Menschheit und ohne Kenntniß aller moralischen Gesetze lebte, betrachtete sie die Ehe als einen Gebrauch, dem sich nur einige strenge Naturen fügten; sie kannte den Unterschied zwischen einer ehrbaren Frau und einer Concubine oder einer Maitresse nicht. Ihre Phantasie riß sie fort. Es giebt kein Wesen, und sei dasselbe noch so niedrig gestellt, das nicht in einer Stunde des Traumes das Luftbild von Erhebung und Glück geschaut hätte. So rief denn Beißerchen jetzt kummervoll aus:

„Wann werd' denn ich auch einmal Ruh' finden! Ist denn die Ruh' und die Freud' nicht auch für Unsereins da?!“

„Na und warum nicht?“ rief einer starke spöttische Stimme dazwischen.

Die Bettlerin wandte sich rasch um.

„Ah, bist Du's, Torfdrucker (Taschendieb, welcher im Gedränge stiehlt)!“ sagte sie. „Schau, ich hab' Dich erwartet.“

„Und hast dabei so g'scheidt wie ein Buch g'sprochen,“ antwortete der Mann lächelnd. „Siehst, das hab' ich wieder von Dir gar nicht erwartet.“

„Vielleicht ist die Kälte schuld d'ran;“ erwiderte spöttisch das Mädchen.

Der Mann dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Du beklagst Dich über Dein Schicksal; na, wenn ich nicht Unglück g'habt hätt', wär' ich jetzt auch kein Dieb. Ich hab' recht schöne Anlagen für's Handwerk besessen —“

„O, Du hast Unglück gehabt, Torfdrucker?“ rief Beißerchen theilnahmsvoll. „Davon hast Du mir niemals was g'sagt!“

„Pah, ich werd' Dir's schon einmal erzählen.“

„Du wärst ein prächtiger Arbeiter geworden!“ sagte die Bettlerin und betrachtete den Taschendieb mit zärtlicher Bewunderung.

Der Torfdrucker war ein Mann von mittlerer Größe, aber

kräftiger Haltung. Trotz seines elenden Rockes und der fettbefleckten Mütze, die sein braunes Haar bedeckte, besaß er ein intelligentes Aeußere, das zu seinen Gunsten einnahm.

„Reden wir nicht weiter davon und dann — Rothkopf, Du darfst mich öffentlich niemals Torfdrucker heißen, da mußt Du Pankraz zu mir sagen, merk' Dir das genau — hast Du keinen von der Bosser-Isch (Polizei) in der Näh' bemerkt?"

„Keinen," erwiderte das Mädchen, „Du weißt, ich kenn' sie Alle von der Polizei, die Oeffentlichen und die G'heimen; seitdem ich auf der Welt bin, hab' ich immer zwischen Dieben und Hehlern gelebt."

„Ich hab' trotzdem keine Ruh'," fuhr Pankraz, wie wir den Mann fortan nennen wollen, fort, dabei scheue Blicke um sich werfend.

„O, ich wache über Dich!" versetzte die Bettlerin mit einem fast leidenschaftlichen Ausdruck.

Das Auge des Taschendiebes hatte die Gegend überflogen und heftete sich dann für einen Augenblick auf das Mädchen.

„Seit dem letzten Taschendiebstahl sitzt mir die Polizei auf der Ferse," murmelte er.

„Pah, sei ruhig," sagte sie; „alle Welt liebt Dich, Niemand wird Dich verkaufen, und Du weißt recht gut, daß man ohne Verrath nicht so leicht erwischt wird."

Pankraz betrachtete einen Augenblick lang mit unbestimmter Aengstlichkeit den Horizont, auf dem das Lichtmeer von Tausenden von Sternen bereits zu flimmern begann und rief dann:

„Zum Henker mit den trüben Gedanken! Du wirst Hunger haben, armer Rothkopf."

„Ja," flüsterte das Mädchen.

„Ich hab' neunzehn Kreuzer, da — nimm zehn davon," sagte der Dieb und wollte ihr das Geld in die Hand drücken.

„Ich mag's nicht," sagte sie, die Hand zurückziehend; „es ist zu viel, ich geb's nicht zu. Ein Mann ißt mehr, wie ein Weib."

„Na, weißt was, so komm und laß' uns die neunzehn Kreuzer mitsamm' verzehren. Gieb mir'n Arm, Rothkopf!"

Tiefe Freude mahlte sich auf dem Gesichte des armen Beißerchen; es legte seinen magern Arm in den des Taschendiebes und, indem sie unerhörte Anstrengungen machte, ihr Hinken zu verbergen, schritt

sie stolzer, glücklicher einher, als wenn sie am Arme eines Prinzen gehangen hätte.

Der Taschendieb und die Bettlerin richteten ihre Schritte quer über die Wiesen gegen die Vorstadt Erdberg.

Die eleganten Spaziergänger im Prater ahnten wohl kaum, daß wenige Schritte von ihnen sich ein Häuflein elender Baracken befand, in deren Mitte eine Kneipe stand, zu welcher sämmtliches Gesindel aus der Umgebung strömte, um zu essen und zu trinken.

Pankraz und seine Begleiterin hatten den Ort erreicht, welcher am Donauufer gelegen und mit Buschwerk umgeben war. Bratengeruch drang durch das Dickicht und der Klang von Trompeten und Clarinetten kündigte die Fröhlichkeit der versammelten Gesellschaft an. Diese letztere war sehr zahlreich.

„Laß' uns einen guten Platz unter den Bäumen suchen," sagte Pankraz zu seiner Begleiterin.

„Gegenüber von der Musik," erwiderte diese; „der Herzog von Salamini ist ungemein unterhaltend."

Nachdem Pankraz lange zwischen den bereits besetzten Tischen umher gesucht, fand er endlich einen Platz nicht ferne von der Schaubühne des glänzenden „Herzogs von Salamini." Er ließ zwei Stücke Brod, einige Schnitte schwärzlichen namenlosen Fleisches und einen Krug Bier bringen.

Hungrig fielen Beide über das kärgliche Essen her, ohne sich um ihre Nachbarn zu bekümmern; sie ahnten nicht, daß sie seit ihrer Ankunft von ihren Nebensitzenden links und rechts mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet wurden.

Der Tisch links war von drei Mädchen, Schwestern, deren älteste kaum zwanzig Jahre alt war, besetzt. Sie gehörten zu der Classe jener Unglücklichen, welche ein ewig unstetes Leben führen und welche zu jener Zeit den Spitznamen „Stadtgrabenmamsellen" führten, weil sie meist kein anderes Obdach hatten, als den grünen Rasen des Grabens, der sich um die Stadt zog, oder die Kellergewölbe der im Bau begriffenen Häuser in der Umgebung von Wien, oder endlich gar die Ausmündungen der Cloaken in den Wienfluß.

Diese drei Weibspersonen mochten einst versprochen haben, Odaliskenschönheiten zu werden; es hatten jedoch Noth und Laster aus ihnen drei gemeine Geschöpfe gemacht, auf deren Gesichtern sich die Dummheit, die List und die Lüge spiegelten, und jenes nichts=

sagende ewige Lächeln, das dieser Art von Menschen den Ausdruck eines gewissen Blödsinnes giebt. Sie waren ferner in Lumpen ohne Form und Farbe gehüllt; jede von ihnen hatte einen Menschen von gaunerischem Aussehen neben sich, der sie zum Trinken aufforderte, welcher Aufforderung sie auch fleißig Folge leisteten.

„He," sagte die Eine zu einem alten häßlichen Kerl, der ihr einschänkte, „schau dort hin — der Grimminger!"

Sie wies dabei auf einen hochgewachsenen, stämmigen Mann, welcher gut gekleidet war und, die Zecher musternd, zwischen den Tischen dahinschritt.

„Ich kenn' ihn nicht," sagte der Angesprochene.

„Wie, Du erinnerst Dich nicht auf den Grimminger, der Deine Tochter verführt hat?"

Der Alte schüttelte den Kopf und machte einen Zug aus dem vor ihm stehenden Kruge. Er erinnerte sich selbst seiner Tochter nicht mehr.

„Es heißt, der Grimminger wär' ein Verzünder (Angeber) geworden," fuhr das eine Mädchen fort. „Aber halt — dort kommt ja Beißerchen mit dem hübschen Burschen, dem Torfdrucker. Ei, ei, der Rothkopf streckt sich gar g'waltig in die Höh'. Wer hätt' das von dem kleinen Satan geglaubt, der noch Alles gebissen hat, was ihm in die Näh' gekommen ist!"

„Hat der Torfdrucker einen närrischen G'schmack!" bemerkte die eine der Schwestern.

„Ja mein," versetzte die zuerst Redende, „das Beißerchen ist wohl häßlich, aber sie war immer klug und ist für die Anbauer (Einbrecher) ein wahrer Schatz. Sie hat Augen wie eine Katz', und obgleich sie hinkt, lauft sie doch wie ein Haas, und dann ißt das Ding blutwenig und war in ihr'n Leben noch nicht betrunken."

„Erinnerst Dich noch," versetzte die zweite Schwester, „wie wir mit ihr bei der „alten Hex'" waren?"

„O, Beißerchen hat sich vor der Hex' nicht gefürchtet und sie sogar in'n Hals gebissen, wie wir damals haben die „Baronin" befreien wollen, weißt — das Madel, für welche die „Mordkatz" Geld bezogen hat, daß sie's z'Tod quält."

„Ja, ja, und wie die andere Hex' uns aufg'stöbert hat, und wie sie uns hat packen wollen, da war sie's wieder, die uns den Weg freig'macht hat."

Die Unterhaltung wurde hier durch den „Harfenisten" — wie

man damals die Wirthshausmusiker nannte — unterbrochen, den sogenannten „Herzog von Salamini," welcher zwischen den Tischen dahinschritt und mit etlichen Kupferkreuzern auf einem zinnernen Teller klapperte.

Der „Herzog" trug eine rothe, flitterbenähte Jacke, gelbe Beinkleider und blaue Strümpfe; es war ein Mann über die Vierzig, mit ernster, nobelthuender Miene, und gefiel sich darin, mit den Gästen, die ihm einen Schluck Wein anboten, vertraulich zu plaudern. Wenngleich der Sohn eines Bedienten, nannte er sich doch einen Cavalier von Geburt und war am Ende dahingekommen, daß er selbst an diese Lüge glaubte.

„Dieser läppische Spitzname Herzog von Salamini," sagte er, „verbirgt meinen eigentlichen Namen, der sehr schön klingt. Ich habe die Laufbahn eines Akrobaten nur aus Unabhängigkeitslust und Philosophie ergriffen."

Indessen gestand er doch, wenn man ihn ein wenig drängte, daß er manchmal der Polizei kleine Gefälligkeiten erweise.

„Aber," fügte er dann hinzu, „das geschieht nur aus Liebe zur Ordnung und Ruhe. Wir Edelleute scheuen die geringste Unordnung. O, Herr, wenn man das Blut der edelsten böhmischen Cavaliere auf dem Schaffote fließen sah!"

Bei diesen Worten zog er aus seiner Jacke ein Stück von einem Taschentuche hervor und wischte sich die Augen. Denn obgleich er nicht viel über vierzig Jahre zählte, gehörte es doch zu den Schwächen des „Herzogs von Salamini," sich einzubilden, daß er das Blutgerüst von Anno 1741 in Prag gesehen. Er erzählte, wenn's Noth that, die geringfügigsten Einzelheiten desselben. Er schilderte die Grafen Wrtby, Paradeis, Winick auf ihrem letzten Todesgange, beschrieb die Figur, welche Graf Desfours und Baron Wunschwitz als gassenkehrende Zuchthäusler gemacht hätten, und diese Erzählungen erfreuten sich des glänzendsten Erfolges, ja es hätte in der That ein höchst sonderbares Werk gegeben, wenn Jemand die Geschichte der baierisch-französischen Invasion in Böhmen nach den Angaben dieses Akrobaten aufgezeichnet hätte.

Der „Herzog von Salamini" reichte seinen Teller einem mageren häßlichen Kerl hin, der mit den drei „Stadtgrabenmamsellen" am Tische saß. Statt Etwas auf den Teller zu werfen, reckte der Bursche gegen den „Herzog" die Zunge aus.

Der Philosoph und Unabhängigkeitslustige war an solche Art gewöhnt, grüßte phlegmatisch und ging zu einem anderen Tische.

Pankratz, der „Torfdrucker," gab ihm zwei Kreuzer, der „Herzog" verneigte sich tief vor ihm und noch tiefer vor dem Beißerchen; dann richtete er sich auf und schritt gegen den dritten Tisch, den man im finstersten Winkel hinter den Bäumen bemerkte. Aber so gewohnt er auch an die Gesellschaft war, die sich hier zusammen zu finden pflegte, den Personen, welche an diesem einsamen Tische saßen, seinen Teller hinzuhalten, dazu hatte er doch nicht den Muth. Er drehte sich rasch auf dem linken Absatz um und eilte zu seiner Schaubühne zurück.

Es gab aber auch Grund genug, hier zurückzuweichen. Der Tisch war von drei alten Lumpensammlerinnen besetzt, welche ihre Butten und Hauen neben sich gestellt hatten. Alle Drei waren Ausbünde von Häßlichkeit, Schmutz und Elend; sie tranken Schnaps und flüsterten leise miteinander.

„Ich hab' die Stadtgrabenmamsell'n schön gequält, wie sie noch klein waren!" grinste die Eine.

„Ja, aber an's Beißerchen hast Dich doch nicht g'wagt," krächzte die zweite Hexe; „tragst ja noch die Spuren ihrer Zähn' am Hals."

„Und Du am Fuß!" höhnte die Erste zurück.

„Ihr müßt Euch rächen," murmelte die dritte Megäre mit spitzem Kinn und scharfer Habichtsnase.

„Wie ist das möglich?" fragten die beiden Anderen.

„Na — indem man ihren Liebhaber einstecken läßt."

„Was der Tausend! Das Beißerchen ist verliebt? Das ist ja ein köstlicher Spaß!"

„Du siehst ja, daß sie mit dem Torfdrucker zu Abend ißt."

„Na, sie mag ihn schon leiden; aber was thut's, er wird sie nie mögen."

„Das bleibt sich gleich; wenn er in's Kittchen (Gefängniß) kommt, wird sich Beißerchen jedenfalls ordentlich ärgern."

„Hat er denn was ang'stellt?" fragte die Erste wieder.

„Er hat eine goldene Kette g'stohlen und sie an den alten Schärfenspieler (Diebshehler) verkauft ... aber schau, da kommt er ja g'rad wie g'rufen . . . er kommt oft daher, um Kunden zu suchen. Heda, Herr Styx, Herr Styx!"

Ein kleiner gebückter Greis, der sich beim Gehen auf einen

Krückenstock stützte, kam, als er seinen Namen rufen hörte, auf die drei Megären zugehumpelt.

„Ah, bist Du's?" rief er, als er die Eine der Hexen erkannte, „was willst denn von mir?"

„Setzt Euch ein Weng'l nieder, Herr Styx," antwortete diese.

Der Alte hob die fransigen Schöße seines Flausrockes in die Höhe und nahm neben dem Weibe Platz.

Inzwischen musterten die beiden andern Alten den Diebshehler mit forschenden Blicken.

Plötzlich neigte sich die Eine zu ihm und flüsterte ihm zu:

„Wie, Schränker (Einbrecher), Du bist schon wieder dem Radbais (Zuchthaus) entsprungen?"

Diese Worte trafen Herrn Styx wie ein Blitzschlag; er wurde leichenblaß. Indessen, er war ein Charakter, der bald jeder Empfindung Herr zu werden verstand und so, nachdem er die beiden Hexen scharf fixirt, antwortete er leise:

„Hört, Jeriblerinnen (Marktdiebinnen), Ihr habt da einen Namen ausgesprochen, der seit acht Jahren nicht mehr existirt. Wenn Euch an Eurem Hundeleben etwas gelegen ist, sprecht ihn nie wieder aus."

„Schon gut, schon gut, Meister Styx, wir wissen, daß mit Dir nicht gut Kirschen essen ist; aber wenn man miteinander in gefährlichen Geschäften gearbeitet hat, erkennt man sich immer wieder."

„Was plauscht Ihr da?" fiel die dritte Gefährtin in die Rede. „Ihr kennt Euch also?"

„Ein Bissel, ein klein's Bissel, meine Tochter," versetzte der Diebshehler, „und um die Bekanntschaft zu erneuern, will ich den beiden Frauenzimmerchen da ein Krügel Branntwein zahlen und Ihr sollt auch Euren Theil d'ran haben."

Dieser Antrag versetzte die „Haderlumpweiber" (wie der Volksmund derlei Personen von ihrem Geschäftsruf nennt) in die freudigste Stimmung.

„O, 's ist ein wahrer Capitalmensch, der Herr von Styx!" rief die erste Megäre.

„Von was war die Rede, wie Du mich gerufen hast?" unterbrach sie der Alte.

„Wir haben wissen wollen, ob Torfdrucker, der da unten

sitzt, Euch vor drei Tagen nicht eine goldene Kette, die er g'stohlen, verkauft hat."

„Pst, willst gleich still sein, alt's Plappermaul!" stammelte der Diebshehler. „Wollt Ihr mich begraben (verderben)?"

„Ich und meine Kameradinnen da, wir möchten gern den Torfdrucker abfangen lassen, um dem Beißerchen einen Streich zu spielen."

„Ei, warum nicht gar! Eine so prachtvolle Kundschaft verlieren! Nein, nein, das geb' ich nicht zu."

„Pah, einer verloren — zwei g'wonnen; versteht Ihr, was ich damit sagen will?"

„Na, meiner Seel', Ihr seid schon ein wahr's Kleeblatt von Hexen!" sagte der Hehler aufstehend. „Ich seh' nur, daß hier ein Lumpencomplot im Werk ist; aber wenn ich dabei nicht aus'm Spiel bleib', dann Gnad' Euren alten Knochen!"

Bei diesen Worten richtete er sich hoch auf und drohte mit dem Finger. Sofort glättete er jedoch die Schöße seines Rockes, nahm wieder eine gebückte Haltung an und schlich hüstelnd von dannen.

„Habt Ihr's g'hört!" rief die erste Megäre. „Ich will die Sach' dem Herzog von Salamini anzeigen; na und der wird sich tummeln, sie aus Lieb' zu der Ordnung — wie er immer sagt — dem Grimminger zu stecken."

„Ja, ja, das geht."

„Ei, ich möcht' die G'sichter seh'n, die Beißerchen schneiden wird, bis man ihren Torfdrucker beim Kragen packt!"

Während dieses Complot gesponnen wurde, hatten Beißerchen und deren Begleiter ihr Abendessen beendet.

„Na, Rothkopf, bist satt?" fragte der Dieb, indem er ihr noch ein Glas Wein einschänkte.

„Seit Langem schon hab' ich nicht so prächtig g'speist," erwiderte die Bettlerin, „und dann war ich so glücklich, mit Dir bei Tisch zu sitzen . . . aber, soll ich Dir's aufrichtig sagen? Hör', mich beunruhigt was."

„Und was denn?"

„Alle Leut' begaffen uns; ich schäm' mich ordentlich. Ich hab' alte Bekannte von mir wiederg'sehen — die alten Hexen; mir schaudert vor den Leuten. Und dann auch die Stadtgrabenmamsell'n — die sind zwar nicht boshaft, aber sie haben auch kein gut's Herz."

Beißerchen durfte so sprechen, denn an ihr war jene schmachvolle Versunkenheit nicht zu bemerken, welche die „Stadtgrabenmamsellen" charakterisirte; ihre Seele war edler Gefühle fähig und sie hatte sich nie dem Laster freiwillig in die Arme geworfen; sie hatte zu viel gelitten, zu viel gekämpft, als daß die moralische Fäulniß sie hätte ergreifen können. Mit einem Worte, sie war ein roher Diamant, den man immerhin für einen gemeinen Kiesel nehmen konnte, der aber nichtsdestoweniger den Glanz und die Reinheit des Edelsteines im Innern barg.

„Weißt was, ich hab' auch keine Ruh'," versetzte der Taschendieb; „der Grimminger ist da und ich mißtrau' den Kerl schon vom Weiten."

„Wenn Du willst, so gehen wir fort," sagte Beißerchen.

„Ja, geh'n wir," erwiderte er, bezahlte seine Zeche und verließ den Vergnügungsort.

Die Bettlerin wagte nicht, seinen Arm zu nehmen und folgte ihm hinkend nach.

Als die Beiden fort waren, erhoben die drei Lumpensammlerinnen ein unheilvolles Gelächter.

„He, Herr Herzog von Salamini!" rief die Eine.

Trotz seines Widerwillens näherte sich der Akrobat dem Tische, an welchem die drei Megären saßen.

„Was steht den Gnädigen zu Diensten?" fragte er mit all' der Höflichkeit eines Cavaliers.

Die Lumpensammlerin neigte sich zu ihm und flüsterte ihm einige Worte zu.

Kaum hatte sie der Akrobat gehört, als er pfiffig lächelte und sich entfernte, wobei er seinen Zinnteller, auf dem noch immer die alten Geldstücke tanzten, nach links und rechts hinhielt.

Er manövrirte so geschickt, daß er in einer Minute und auf die natürlichste Weise von der Welt vor dem Tische stand, an welchem der Polizei-Agent saß.

Den Teller hinhaltend, sagte er leise:

„Ihr kennt ja den Taschendieb, der allgemein unter dem Spitznamen Torfdrucker bekannt ist?"

„Was ist's mit dem?" fragte der „Geheime" im selben Flüstertone.

„Er hat einem Cavalier Prätiosen gestohlen."

„Mit oder ohne?" murmelte Grimminger, in seinen Taschen suchend.

„Mit Einbruch; es ist die Klage bereits auf dem Commissariate.“

„Na, ’s ist schon genug.“

Mit diesen Worten warf der Agent einen Kreuzer auf den Teller des „Herzogs von Salamini,“ und dieser setzte ruhig sein Sammelgeschäft an den übrigen Tischen fort.

Der Grimminger stand auf und ging zu dem Tische, wo die „Stadtgrabenmamsellen“ saßen.

„Ist Jemand da, der ein paar Zwanziger gewinnen will, indem er mir hilft, den Spitzbuben, den Torfdrucker festzunehmen?“ sagte er halblaut.

„O ja wohl, ich bin schon dabei,“ erwiderte Einer von den Begleitern der Mädchen.

„Ich auch,“ sagte der Andere.

„Aber geht’s, ein’ so hübscher Bursch!“ jammerte eines der Mädchen.

„Ich hab’ die hübschen Burschen mein Lebtag nicht leiden können,“ versetzte deren Begleiter barsch.

„Na also, Leuteln, kommt’s her,“ sagte der Agent, „und vor Allem seid klug und fest bei der Hand, denn der Torfdrucker hat Courage im Leib, mehr als mancher Stradekehrer (Straßenräuber).“

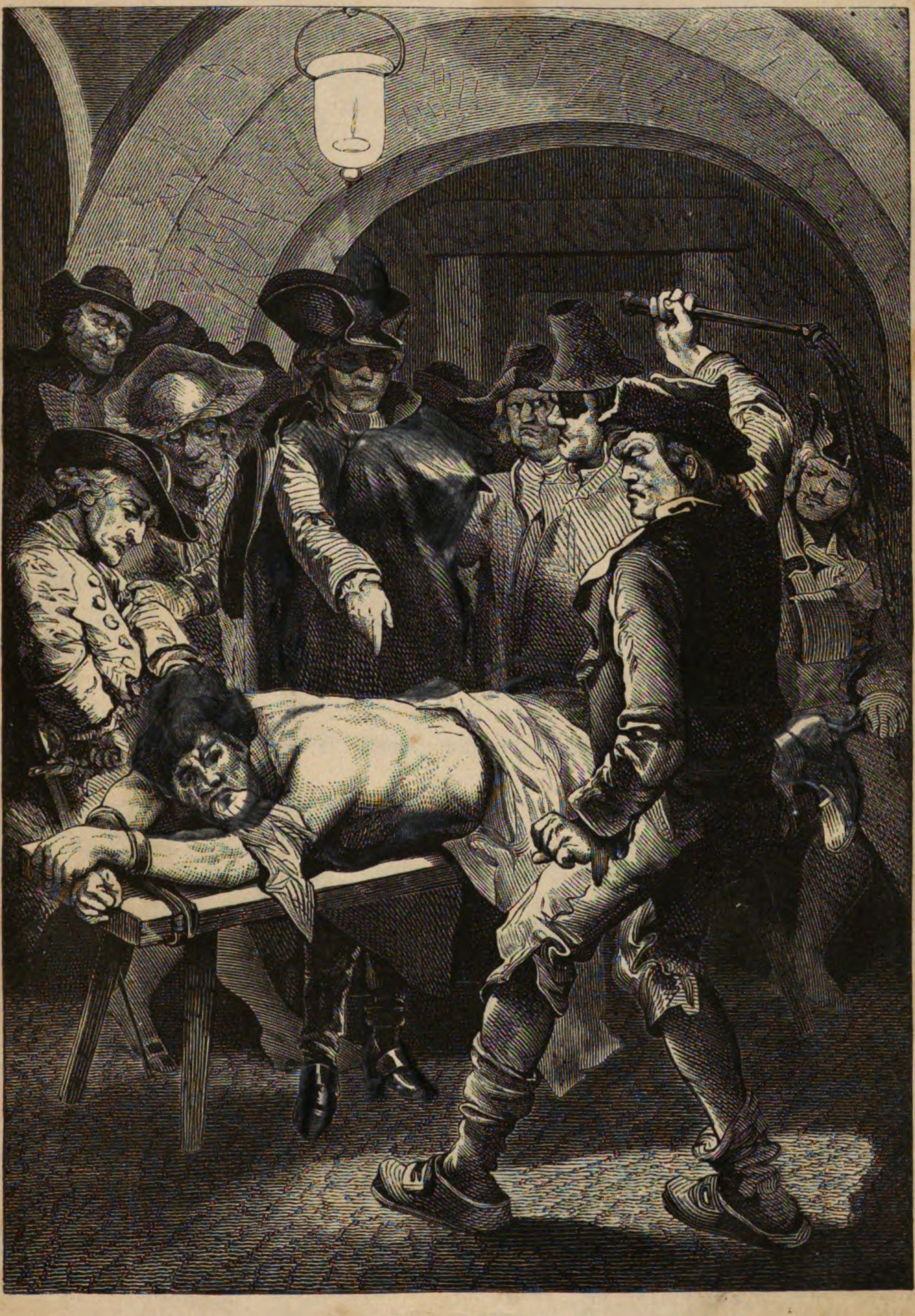
Die drei Männer entfernten sich und forderten ihre Schönen auf, zu warten, bis sie zurückkämen.

„Erwarten soll’n wir sie?“ murmelte die älteste der Schwestern, als sie allein waren, „na ja, freilich; wenn die Kerle zurückkommen, werden sie voll Blut wie die Fleischerknecht’ sein, und wenn die einmal Blut g’seh’n haben, dann ist’s schlimm, mit ihnen Wein z’trinken — dann gäb’s für uns Prügel, wo nicht gar Messerstich’.“

Die drei Schwestern standen auf und entfernten sich mit trägen, schleppenden Schritten.

Die „Haderlumpweiber“ saßen noch immer an ihrem Tische und thaten sich an dem Branntwein gütlich, den ihnen Meister Styx zum Besten gegeben.

Sie wollten die Rückkehr des Polizei-Agenten und seiner Begleiter abwarten, und schlugen von Zeit zu Zeit ein Gelächter auf, das Einem das Herz im Leibe erstarren machen konnte.



Auf eigene Faust.

Einundzwanzigstes Capitel.

Ein Opfer der Vergiftung.

Noch unter der Last der Aufregungen des vorangegangenen Tages setzte sich Marietta in dem Salon nieder, worin sich ihr Vormund befand. Die Uhr zeigte die siebente Stunde.

Bevor sich der alte Vormund in sein Zimmer begab, war er gewohnt, ungefähr eine Stunde bei seiner Mündel zu bleiben, während die beiden Frauen arbeitend plauderten, oder Marietta an der Musik war.

Diesen Abend jedoch war das Mädchen allein mit ihrem Vormunde.

Man brachte ihr ein Packet und einen Brief von Seite des Grafen Metternich.

Marietta erbrach lebhaft die Hülle des Briefes; dann, nachdem sie einen Blick darauf geworfen und die Schrift des Grafen Clemens erkannt hatte, nahm sie das den Brief begleitende Packet und öffnete es.

„Ei, eine Schachtel mit Bonbons!" sagte sie lächelnd. „Was soll das bedeuten?"

Dann den Brief wieder nehmend, setzte sie hinzu:

„Aber das ist ja doch sein Siegel."

Die mit dem Wappen des Grafen versiegelte Enveloppe schloß ein Billet und einen Brief ein. Beide waren von des Grafen Hand. Das Billet war kurz:

„Mein Fräulein! Eine orientalische Sitte erheischt es, daß bei einer bevorstehenden Verbindung der Bräutigam der Braut Bonbons oder Früchte sendet, von denen er die Halbscheid für sich behält und

welche Beide verzehren, indem sie dabei an einander denken müssen. Erlauben Sie mir, daß ich dieser Erinnerung aus der Kindheit treu bleibe, und schlagen Sie mir es nicht ab, das kindliche Mahl mit Demjenigen zu theilen, der so glücklich ist und so stolz sein wird, sich bald Ihren Gemahl nennen zu dürfen. Graf Metternich."

Der Inhalt des Briefes war folgender:

„Meine angebetete Marietta! Eine große Gefahr schwebt über unserer Liebe. Diejenige, welche darauf beharrt, zwischen Sie und mich das Gespenst einer von mir verabscheuten Vergangenheit zu stellen, hat geschworen, unsere Verbindung zu vereiteln, und um dahin zu gelangen, scheut sie vor nichts zurück, selbst nicht vor ihrer Entehrung. Heute Abend, vielleicht in dem Augenblick, wo Sie diese Zeilen lesen, wird Lord Robinson die Briefe, die ich diesem Weibe geschrieben habe, in Händen haben, und morgen Früh werde ich mich ohne Zweifel mit einem rechtschaffenen Manne schlagen müssen, mit einem Manne, den ich achte und den ich tödtlich beleidigt habe.

„Ich kann ein widriges Begebniß beklagen, aber man wird mich nicht beschuldigen, daß ich es fürchte. Ich besorge nur ein Aergerniß, das unsere Verbindung verzögern oder vielleicht gar brechen könnte — nämlich eine Verbannung, zu welcher mich die Duellgesetze verurtheilen könnten. Was ich aber besonders fürchte, ist einer jener Unglücksfälle, die man nicht kennt und gegen die man nichts zu thun vermag: es ist die Rache jenes Weibes, die Sie treffen könnte; Sie, meine Marietta, Sie engelisches Sühnopfer, das meine eigennützige Liebe mit verantwortlich für meine Vergehungen gemacht hatte. Zu welchem Aeußersten kann es ein Weib treiben, das, um mich zu treffen, sich selbst opfert! Ich muß Sie daher sprechen, Marietta; Sie werden wohl die Nothwendigkeit einsehen, nicht wahr? Aber wie ist das zu bewerkstelligen? Mich zu Ihnen begeben, das wäre, Sie dem Sie suchenden Feind anzeigen, denn wenn ich ausgehe, werde ich belauert und verfolgt.

„Marietta, ich verlange von Ihnen ein großes Opfer; aber wenn ich es von meiner Braut, von meiner künftigen Gattin verlange, so kann sie es ohne Zögern gewähren, denn deren Wohl ist von nun an das meinige. Marietta, ich erwarte Sie heute um zehn Uhr Abends! Lassen Sie sich in einem Lohnwagen zu dem kleinen Pförtchen meines Hauses auf den Minoritenplatz führen. Bedenken Sie,

daß ich mich morgen Früh schlage und daß ich mich nach diesem unglückseligen Duell entfernen muß. Clemens."

Als Marietta diesen zweiten Brief las, ergriff sie ein nervöses Zittern; nachdem sie ausgelesen, sank sie auf einen Fauteuil und war einige Secunden ohne Bewußtsein.

„Und mein Vormund, was wird er davon denken?" fragte sie sich.

Frauen von Marietta's Naturbeschaffenheit, nämlich die schwach, unentschlossen, gebrechlich und die Spielbälle eines Eindruckes, einer Laune der gewöhnlichen Lebensverhältnisse sind, finden eine wunderbare Energie und Geistesgegenwart, wenn eine wirkliche und furchtbare Gefahr das Grundwesen ihres Daseins bedroht.

Nun bestand das Dasein Marietta's aber in der Liebe des Grafen Clemens. Die Italienerin studirte schweigend ihre Züge in dem Spiegel, und durch die geheime Macht eines energischen Willens heiterte sich nach und nach ihr Gesicht auf, so daß ihre Muskeln wieder die frühere Unbeweglichkeit annahmen und die innere Bewegung eines großen unterdrückten Schmerzes sich nur durch etwas Blässe und ein fast unmerkliches Regen ihrer Augenlider kundgab.

Marietta faßte einen großen Entschluß.

„Aber was giebt es denn, mein Kind?" fragte der Vormund.

„Lieber alter Freund, der Graf von Metternich richtet ein sonderbares Gesuch an mich — da nehmen Sie und lesen Sie."

Und das Mädchen überreichte mit Lächeln, das an eine unerschütterliche Gemüthsruhe glauben ließ, das Billet und die Schachtel ihrem Vormunde.

„Wie, das ist ja sehr gut!" rief der alte Mann gerührt aus. „Ich muß gestehen, daß mich das mit dem Grafen etwas aussöhnt. Sie lachen, Marietta? Glauben Sie mir, ein Mann, der seine Liebe an so kindliche Gebräuche knüpft, muß aufrichtig sein und das ist vielleicht der erste wirkliche Beweis der Anhänglichkeit, den der Graf von Metternich Ihnen giebt."

„Dann, lieber Vater, setzen Sie sich zu Tische mit der Verlobten . . . das ist übrigens Ihr Platz."

Und Marietta rückte das in der Mitte des Salons befindliche Tischchen zu seinem Stuhle, legte die empfangene Schachtel darauf, theilte den Inhalt in drei Theile ab: einen für sich, den andern für den Vormund und den letzten für ihre Amme; dann setzte sie sich

ihrem Vormunde gegenüber, nachdem sie einen Fauteuil zwischen sich und ihm für die Abwesende gelassen hatte.

Das Mädchen sah ein, daß, Clemens bei dieser feierlichen Gelegenheit gehorchen, etwas mehr ist, als dem Wunsche eines geliebten Mannes nachgeben, daß es den Willen eines Sterbenden erfüllen heiße; denn konnte der Graf nicht in einem Zweikampfe, wo das gute Recht nicht auf seiner Seite war, getödtet werden? Das moralische Leiden Marietta's, die genöthigt war, sich ihrem Vormunde gegenüber Zwang anzuthun, war groß, und doch schien das Kind ruhig, fast lächelnd.

Der alte Mann verzehrte das ihm vorgesetzte kindliche Mahl. Nach demselben bat der, sich nie heiterer gefühlte Greis seine Mündel, sich an's Piano zu setzen und eine seiner Lieblingsarien zu singen.

Marietta beeiferte sich, dem Wunsche ihres Vormundes nachzukommen und sang eine italienische Canzonetta von Paisiello.

Derjenige, der sie die zierliche Melodie mit so liebenswürdiger Leichtigkeit vortragen gehört und dabei in diesen sorgfältig verhüllten Schmerz gedrungen sein würde, wäre über die Kaltblütigkeit Marietta's erschrocken, denn diese Kaltblütigkeit hätte sie tödten können. Ein in ihrem Busen verschlossenes Geheimniß glich einem gährenden Stoffe, der allzustark zusammengepreßt, das ihn enthaltende Gefäß zum Zerspringen bringt.

„Deine Amme kommt nicht, mein Kind, und es ist beinahe acht Uhr," sagte endlich der Vormund, ein Gähnen unterdrückend.

„Sie wird vor zehn Uhr nicht zurück sein; fürchten Sie sich, mich allein zu lassen?" fragte Marietta. Aufstehend setzte sie hinzu: „Aber ich fordere nicht, daß Sie etwas von Ihrer Gewohnheit abgehen, selbst nicht am Tage des Eheversprechens."

„Du magst vielleicht Recht haben, mein Kind; ich fühle mich heute Abend sehr wohl; nach drei schlaflosen Nächten wandelt mich etwas Schlummer an; das ist ein gutes Zeichen. Ich habe mit dem Hause Neuburg einige Rechnungen zu ordnen, mich mit dem Anwalte des Grafen von Metternich zu besprechen, und ich glaube, es wurde auf die Briefe vergessen, die ich ihnen geschrieben habe und die sie doch noch heute haben müssen."

„Beruhigen sie sich, Väterchen, Sie sollen sie haben."

Der alte Mann lächelte und stützte sich auf den Arm des Mädchens, um in seine Gemächer zu gehen.

Nachdem Marietta den Abschied und die väterlichen Küsse des Greises empfangen hatte, ging sie in aller Eile wieder zurück, und sobald sie sich vergewissert hatte, daß Niemand ihren Ausgang erspähen konnte, hüllte sie sich in einen großen Mantel, setzte einen dunkelfarbigen Hut auf den Kopf, ging hinab und erreichte die Straße.

Es war kein Augenblick zu verlieren; konnte ihre Amme nicht jede Minute zurückkehren? Einmal draußen, fragte sich das Mädchen, was sie bis zehn Uhr thun werde. Nachdem sie eine Weile überlegt hatte, warf sie sich in einen Fiaker:

„Führt mich ein paar Stunden herum.“

Während der Fahrt konnte das junge Mädchen etwas Ordnung in seine bisher so verwirrten Ideen bringen und über seinen gewagten Schritt nachdenken. Dieser Besuch bei dem Grafen Clemens, den sie nicht reiflich erwogen hatte, stellte sich ihr jetzt in seinen Folgen auf übertriebene Weise dar.

Die Kirchenglocke, welche drei Viertel auf Zehn schlug, riß Marietta aus ihren düsteren Betrachtungen. Zaudern, Zweifel, Gewissensbisse erfüllten ihr Herz. Vor dem Gedanken, den Geliebten zu sehen, der für sie verloren sein könnte, was vermochte da der Ruf ihres beunruhigten Gewissens? Welchen Ausschlag vermochte ihr Ruf und selbst ihr Leben der Wagschale ihrer Liebe zu geben?

Sie befahl dem Kutscher, sie nach dem Orte des Stelldicheins zu führen.

Der Wagen war, wegen des Andranges mehrerer Equipagen, welche ihre Herrschaften aus dem Theater nach Hause führten, genöthigt, einen Augenblick zu halten; bei dieser Gelegenheit sah Marietta durch das Kutschenfenster, daß das Palais der Lady Robinson glänzend erleuchtet war.

Ein erleichternder Seufzer erweiterte ihre Brust; sie dachte, daß wenigstens für diesen Abend der Haß ihrer Nebenbuhlerin schlummere und einen heilsamen Stillstand erfahren werde.

Allein auf der Straße und in dieser Stunde vor der Thüre des Grafen Clemens, erfaßte die Hand Marietta's ein leichtes Beben, als sie sie an den Griff der Glocke legte.

Aber die Thüre öffnete sich von selbst.

Marietta trat ein. Behandschuhte Finger faßten nach ihrer Hand. Bei der bloßen Berührung erkannte das Mädchen, daß diese Finger nicht dem Grafen Clemens angehörten.

„Fürchten sie nichts, Fräulein,“ sagte der Führer, welcher bei Marietta einen lebhaften Widerstand wahrnahm, „Sie gehen zum Grafen Clemens.“

Marietta und ihr Führer stiegen schweigend die Treppe hinauf. Dichte Teppiche dämpften das Geräusch ihrer Schritte. So kamen sie in einen reichen, ziemlich schwach beleuchteten Salon.

Marietta warf nun einen Blick auf ihren Begleiter. Ein starker schwarzer Backenbart umgab das Gesicht dieses Mannes. Sein ziemlich eleganter Anzug war von schlechtem Geschmacke. Das Mädchen fühlte mit dem ihr angeborenen Instincte, daß dieser Mann ein untergeordneter Mensch war; sie dachte, daß, wenn Clemens ihn zu dem Range eines Freundes oder Vertrauten erhob, unter dieser gemeinen Natur ein edles Herz verborgen sein müsse.

Diese Betrachtungen bildeten sich rasch und zogen nur durch die Gedanken Marietta's einen flüchtigen Moment, den diese waren nur allein von der Zusammenkunft mit Clemens eingenommen.

Der Unbekannte näherte einen Lehnstuhl, lud ehrerbietig das Mädchen ein, sich niederzulassen und den Herrn Grafen zu erwarten, dann ging er.

Als Marietta allein war, sah sie maschinenartig um sich, zählte die Vasen, die Bilder, die Kunstgegenstände, welche ein Zimmer füllten, worin sich die Eleganz eines künstlerischen Geschmackes mit dem Comfort eines müßigen Lebens verband.

Nachdem sie Alles geprüft hatte, machte sie einige Schritte in dem Salon und befand sich einer Thüre gegenüber, die sie Anfangs unter den dichten Falten einer sie halb maskirenden Tapisserie nicht bemerkt hatte. Diese Thüre führte in ein reizendes, mit chinesischen Malereien verziertes Boudoir.

Marietta ging hinein.

Der schwache Schein einer einzigen auf dem Kamine des Salons befindlichen Lampe ließ in dieses zierliche Gemach nur einen schwachen und ungewissen Schein bringen. Eine frische, durch ein halboffenes Fenster dringende Luft kühlte die brennende Stirne des Mädchens ab und ließ ihm ein unsägliches Gefühl des Wohlbehagens empfinden; es öffnete ganz die Fensterthüre und befand sich auf einem Balcone des ersten Stockes.

Nach einer kleinen Weile glaubte Marietta ein leichtes Geräusch, wie das Knarren einer Thüre zu vernehmen, und sie kehrte in

den Salon zurück. Zehn Minuten vergingen noch, während ihr Geist in Muthmaßungen sich verlor, um sich das Säumen des Geliebten zu erklären.

Der Unbekannte kam zurück.

„Nun,“ sagte das Mädchen aufstehend, „wo ist der Graf?“

„Graf Metternich ist nicht mehr hier; er mußte Wien in aller Eile verlassen und hat mich beauftragt, Sie zu ihm zu bringen.“

Marietta erbebte und errieth sofort die unverschämte Lüge unter diesen einfachen Worten.

„Wohin sollen Sie mich führen?“ fragte sie voll Angst.

„Sie werden es erfahren, Fräulein, wenn Sie mir folgen. Ein Wagen erwartet uns im Hofe. Es ist keine Zeit zu verlieren, wenn Sie den Grafen Metternich wiedersehen wollen.“

„Sie hintergehen mich!“ rief ungeduldig das Mädchen. „Sie sind nicht der ergebene Sachwalter des Grafen — Sie sind der unwürdige Mitschuldige der Lady Robinson.“

Die Verwirrung des Elenden, welcher wirklich die Befehle der Lady ausführte, erfüllte Marietta's Gemüth mit Entsetzen.

„Verrath!“ murmelte sie, sich in einen Lehnstuhl werfend. „O, ich bin verloren!“

Der Unbekannte machte eine Bewegung gegen sie, und nun gab ihr das Gefühl einer Gefahr, deren sie ihr unkluges Vertrauen ausgesetzt hatte, das Bewußtsein wieder.

Mit einem Rucke erhob sich Marietta und, bevor ihr Wächter ihre Absicht errathen und sie an der Ausführung verhindern konnte, stürzte sie sich in das benachbarte Zimmer und schloß die Thüre hinter sich. Dann eilte sie eine sich ihr darbietende kleine Dienstestreppe hinab und kam in einen Hof, woselbst ein Wagen aufgestellt war. Der Kutscher schien eingeschlafen.

Marietta konnte, ohne bemerkt zu werden, über den Hof schreiten und in ein Haus kommen, dessen einzelne Theile beleuchtet waren.

Eine Weile darauf drang Marietta in ein Boudoir — es war das der Lady Robinson.

Die Lady, welche ausgestreckt auf ihrem Divan lag und schon in ihren Nachtüberwurf gehüllt war, stand rasch auf, als sie Marietta gewahrte. Sie erkannte das Fräulein von Vilano anfangs nicht; aber als sie ihr einige Schritte entgegenkam, trat sie, erschrocken über die Blässe und die Zerstörtheit des Mädchens, verdutzt zurück.

„Wer sind Sie, Mamsell, und was wollen Sie von mir?" sagte sie mit einer, von den verschiedenen sie aufregenden Bewegungen zitternden Stimme.

„Wer ich bin!" antwortete Marietta, entschlossen auf ihre Nebenbuhlerin losgehend. „Ich bin diejenige, die Sie verderben wollten und die ihr Heil in der Flucht suchte. Dieses Zusammentreffen vollendet eine Entdeckung, die bei Ihrem Mitschuldigen begonnen —"

„Wie, Sie wagen es —"

„Sie zaudern, meinem so blassen Gesichte einen Namen zu geben und unter diesen in Unordnung gebrachten Kleidern das Fräulein von Vilano zu erkennen."

„Hm, was liegt daran, Fräulein, wenn Ihre Kleider in Unordnung sind und Ihr Gesicht blaß ist! Ich kenne Sie nicht. Sie kommen zu mir, ich weiß nicht wie, ich weiß nicht warum; ich will es auch nicht wissen. Gehen Sie oder ich rufe und lasse Sie schmählich fortjagen."

Dabei griff die Lady nach einer Klingelschnur.

„Rufen Sie nicht, Lady," sagte Marietta kalt, „denn das würde Ihnen nur neue Ankläger und Richter verschaffen."

„Ankläger! Richter!" wiederholte geringschätzend Lady Robinson, die Achsel zuckend. „Fürwahr, Sie sind nicht recht bei Sinnen!"

„Nicht bei Sinnen — wohl möglich, denn ich leide so viel."

Die Lady sah alle Folgen ein, die eine solche Scene, falls sie sich verlängern sollte, nach sich ziehen könnte; sie glaubte ein Mittel gefunden zu haben, um sich herauszuwinden, um ihr ein Ziel zu setzen. Deshalb bemeisterte sie ihre Aufregung und sagte mit anscheinender Ruhe:

„Ich glaube, daß in dem Allen ein seltsames Mißverständniß obwaltet. Erklären Sie sich, Fräulein, und vor Allem" — setzte sie, zu lächeln versuchend, hinzu — „sagen Sie mir gefälligst, wer Sie sind."

„Das ist nicht nöthig; Sie kennen mich ohnehin zu Genüge, denn Sie drohen nicht mehr und Sie zittern. Wenn Ihnen die Gewissensbisse noch nicht meinen Namen gesagt haben, so wird dies meine Rache thun."

„Gewissensbisse . . . Rache!" sagte die Lady mit einer gesuchten Heiterkeit, die ihr übrigens sehr übel stand. „Ich bitte Sie, machen Sie ein Ende — was wollen Sie von mir."

Da mich das Verhängniß in Ihre Gegenwart geführt hat, so

werden Sie mich zum bis Schlusse anhören, denn ich habe noch nicht geendigt. Sie sind eine strafbare Mutter, eine ehebrecherische Gattin — das ist Ihnen aber noch nicht genug, Sie haben ein noch viel größeres Verbrechen versucht: Sie haben eine Fälschung begangen, um mich in eine schändliche Falle zu locken, wo ich die Ehre und vielleicht mein Leben hätte lassen sollen. O, beten Sie zu Gott, daß Sie Ihr Gatte tödte, wenn Sie nicht wollen, daß Sie der Henker brandmarke!"

„Mein Fräulein," rief die Lady, deren Antlitz der Schrecken und der Zorn mit einer fahlen Blässe überzogen.

„Ah, Sie erkennen mich nicht? Wohlan, Lady, ich kenne Sie! Sie sehen, ich kenne alle Ihre Geheimnisse und mein Zeugniß genügt, um Sie zu erdrücken."

„Aber dieses Frauenzimmer ist wahnsinnig!" rief die Lady, ihre Hände mit einer Anwandlung von Wuth ringend.

„Schon wieder!" versetzte Marietta in einem Tone geringschätziger Ironie. „Wenn Sie noch Jugend, noch Schönheit besäßen, würde man Sie wenigstens beklagen; aber Sie sind nicht mehr jung, Lady, Sie sind nicht mehr schön, Sie sind blos — schändlich!"

„Schweigen Sie — ich bitte Sie!"

„Ja, ich wiederhole es, schändlich; denn in dem Augenblicke, wo Sie mich herabgewürdigt oder todt glaubten, blieben Sie da unter dem Dache Ihres Gatten, von Ihrem Geliebten träumend. Und inmitten der Freuden dieser strafbaren Liebe, die Sie zwischen den durch Sie betrogenen Gemahl und das auf Ihre Veranlassung zu verunglimpfende Mädchen schoben, war in Ihrem Herzen für Gewissensbisse kein Platz?"

„Um's Himmelswillen! beruhigen Sie sich," rief, die Hände faltend, Lady Robinson, welche die steigende Aufregung Marietta's erschreckte. „Glauben Sie mir, es geschieht aus Mitleid für Sie, daß ich diese unsinnigen Beleidigungen ertrage. Beruhigen Sie sich und sprechen wir miteinander. Ohne es zu verdienen, ja, ohne sogar es zu begreifen, fühle ich mich durch Ihre Anklagen starr vor Schrecken. Ich habe es Ihnen schon gesagt — es liegt sicher in diesem Allen irgend ein Mißverständniß."

„Ein Mißverständniß, nicht wahr? Sie haben mir keinen Brief mit Clemens unterzeichnet geschrieben — ich komme nicht aus dem Hause des Grafen — ich sollte nicht von einem Bedienten, Ihrem Mitschuldigen, entführt und ich weiß nicht wohin gebracht werden —

ich bin es nicht, die mit Ihnen spricht — Sie sind es nicht, die zittert und bebt?!"

„Stille, Unglückliche, stille!" rief Lady Robinson, den Arm des Mädchens krampfhaft drückend.

„Ha! Sie leugnen nicht mehr — Sie trotzen mir nicht mehr — Sie bitten fast — Sie wollen nicht mehr Ihre Leute rufen? In der That, das rührt mich!"

Und Marietta machte einen Schritt, um die Glockenschnur zu fassen.

Lady Robinson stürzte auf sie zu.

„Lassen Sie mich!" schrie die Italienerin mit einem Lächeln, in dem sich alles Feuer der Rache ausdrückte. „Sie sagten, es herrsche ein Mißverständniß — nein, es ist vielmehr ein Geheimniß dabei verborgen. Lord Robinson soll kommen, er wird es aufklären!"

Aber athemlos, erschöpft durch ihre Bewegung und Anstrengung blieb Marietta stehen und fiel in einen Lehnstuhl. Die ihre Züge bedeckende Todtenblässe wurde fahl .... ein eisiger Schauer überlief sie ... mit einer zerstreuten, instinctmäßigen Geberde zog sie einen in ihrer Nähe gewesenen Shawl an sich und hüllte sich darein.

„Mein Gott! wie kalt ist mir — wie leide ich!" rief sie halblaut.

Eine Weile krümmte sie sich schauernd in den Falten des Gewebes; ihre beiden Hände ballten sich, der Schmerz preßte aus ihren krampfhaft verzogenen Lippen noch einige Worte, dann — fiel sie ohnmächtig auf die Lehne des Stuhles zurück.

Lady Robinson folgte mit fieberischer Aufmerksamkeit jedem, die Vernichtung ihrer Feindin verkündenden Symptome. Ein triumphirendes Lächeln, dessen Ausdruck schrecklich war, erleuchtete ihre Züge.

„Endlich!" murmelte sie mit einem erleichternden Lächeln.

Aber Marietta fiel dieses Lächeln auf; es war für sie eine ganze Enthüllung. Ihre Erschlaffung, welche einen Schleier über ihre Augen warf und ihren Willen brach, dämpfend, machte sie eine Anstrengung, stand auf und, sich bis zu ihrer Nebenbuhlerin schleppend, rief sie in einem Tone voll Angst und unbeschreiblichen Schmerzes:

„Ha! Dieses Zuckerwerk war vergiftet! — O, also auch vergiften können Sie?! — Ein zweites Verbrechen, um die Spuren des ersten zu vertilgen! — Aber ich werde nicht ohne Rache sterben!"

Und das Mädchen versuchte, die Glockenschnur zu erreichen.

Ihre Anstrengungen waren vergeblich.

„Aber ich will nicht hier sterben!“ rief Marietta, in Schluchzen ausbrechend und mittelst verzweifelnder Anstrengungen sich bemühend, der Lady zu entwischen.

Während einer Weile war zwischen diesen beiden Frauen ein dumpfer, schrecklicher, stummer Kampf, bei welchem nur noch das Röcheln eines unterdrückten Athemholens zu vernehmen war.

Durch den Schmerz bewältigt, setzte Marietta den Anstrengungen der Lady nur einen schwachen Widerstand entgegen, bis sie durch eine furchtbare, in ihrem Geiste auftauchende Erinnerung aus ihrer Betäubung erwachte.

„O!“ rief sie, und mittelst einer raschen Bewegung aufspringend, befand sie sich am anderen Ende des Gemaches, „o, da wäre also auch Beppo, mein Vormund, vergiftet! Er ist vielleicht in diesem Augenblicke schon todt — oder dem Tode nahe!“

Und Marietta schleppte sich, wahnsinnig vor Schmerz, zu den Füßen der Lady.

„Mylady,“ rief sie, „ich werde sterben, ich werde Sie nicht anklagen — aber ihn retten Sie, aus Barmherzigkeit! Er wird meinen Tod nicht rächen, seien Sie unbesorgt; er wird nichts wissen. Retten Sie ihn — o retten Sie ihn!“

Und weinend, krampfhaft sich windend, rollte Marietta auf den Teppich hin. Für dieses Mal hatte sie der Schmerz überwunden.

Lady Robinson hob sie auf und legte sie auf's Canapé.

„Clemens! Elena!“ murmelte das arme Kind mit schwacher Stimme.

Da näherte die Lady triumphirend ihre Lippen dem Ohre des Mädchens und sagte:

„Arme Närrin, die mit mir kämpfen wollte! Als wenn Deine kindische Liebe, eine Laune von gestern, die eine Einbildung von morgen davonträgt, sich mit der meinigen messen könnte! Mit der meinigen, die drei Existenzen umfaßt und sie für dasselbe Glück — für dasselbe Verbrechen, wenn Du willst — verantwortlich macht! Höre mich nun Deinerseits, wenn Du noch anders hören kannst: Ich liebe Clemens, und Du verlierst ihn für immer. Ich bin grausam, nicht wahr? Gut, so grausam ich auch bin, so warst Du es noch mehr gegen mich, denn Du hast mir diese Liebe rauben wollen, durch welche ich in mein Leben blicken konnte, ohne darin Gewissensbisse zu sehen! Ei, was liegt mir an der Rache Lord Robinson's und der stets an

meiner Stirne hängenden Strafe Gottes, wenn nur sein Blick dieser Stirne die Strahlenkrone des Glückes aufsetzt! Um diese Liebe, die mein Leben ist, zu erhalten, hatte ich nur einen Feind zu bekämpfen — die Zeit. Gut, die wenigen Minuten, die mir noch bewilligt waren, wolltest Du mir rauben! Du besitzest Schönheit und Jugend, alle Herzen waren Dir zugethan; Du wolltest auch dasjenige, das ich um den Preis eines täglichen Sieges erhalten wollte — soeben hast Du von Verbrechen gesprochen, Du hattest Recht, denn Du begingst eines, das ich Dir nie vergeben könnte."

Marietta, unfähig zu sprechen, wand sich verzweiflungsvoll bei diesen fürchterlichen Worten; ihre Hand suchte eine Stütze und fand eine breite, von der Wand herabfallende Schnur; maschinenmäßig klammerte sie sich daran und zog sie kräftig.

Nun ertönte plötzlich ein trockener und schallender Ton durch die Stille der Nacht.

Lady Robinson richtete sich wie eine in ihrer Höhle überraschte Löwin auf und lauschte.

Marietta öffnete wieder die Augen und Dank einem Reste der Energie, gelang es ihr, sich bis zur Thüre zu schleppen und einen herzzerreißenden Ruf auszustoßen.

Auf diesen Ruf antwortete ein Anderer im Innern der Wohnung.

Es öffnete sich rasch die Thüre eines dem Boudoir benachbarten Salons und — Graf Clemens von Metternich erschien auf der Schwelle.

Marietta streckte die Arme gegen ihn aus und rief:

„Ich bin vergiftet!"

Dann sank sie wie eine leblose Masse zusammen.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Züchtigung der Giftmischerin.

In demselben Augenblicke, als Marietta niedergesunken war, erschien am Eingange des Toilettencabinetes Lord Robinson.

„Sie haben gerufen, Mylady?" sagte er im ernsten Tone.

Lady Elianor trat vor dieser Erscheinung erschrocken zurück. Dann stieß sie einen Schrei aus und wurde ohnmächtig.

Die beiden Männer blieben an der Schwelle des Schlafzimmers stehen und sahen sich schweigend an.

„Mylord," sagte Graf Clemens, dem Herrn des Hauses zuvorkommend, „meine Gegenwart in Ihrem Hause zu einer so späten Stunde ist eine Beleidigung. Ich bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben, falls es Ihnen gefällig wäre, sie zu fordern."

„Herr Graf," antwortete kalt Lord Robinson, „wollen Sie mir vorerst behilflich sein, diese beiden von Ihnen betrogenen Frauen aufzuheben."

„Mylord!" rief Clemens, dessen Wangen sich lebhaft färbten.

„Geben Sie Acht, Graf! Sie werden Lady Elianor verletzen, wenn Sie sie auf diese Weise fortbringen —"

Und der Lord nahm seine Gattin zart in die Arme und setzte sie auf einen Fauteuil.

Die scheinbare Ruhe, der unbefangene Ton dieses Mannes hatte etwas Erschreckendes an sich. Graf Clemens versuchte nicht, die sein Herz quälende Angst zu verbergen. Gewiß ist es, daß ein Zweikampf mit dem Lord ihn nicht erschreckt haben würde; er fragte sich blos, und das mit großem Entsetzen, ob die Untreue Lady Elianor nicht zum Verbrechen und Marietta in's Grab gebracht habe.

Lord Robinson hob vorsichtig den Kopf des Mädchens empor und, ohne den Beistand des Grafen, welchen der Schmerz in eine totale Hinfälligkeit versetzt zu haben schien, legte er Marietta auf ein Canapé.

„Wissen Sie, Herr Graf," sagte er dann, die Arme über die Brust kreuzend, „daß mir etwas sehr Sonderbares widerfuhr? Der Zufall — es ist die Hand Gottes — wollte, daß ich mich in der Nähe dieses Cabinetes befinde. Nehmen wir an, daß mein Kammerdiener heute nicht nachlässig gewesen und ich ganz ruhig zu Bette gegangen wäre, ohne zu erfahren, daß ich das Recht habe, dieses Weib zu tödten!"

Und der Engländer streckte die Arme gegen seine Gattin aus.

„Aber glauben Sie, daß dieses Mädchen stirbt?" fragte Clemens, ängstlich das Gesicht Mariettens prüfend.

„Wollen Sie mich gefälligst weiter hören. Ich sagte Ihnen schon, daß ich, ohne ernstlichen Grund in dieses Cabinet gekommen, hier erfuhr, daß ich das Recht habe, dieses Weib zu tödten. Ich kehrte in meine Gemächer zurück, als mich, an der Schwelle meines Zimmers angelangt, ein heftiger Glockenzug zurückrief. Gott hat es ohne Zweifel gewollt, daß ich diese nöthige Abbüßung noch verschiebe."

„Aber diese Erklärungen sind unnütz und peinlich für Beide, Mylord," sagte der junge Mann; ich habe Sie beleidigt, ich bin Ihnen Genugthuung schuldig — ich stehe zu Ihren Befehlen. Jetzt aber bitte ich, zu erlauben, daß ich mich entferne und einen Arzt hole."

Der Engländer hielt ihn mittelst einer Geberde zurück.

„Herr Graf," sagte er, „wenn Sie heute nach Hause kämen und einen Einbrecher in Ihrer Wohnung fänden, würden Sie ihn um seine Stunde fragen und ihm die Wahl der Waffen überlassen?"

„Mylord!" rief der Graf auffahrend und die Hand drohend erhebend.

„Im Angesichte der mir angethanen Beleidigung, wissen Sie eine andere, die ihr gleichkäme?"

Graf Clemens wußte keine Antwort.

„In diesem Falle also, lassen Sie mich ausreden," fuhr Lord Robinson fort. „Ich sage, daß der Einbruch in das häusliche Glück eines ehrlichen Mannes nicht die Handlungsweise eines Edelmannes ist; es ist mehr, als ihn tödten, denn es ist, ihm vom Leben nur unerträgliche Leiden lassen. Aber die Welt ist einmal so. Das, was man

eine Ehrengenugthuung nennt, ist blos eine Lotterie, in welcher der Beleidigte keine andern Wechselfälle wie der Beleidiger hat. Wir werden uns also schlagen, Herr Graf, das ist ausgemacht; nicht weil Sie der Liebhaber dieses Weibes gewesen sind — meine Ehre ist, Gott sei Dank, nicht in den Händen Derjenigen, welche die ihrige nicht bewahren konnte — aber weil ich Ihnen sage, daß Sie das Vertrauen des Gatten und Familienvaters mißbrauchten, um sein Leben zu vergiften und ihm eines Tages seine Gattin und seine Kinder zu entführen —"

„Mylord," unterbrach ihn der Graf in einem Tone, in dem er es versuchte, ruhig zu sein, „unter welchem Vorwande wir uns auch die Waffen in der Hand begegnen werden, so muß sich die Sache doch mit dem Tode Eines von uns Beiden endigen. Geben Sie den Zeugen Gründe an, welche Ihnen belieben, aber ich schwöre in Gegenwart dieser beiden Frauen, wovon Eine ohnmächtig, die Andere todt ist —"

Und der junge Mann fiel vor Marietta, die immer unbeweglich und kalt war, auf die Knie.

„Ja, Mylord," fuhr Graf Clemens aufgeregt fort, „wenn Sie von mir Rechenschaft über eine Entehrung der Lady Elianor fordern, so habe ich den Tod dieses jungen Mädchens zu rächen —"

„Was sagen Sie? Todt! Wer?" rief der Lord, sich lebhaft dem Canapé nähernd.

„Meine Braut, Mylord, dieses Kind!"

Und Graf Clemens legte auf seine glühende Stirne die eisige Hand Marietta's.

„Todt! Unmöglich! Und wie?"

„Vergiftet!"

„Vergiftet!" sagte der Lord Robinson mit leiser Stimme und eine schauerliche Entdeckung voraussehend. „Und durch wen wurde sie vergiftet?"

Der Graf wandte sich langsam um und warf einen düsteren Blick auf Lady Elianor.

Die auf diese Weise erfolgte Stille wurde nur durch das eintönige Geräusch des Perpendickels der Pendeluhr unterbrochen.

Lord Robinson nahm das Wachslicht und erleuchtete das Gesicht des Fräuleins von Vilano; dieses Gesicht hatte die weiße und durchsichtige Farbe des Wachses — keine Spur von Leben.

Einer der Arme des Mädchens hing schlaff und ohne Puls hinab, der andere war oben in der Lage, wie ihn Lord Robinson gebracht

hatte. Dieses Gesicht mit den so harmoniösen und reinen Zügen war ruhig, keine Verzerrung mißstaltete die ideale Schönheit. Blos die Lippen waren blaß; kein Hauch entfuhr dem halbgeschlossenen Munde.

Lord Robinson ergriff die Hand des Mädchens. Dieselbe war eisig. Er näherte das Wachslicht den Augenlidern der Italienerin, die besondere Helle beirrte sie nicht. Mit einer Angst, die dem Grafen Clemens nicht entging und die ihn vor Schrecken erstarrte, brachte er einen kleinen Spiegel in die Nähe der Lippen Marietta's — der Spiegel trübte sie nicht.

Ohne eine Silbe zu sagen, legte Lord Robinson den Spiegel und die Kerze weg und warf sich in einen Fauteuil; sein starres Auge verrieth eine furchtbare moralische Qual.

Der Engländer betrachtete eine Weile lang das sich seinen Blicken darbietende traurige Gemälde. Es schien, als wenn er seine Verunglimpfung und sein Unglück vergessen hätte.

„Herr Graf!" sagte er in einem fast sanften Tone, nach einem Momente stummer Anschauung.

Clemens hörte ihn nicht.

„Herr Graf!" wiederholte der Lord, ihn leicht an der Schulter berührend.

Clemens bebte und wandte sich lebhaft um; seine blassen Wangen waren thränenfeucht, sein Blick hatte beinahe die schauerliche Starrheit des Wahnsinns.

„Herr Graf, der Tod dieses Mädchens muß gerächt werden — Sie haben es so eben gesagt. Sie können also, wenn Sie von hier gehen, Lady Elianor Robinson angeben. Die Gerechtigkeit der Menschen macht Anspruch auf sie. Aber bevor sie dem Gesetze angehört, gehört sie mir an."

„Mylord, ich schwöre Ihnen bei diesem unschuldigen Haupte," — und Graf Clemens streckte die Hand gegen Marietta aus — „daß das Verbrechen der Lady Robinson in diesem Zimmer vergraben bleiben soll."

„Ich danke für meine Kinder," sagte der Lord. „Und jetzt, Graf, etwas Muth . . . wir haben ihn Beide zur Erfüllung der uns obliegenden höheren Pflicht nöthig; denn wir müssen nicht Lady Robinson, eine Giftmischerin" — die Stimme des Engländers zitterte, als er dieses Wort aussprach — „dem Schaffote entreißen, sondern die Mutter meiner Kinder! — Es ist drei Uhr, die Straßen

sind ganz verödet; wir wollen diese Unglückliche ihrer Familie wiedergeben."

Kurz darauf wurde Marietta in ihrer Behausung von deren Amme und dem Arzte, welcher so eben den armen Vormund verlassen hatte, empfangen.

Als Lord Robinson in das Zimmer seiner Gattin zurückgekehrt war, lag Lady Elianor noch immer in Ohnmacht; blos schien sie ihre Lage verändert zu haben.

Der Engländer setzte sich auf einen am Fuße des Bettes befindlichen Lehnstuhl und studirte mit großer Aufmerksamkeit, aber ohne das mindeste Zeichen einer Theilnahme, dieses Gesicht von schauderhafter Fahlheit, das die brennende Lampe ganz beleuchtete.

Die Brust der Lady hob sich schwach; der Engländer nahm eine der Hände seiner Gattin in die seinigen; diese Hand war feucht.

„Sie ist nur ohnmächtig," sagte er mit einem tiefen Seufzer.

Dann stand er auf, nahm ein Flacon mit Weinessig und brachte es zu dem Gesichte der Lady, deren fühlbares Athemholen das Ende dieser langen Ohnmacht voraussehen ließ.

In der grausamen kalten Prüfung, welche Lord Robinson anstellte, lag ein Hintergedanke, wie man es ohne Zweifel errathen hat. Sie kam zur Vernunft, nicht durch einen beschimpften Gemahl, aber durch einen Peer von England.

Der Lord fragte sich, ob eine so lang anhaltende Ohnmacht, der keine Hilfe zu Theil wird, nicht endlich den Tod herbeiführen könnte; nicht darum, weil er blos seinen Schimpf zu rächen trachtete, sondern weil er seinem Namen und jenem seiner Gattin die aus einem gerichtlichen Scandale hervorgehende Entehrung ersparen wollte. Trotz allen zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln dachte er, könnte ein Zufall die Gerechtigkeit auf die Spur der Begebenheiten führen, die in seiner Behausung sich ereigneten.

Lady Robinson öffnete die Augen; aber diese Augen sahen noch nicht. Sie streckte die beiden Arme aus, führte sie wieder an ihre Brust zurück und faltete die Hände mit einer flehenden Geberde.

„Clemens!" murmelte sie mit schwacher Stimme, „Clemens, vergieb mir!"

Als Lord Robinson diese Worte gehört hatte, sprang er auf Lady Elianor los, faßte sie am Arm und erweckte sie aus diesem Ohnmacht-Schlummer, gegen den ihr wankender Verstand kämpfte.

„Mylady,“ rief er ihr mit dumpfer Stimme zu und einen Blick auf sie heftend, in dem sich eine schreckliche Flamme entzündete, „es ist nicht mehr allein ein beschimpfter Gatte zwischen Ihnen und dem Grafen Clemens; jetzt ist es auch noch ein Leichnam und vielleicht morgen auch noch der Henker!“

Lady Robinson stützte sich auf einen Ellbogen, führte die Hand an ihre Augen, gleichsam als wollte sie den Rest der Finsterniß verscheuchen und warf verwirrte Blicke um sich. Sie erkannte hierauf ihren Gatten, der bleich wie ein Todter, unbeweglich wie eine Statue vor ihr stand. Sie stieß einen fürchterlichen Schrei aus, sprang aus dem Bette und fiel in einen Lehnstuhl.

„Ha! Sie haben verstanden!“ sagte der Engländer, das Wort mit unheimlichem Lächeln begleitend.

„Mylord, was haben Sie mit dem Grafen Clemens gethan?!“ schrie Lady Elianor.

„Wie?“ rief der Lord, „in Ermangelung des Gewissens schämt sich dieses Weib nicht einmal des Verbrechens! Sie entehrt ihre Kinder, sie beschimpft ihren Gatten, sie zerstört drei Geschicke — und während ich, ihr Herr und Richter, mich herbeilasse, sie in den Augen der Welt zu retten, ist der erste Blick dieses Weibes damit beschäftigt, ihren Geliebten zu suchen, ihn zu rufen! — Sie fragen mich, Mylady, was ich mit dem Grafen Clemens gethan? Fragen Sie mich vielmehr, was ich mit dem Mädchen, das hier war, gethan habe und beten Sie in Ihrem Interesse zu Gott, daß kein Anderer, wie Sie, diese Frage an mich richten möge, denn man müßte antworten und sagen, wie der Ehebruch Sie zu einem Verbrechen geführt habe.“

Lady Elianor bedeckte das Gesicht mit ihrem Taschentuche und Lord Robinson ging schweigend auf und ab.

„Sie fragen mich nicht mehr?“ sagte der Engländer nach einer Weile vor seiner Frau stehen bleibend.

„Mylord, was ist aus dem Mädchen geworden?“

„Graf Clemens und ich haben sie nach Hause gebracht. Jetzt ist sie todt!“

„Todt! Aber das ist ja nicht möglich! .... Sie wollen mich nur erschrecken, nicht wahr? ... O mein Verstand!“

Lord Robinson lehnte sich an den Tisch, und trübselig und mitleidig seine Gattin betrachtend, glaubte er Symptome des Wahnsinns auf ihrem bestürzten Gesichte zu lesen.

„Todt!“ wiederholte die Lady, als wenn sie ihr Gedächtniß zu Rathe ziehen wollte. „Aber — ich wollte sie ja nicht tödten ... aber ich sagte dem elenden Schurken ... o Du mein Gott!“

Und Lady Elianor, die Beute eines furchtbaren Gedankens, stand auf, lief gegen die Thüre und rief:

„Aber — wenn er sie sterben sieht — wird er mir dann fluchen!“

Der Engländer hielt sie am Arme zurück, zeigte ihr das Canapé und nahm ihr gegenüber auf einem Fauteuil Platz.

„Sie haben kein Erbarmen mit mir, Mylady,“ sagte er; „ich werde unversöhnlich gegen Sie sein. Ich habe einen Augenblick geglaubt, daß die Gewissensbisse über Ihr Vergehen und die Ungeheuerlichkeit Ihres Verbrechens Sie zur Vernunft bringen werden und ich wollte Sie beklagen, vielleicht — sogar Ihnen vergeben, damit auch Gott seinerseits sich barmherzig zeigen möge! Aber in diesem Herzen, das Sie der Reue und Buße öffnen sollten, ist nur Platz für die Leidenschaft, die Sie in's Verderben brachte. Gut denn, ich sage es Ihnen, und es sei Ihre Züchtigung, weil Sie keine andere begreifen wollen, — dieser Mann, dem Sie Gatte, Kinder, Ehre geopfert haben, dieser Mann ist auf ewig für Sie verloren! — Wenn ich Sie genug verachten würde, um kein Hinderniß zwischen Ihnen und ihm zu sein; wenn die Gesellschaft nicht erfahren würde, welches Verbrechen sie zu rächen habe; wenn Gott selbst die Stunde der Gerechtigkeit versagen würde; kurz, wenn nur der Graf Clemens und Sie allein auf der Welt wären, so würden Sie nicht minder auf immer von ihm geschieden sein, denn: er hat bei dem Leichnam dieses Mädchens geschworen, das von Ihnen begangene Verbrechen zu rächen. — Jetzt, Mylady, halte ich Sie nicht mehr zurück; Sie können zu Ihrem Geliebten gehen!“

Lady Elianor schluchzte laut.

„Hören Sie noch ein letztes Wort; denn ich muß an die Ehre unseres Hauses denken. Wie heißt das Mädchen, das Graf Clemens seine Braut nennt?“

„Marietta, Herzogin von Vilano!“

„Herzogin von Vilano, eine herabgekommene Herzogin wohl, aber doch immer Herzogin! Und Sie glaubten, daß Ihr Verbrechen unentdeckt bleiben werde? Und ich hoffte dasselbe! — O, nun ist Alles aus!“

Und Lord Robinson fuhr mit der Hand über seine mit kaltem

Schweiße bedeckte Stirne, warf einen Blick auf die Pendeluhr und, immer in seinen Schmerz versunken, sich an Lady Elianor wendend, sagte er:

„Mylady, es ist vier Uhr — in zwei Stunden wird die Gerechtigkeit an unsere Thüre pochen."

Lady Elianor schauderte.

„Wenn sie hier eintretend, eine Schuldige findet, so werde ich, da ich einen entehrten Namen nicht tragen will, diese Schande nicht überleben!"

Und Lord Robinson öffnete die Thüre des Cabinetes, durch die er gekommen, und verschwand.

Nachdem ihr Gatte fort war, blieb Lady Elianor eine Weile unbeweglich und wie zermalmt von ihrem Schmerze. Unter allen den verwirrten, schrecklichen Ideen, die sich ihres Geistes bemächtigten und darin so zu sagen das Zeichen eines glühenden Eisens zurückließen, prägte sich eines schrecklich, unerbittlich wie das Geschick ein; nämlich: daß Clemens für sie verloren sei!

Die Bewegung, mit welcher sie ihr Taschentuch an die Augen führte, um die letzte an ihren Wimpern glänzende Thräne zu trocknen, kündigte bei ihr einen unwiderruflichen Entschluß an.

Sie setzte sich an den Tisch, nahm Feder und Papier und schrieb drei Briefe, die sie sorgfältig versiegelte.

Der erste hatte die Aufschrift:

„An meine Töchter, wenn sie achtzehn Jahre alt sein werden."

Der Zweite, der gleichsam als Enveloppe des Ersten diente:

„An Fräulein Mary Ever" (ihre Vertraute).

Und der letzte:

„An meinen Gemahl."

Diesen legte sie auf den offenen Schreibtisch und barg den andern in ihrem Busen.

Diese drei Briefe enthielten ihren letzten Willen.

Zum zweiten Male an diesem Tage öffnete sie das Bonbonkästchen und nahm ein kleines Fläschchen mit einer grünlichten Flüssigkeit heraus.

Lady Elianor stellte das Fläschchen auf den Kamin. Mit den Briefen, welche das Kästchen enthielt, zündete sie ein Feuer an und warf in die Flamme den Rest der Bonbons.

Es geschah nicht ohne peinliche Aufregung, als sie sich entschloß, diese leichten Blättchen zu verbrennen; sie waren alle Boten der Freude.

Nachdem die Flamme sie bis zur letzten Spur verzehrt hatte' verließ Lady Elianor geräuschlos ihr Zimmer und begab sich in jenes ihrer Töchter. In einem Zwillingsbette liegend, waren die beiden Kinder im tiefen Schlafe.

Lady Elianor blieb eine Weile unbeweglich und betrachtete Beide. Dann kniete sie sanft bei dem älteren Töchterlein nieder, ergriff die aus dem Bette hängende Hand, führte sie an ihre Lippen, und mit Thränen in den Augen sagte sie:

„Lebe wohl, mein Töchterchen, lebe wohl!“

Dann stand sie auf und ging zu dem zweiten Bettchen. Sie hob die Decke leicht empor, nahm das Kind in den Arm und küßte es zärtlich.

Das Kind erwachte nicht.

Lady Elianor schüttelte traurig lächelnd den Kopf. Dann umarmte sie ihr Töchterchen noch einmal und sagte:

„Möge Dein Erwachen heiter sein, mein süßes Herz; — es ist der Wunsch Deiner Mutter, in dem Augenblick, wo sie sich dem ewigen Schlafe überläßt!“

Währenddem hatte man den Körper des Fräuleins von Vilano in ihre Wohnung gebracht und der junge Baron Neuburg befand sich eben im Salon, als dies geschah, da er durch Marietta's Amme von dem geheimnißvollen Verschwinden des Fräuleins benachrichtigt worden war.

Die Verblüffung und die stumme Verzweiflung des jungen Mannes zu mahlen, wäre unmöglich. Er näherte sich hastig dem herbeigerufenen Arzte, dem berühmten Doctor Montano.

„Nun, Herr Doctor?“ ächzte Baron Neuburg in unsäglicher Angst.

„Pah, es wird keine ernsten Folgen haben,“ antwortete der Aeskulap kalt, seine Untersuchung fortsetzend; „das Fräulein ist nicht vergiftet, so wie ich es befürchtet hatte. Aber klar ist noch nicht Alles. Ich konnte sie nicht über die bei ihr gefundene Bonbonschachtel befragen, denn man mußte mit ihr von ihrem armen Vormunde sprechen. Ich muthmaße, daß diese Bonbons ein heftiges Schlafmittel enthielten

und daß der kränkliche Vormund dort seinen Tod finden wird, wo seine kräftige Mündel nur in einen tiefen Schlaf verfiel."

„Herr Doctor," sagte Baron Neuburg, „ich darf Sie wohl bitten, das strengste Stillschweigen zu beobachten, bis nicht die Ursache dieses doppelten Verbrechens bekannt sein wird."

Ein stummer Händedruck versicherte ihm die Gewährung.

Dank dem klugen Verfahren des Arztes kam Marietta nach und nach zu sich und warf unruhige Blicke umher.

„Ach, Sie sind es, mein guter Baron Fritz," sagte nach einer Weile das Mädchen; „Sie haben mich gewiß etwas zu fragen?"

„Nein, Marietta, wenn Sie mir nichts zu sagen haben —"

„Und wenn ich nicht sprechen könnte?"

„Ei," sagte Baron Neuburg aufstehend, „so würde ich Ihnen sagen, daß Graf Clemens —"

„Bei dem Haupte des alten Mannes, der durch mich sterbend ist," unterbrach ihn die Italienerin, an ihren Vormund denkend, „schwöre ich Ihnen, daß Clemens unschuldig ist!"

„Und Sie können nicht sprechen?"

„Nein, denn es ist das Geheimniß zweier Frauen, und weil die Enthüllung dieses Geheimnisses zwei Männer zum Zweikampfe bringen würde. Begreifen Sie nun, mein Freund?"

„Marietta, Sie haben gestern eine Schachtel Bonbons und einen Brief von dem Grafen Clemens erhalten?" fragte nun der Baron, das Mädchen fest anblickend.

„Ganz wohl, aber — Brief und Bonbons kamen nicht von ihm."

„Dann begreife ich Alles; sie kamen von Lady Robinson."

„Wer sagt Ihnen, daß gerade diese Frau —"

„Deren Ueberwurf, in welchen Sie gehüllt waren, als man Sie hierherbrachte."

„Aber wo ist denn — er —"

„Er? Sie sehen wohl, Marietta, daß Graf Clemens in dieses schändliche Complot verwickelt ist —"

„Lieber Bruder, ich verlange ein großes Opfer von Ihnen," sagte das Mädchen, welches die Aeußerung des jungen Mannes nicht hörte.

„O," erwiderte dieser, „was es auch immer sei, ich bin dazu bereit."

„Nun — Sie sollen sich zum Grafen Clemens begeben."

„Das verspreche ich Ihnen!" antwortete Baron Neuburg in freudigem Tone, den er nicht zu verstellen vermochte.

„Noch diesen Morgen?" rief Marietta.

„Augenblicklich sogar."

„Und," sagte das Mädchen zaudernd, „Sie werden mir Nachrichten von ihm bringen?"

„Ich schwöre Ihnen, daß, bevor zwei Stunden vergehen, Sie Nachrichten von dem Grafen Clemens haben sollen."

Baron Neuburg entfernte sich rasch.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Auf eigene Faust.

Wir führen unsere Leser nun in eine der verrufensten Schänken am Ufer des Donauarmes in der Leopoldstadt, in der es gewöhnlich sehr toll herzugehen pflegte. Zerlumptes Volk, zumeist fortwährend betrunken, trieb sich dort Nächte lang mit liederlichen, grell geschminkten Dirnen der niedersten Sorte herum; Mädchen, die ihren Leib um einen Siebzehner (eine siebzehn Kreuzer geltende Silbermünze, auch „Kasperl" genannt, weil der Eintritt in's Parterre des Leopoldstädter-theaters, wo der Komiker oder Kasperl seine Späße machte, diesen Betrag kostete) und ihre Seele um einige „Stamperln" (Gläser Branntwein) zu verkaufen gewohnt waren.

Das war aber noch nicht die Crême der Gesellschaft, denn zu dieser gehörten entlassene oder auch entsprungene Verbrecher ersten Kalibers, die sich in ihrem Erwerbszweige einen Namen gemacht und in den Kreisen der Zuchthaussträflinge mit einer Art geheimen Respect angestaunt wurden — wie es noch heutzutage geschieht.

Diese Verbrecher-Honoratioren verschmähten es, in der Gaststube mit dem „Gelichter" — wer nicht ein Dutzendmal wegen Einbruchs angeklagt war, gehörte dazu — beisammen zu sitzen. Auch scheuten sie den wachsamen Blick der Polizei und kamen deshalb in einer geheimen Extrastube zusammen, eine Art Kellerloch, das den unschätzbaren Vortheil besaß, mit den nach der Donau führenden Kanalgängen in Verbindung zu stehen; — es waren diese Herren also sicher, nie in einer Mäusefalle gefangen zu werden.

An demselben Abende, wo das Rencontre des Barons Merklin mit dem Polizeiwachposten auf dem alten Fleischmarkt stattgefunden

hatte, um einige Stunden später, saß eine hübsche Anzahl von Männern rauchend und trinkend an einem langen Tisch.

Eine qualmende Oellampe, die von der Decke herabhing, erleuchtete den Raum nur unvollkommen, aber doch genug, um die Gesellschaft übersehen zu können.

Diese Gesellschaft war wunderlich genug zusammengewürfelt. Neben einem zerlumpten Kerl, dessen Galgenphysiognomie einem einsamen Wanderer etwas unheimlich vorgekommen wäre, saß ein arbeitermäßig aussehender Mann in einfacher, aber sauberer Kleidung, dessen Nachbar wieder eine Art Stutzer mit feinem Hute und Lorgnon war. Zwei oder drei Schiffleute mit breiten Messern in den Ledergürteln und ein Landgeistlicher in seiner halb ländlichen, halb priesterlichen Tracht bildeten einen Contrast, der Einen auf den ersten Blick grell in's Auge fallen mußte.

Was die Weise des Gespräches anbetrifft, das die Gesellschaft unter sich führte, sprachen die Einzelnen halblaut, Einige sogar nur flüsternd, obschon sie, wenn sie fürchteten, von einem Unberufenen belauscht zu werden, ganz gut hätten laut reden können, da sie sich der Gaunersprache bedienten, die ohnedies nur den Eingeweihten verständlich ist.

Manchmal hörte auch das Flüstern eine Zeit lang auf und es herrschte dann ein erwartungsvolles Schweigen. Offenbar sollte die eigentliche Unterhaltung erst beginnen und es schien, als ob die Versammelten nur noch irgend Jemand erwarteten.

Es trat auch dieser Jemand bald darauf ein — ein schlanker Mann in eleganter Kleidung, der das Gesicht mit einer Maske bedeckt hatte.

Dieser augenscheinlich junge Mann ging mit raschen Schritten durch das Zimmer bis an das oberste Ende des Tisches, wo er sich auf einen leerstehenden Sessel setzte, der für ihn bestimmt zu sein schien.

Bei seiner Ankunft hatten sich alle Anwesenden erhoben und blieben so lange stehen, bis der Verlarvte, nachdem er seine Blicke eine Weile über die Runde hatte gleiten lassen, um sich zu vergewissern, daß Niemand fehle, durch eine Bewegung der Hand die Erlaubniß ertheilt hatte, sich wieder niederzusetzen.

Darauf stützte er den Kopf in die Hände und blieb eine Weile regungslos.

Währenddem herrschte in der Versammlung tiefes Schweigen; die Blicke Aller waren auf den Vorsitzenden gerichtet.

Endlich ergriff der Verlarvte das Wort. Mit einer Stimme, die obwohl sie durch die Maske gedämpft wurde, dennoch etwas eigenthümlich Scharfes und Befehlendes hatte, sagte er:

„Die Berichte über die Geschäfte bleiben auf später; es ist früher etwas sehr Wichtiges zu erledigen, das allem Andern vorgehen muß."

Ein allgemeines Murmeln der Zustimmung ertönte.

Der Verlarvte fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Wie Ihr wohl wißt, haben sich alle Mitglieder unserer Gesellschaft verpflichtet, die Gesetze strenge zu halten, welche wir uns selbst gegeben und ohne die ein einträchtiges und erfolgreiches Wirken überhaupt nicht möglich ist. Es ist in diesen Gesetzen unter Anderm ausdrücklich bemerkt, daß kein Geschäft gemacht werden darf, von dem die Gesellschaft nicht weiß und das nicht in öffentlicher Versammlung reiflich durchberathen wurde. Mit Kleinigkeiten haben sich die Mitglieder nicht abzugeben. Steht das in den Verpflichtungen, die Jeder von uns befolgen muß oder nicht?"

„Ja!" riefen Alle.

„Ihr Narren," brauste nun der Vorsitzende auf, „seht Ihr denn nicht ein, daß man, um eine Uhr zu mausen, keine geheime Gesellschaft braucht, und daß der Bestand des Ganzen hoch gefährdet ist, wenn jeder Einzelne auf eigene Faust handeln zu können glaubt? Wie oft soll ich es noch erklären, daß dergleichen sich nicht der Gefahr verlohnt, die Polizei aufmerksam zu machen, und daß die Thätigkeit der Gesellschaft auf die Durchführung großer Geschäfte gerichtet sein muß, die mit einem Schlag für Alles entschädigen."

Die Köpfe Aller senkten sich. Es mochten die Mitglieder wohl Alle mehr oder weniger ihre kleinen Privatgeschäfte auf dem Gewissen haben, und sannen nach, was wohl zu den Ohren ihres Dirigenten gekommen sein konnte.

Der Verlarvte ließ seine durchbohrenden Blicke, die unheimlich aus der schwarzen Maske funkelten, noch einmal prüfend über die Versammlung gleiten und fuhr dann fort:

„Wer von Euch hat heute Nacht einen Taschendiebstahl begangen?"

Es regte sich keiner der Männer.

„Ich rathe demjenigen, der sich schuldig fühlt, ein offenes Geständniß abzulegen, da er dadurch seine Strafe erleichtert.“

Noch immer herrschte tiefes Schweigen.

„Nun, wenn der Betreffende nicht selbst die Anzeige seines Fehlers macht, werde ich es an seiner Stelle thun, und ihm die Mühe ersparen. Heda, Krummkopf *), fühlst Du Dich unschuldig?“

Der Genannte, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht, als er, nach seinem Raubanfalle auf Rigas, sich bemühte, der Umarmung eines Polizeiwachpostens zu entkommen, was ihm nur durch die unberufene Einmischung des Barons Merklin gelungen war, erhob sich jetzt zögernd von seinem Sitze und stotterte einige unverständliche Worte.

Durch die Reihen ging nun ein leises Murmeln, das beinahe wie ein Aufathmen von einer drückenden Angst klang. Aller Blicke richteten sich auf den armen Krummkopf, der sich sehr unbehaglich zu fühlen schien.

„Dieser Mann,“ donnerte nun der Vorsitzende, „mußte heute Abend von einem Mitgliede des Bundes den Händen eines Polizeimannes entrissen werden, der ihn ohne diese Dazwischenkunft wegen Taschendiebstahls arretirt haben würde. Welche Strafe hat er verdient?“

Niemand antwortete.

„Was sprechen in solchem Falle unsere Gesetzesparagraphe aus?“

„Die Katze,“ erwiderte halblaut der Gauner, welcher die Verkleidung eines Priesters trug.

„Ja ja, die Katze!“ wiederholte der ganze Chor.

„So ist es,“ sagte der Vorsitzende „und zwar sind zwanzig Streiche für den ersten Uebertretungsfall, vierzig für den zweiten und der gänzliche Ausschluß aus dem Bunde für den dritten Fall normirt. Der Krummkopf wird also, gemäß der Vorschrift, seine zwanzig Streiche mit der neunschwänzigen Katze erhalten. Besorgt sogleich das Nöthige.“

Sofort sprangen zwei Mann von der Versammlung auf und brachten eine Bank herbei, die in einer Ecke des Zimmers stand; ein Dritter holte aus einem Wandschrank das furchtbare Strafinstrument hervor, das zu jener Zeit auf Schiffen im Gebrauche stand und von

*) Bedeutet in der Diebssprache die Brechstange.

Allen, die in der Lage waren, mit demselben in nähere Berührung zu kommen, so sehr gefürchtet wurde.

Der arme Teufel, welcher die Strafe über sich ergehen lassen sollte, stand noch immer regungslos auf demselben Platze.

Jetzt näherten sich ihm, auf einen Wink des Verlarvten, die drei Männer, Einer von ihnen klopfte ihm gutmüthig auf die Schulter und sagte in ermahnendem Tone:

„Komm, Krummkopf, und nimm die Medicin gutwillig ein — Du weißt, es hilft kein Widerstand — sei also klug und mach' die Sach' nicht noch ärger."

Krummkopf sah sich, wie Hilfe suchend, in der Runde um, traf jedoch nur abgewendete Gesichter.

Nur schwach widerstrebend ließ er sich zu der verhängnißvollen Bank führen.

„Herr," fragte er dann leise, sich zu dem Vorsitzenden wendend, „giebt es wirklich keinen Pardon für's erste Mal?"

„Es darf keinen geben," erwiderte der Verlarvte mit fester Stimme, „es ist dies zum Besten der Gesellschaft!"

Der Verurtheilte zögerte noch immer. Endlich aber schien er seinen Entschluß gefaßt und sich in das Unvermeidliche gefügt zu haben, denn er sagte mit etwas ungewisser Stimme:

„Gebt mir einen Knebel . . . ich werde mich kaum vom Schreien zurückhalten können . . . und ich will nicht, daß die Polizei durch das Gebrülle auf uns aufmerksam gemacht wird."

Im Nu war eine sogenannte Birne zum Vorschein gekommen, die ihm, wie er es begehrt hatte, in den Mund gesteckt wurde. Sodann entkleidete er sich mit einer gewissen Hast, als ob er das Unvermeidliche möglichst rasch hinter sich haben wolle, und legte sich auf die Bank, an welche er von den mit ähnlichen Manipulationen offenbar sehr vertrauten Executoren mit Händen und Füßen angeschnallt wurde.

Und nun begann die grausame Züchtigung. Ein wuchtiger Hieb nach dem andern fiel langsam und gemessen auf das nackte Fleisch des Unglücklichen, dessen Körper bei jedem Schlage krampfhaft aufzuckte.

Wie es bei solchen Executionen gewöhnlich, ließ jeder Hieb eine rothe Furche zurück; wo sich zwei solche Furchen kreuzten, da riß sich ein Fetzen der Haut los und nach dem zehnten Streiche begann das Blut des Gepeitschten herabzurieseln.

Während der Execution herrschte tiefes Schweigen, da der von

Schmerzen Gefolterte durch den Knebel am Schreien gehindert wurde und die Uebrigen nicht einen lauten Athemzug von sich gaben.

Nachdem der Krummkopf seine zwanzig Streiche vollwichtig und ohne Nachlaß erhalten hatte, wurde er losgeschnallt und von seinem Knebel befreit.

Er erhob sich nun und taumelte einen Augenblick lang wie besinnungslos, bis ihm einer der Executoren zu Hilfe sprang und ihn unterstützte.

„Ein Glas Storek (Branntwein) für den Krummkopf!“ rief er.

Das Verlangte wurde dem schwach Gewordenen dargereicht. Er ergriff es mit zitternder Hand und stürzte es in einem Zug hinab, worauf er sich besser zu befinden schien und sich ohne Beihilfe ankleidete, nachdem man ihm den Körper mit einer schmerzlindernden Salbe bestrichen hatte.

Der Vorsitzende, welcher während der ganzen Zeit unbeweglich auf seinem Platze geblieben war, erhob sich jetzt, worauf alle Anwesenden seinem Beispiele folgten und gleichfalls von ihren Sitzen aufstanden.

„Ich verschiebe die Geschäfte auf die nächste Sitzung — und es hüte sich Jeder vor Geschäften auf eigene Faust!“ sagte er.

Dann verließ er mit raschen Schritten das Gemach.

Sein Fortgehen gab das Signal zu einer lebhafteren Wendung der Unterhaltung. Es tauschte nun die Gesellschaft ihre Vermuthungen über ein bevorstehendes Geschäft aus, worüber ihr Haupt bereits in der vergangenen Sitzung eine Andeutung hatte fallen lassen.

„Es wär' schon einmal Zeit, daß wir was Ordentlich's ausführen thäten!“ meinte murrend eines der Mitglieder, das ein gewisses Ansehen bei seinen Gefährten zu genießen schien.

„Der Teufel soll von einem lumpigen Fünfer die Wochen leben!“ brüllte ein Anderer. „Dazu brauch' ich nicht der Sclav' von irgend einem geheimnißvollen Fremden zu sein, den ich nicht einmal von G'sicht zu G'sicht kenn'.“

„Und dabei soll'n wir uns die klein' Privatg'schäfteln verbieten oder uns prügeln lassen, wie der arme Krummkopf!“ fügte ein Dritter hinzu.

Der arme Krummkopf, der seine Schmerzen in riesigen Branntweinportionen zu ersäufen versucht hatte, wurde durch die Erinnerung an sein Martyrium erst recht aufgestachelt.

„Ich konnt' mich nicht wehren," sagte er, die Fäuste ballend, „wenn Ihr Alle wie die geduldigen Schaf' d'reinschaut; sonst hätt' ich Euch schon gezeigt, daß ihm wenigstens Einer Stand zu halten weiß."

Der Krummkopf schaute sich im Kreise um, als ob er sich der Beistimmung seiner Genossen für zukünftige Fälle vergewissern wollte. Dann fuhr er fort:

„Er giebt uns einen Fünferbancozettel die Woche und hat noch keine Rechnung über das letzte Geschäft abgelegt, das zum wenigsten einige Hunderter abgeworfen haben muß. Wenn er die Hälfte vom Ertrag für sich allein beansprucht, so soll er uns wenigstens unsern Theil ordentlich auszahlen."

Das allgemeine Murmeln der Beistimmung, das sich nun erhob, zeigte, daß Alle diesen Wunsch theilten.

Nur Einer hatte geschwiegen und grinste nun höhnisch den Sprecher an. Es war der Gallach (Pfarrer), wie er von seinen Collegen genannt wurde, der Gauner in der Tracht eines Landgeistlichen.

„Du Narr Du!" sagte derselbe, „man kennt Dich Prahler viel zu gut, um nicht zu wissen, daß Du nicht die Courage hast, ihm das in's Gesicht zu sagen, was Du hinter seinem Rücken schimpfst. Ueberhaupt red'st heut' wieder so dumm daher, als obst nicht mit'm Kopf denken thätst, sondern mit demjenigen Theil, der Dir heut' mehr weh thun wird —"

Er vollendete nicht, sondern stieß ein wieherndes Gelächter über seinen Witz aus.

Aber im selben Augenblicke hatte er auch schon ein Glas Branntwein im Gesicht, das von dem wuthschäumenden Krummkopf geflogen kam; ein paar Freunde mußten ihn zurückhalten, daß er sich nicht auf den Spötter stürzte.

„Ei, laßt 'n nur herkommen," sagte der Gallach kaltblütig, indem er sich mit einem schmutzigen Taschentuche das Gesicht abwischte, „ich stech 'n ab wie ein Hendl (Huhn)."

Bei diesen Worten zog er eine Art Küchenmesser aus den Schäften seiner hohen glänzenden Priesterstiefel und legte es vor sich auf den Tisch.

„Seid's ruhig, Annoschim (Leute)!" mischte sich der Stutzer darein, welcher die ganze Scene wie ein Schauspiel, das man zu seiner Erheiterung aufführte, mitangesehen hatte. „Das Beste, was Ihr thun

könnt, ist, Euch dem Anführer zu unterwerfen und allen seinen Befehlen blindlings Gehorsam zu leisten. Wißt Ihr denn nicht, daß er seine Proben abgelegt und Entwürfe in seinem Kopf hat, gegen die Alles, was wir ausspeculiren könnten, reines Kinderspiel ist."

„So ist's auch," stimmten Mehrere bei. „Warten wir ab, was die Zukunft bringt; vielleicht g'lingt ihm der große Streich, von dem er alleweil spricht."

„Und vor Allem, reden wir nicht mehr vom Geschäft, sondern trinken wir lieber," fügte der angebliche Pfarrer hinzu. „Komm, Krummkopf und versöhnen wir uns!"

Er stieß mit dem Manne an, mit dem er vor einigen Minuten auf Leben und Tod hatte raufen wollen und rief dann in affectirt salbungsvollem, näselndem Tone:

„Und jetzt, geliebte Brüder in Christo, muß ich Euch aufmerksam machen auf einen Irrthum in den Psalmen —"

Ein schallendes Gelächter der Zuhörer unterbrach ihn und belohnte schon im vorhinein den Witz, den er vom Stapel lassen wollte. Mit unzerstörbarem Ernste fuhr der falsche Prediger fort:

„In den Psalmen heißt es nämlich: Wie lieblich ist es, wenn Brüder beisammenwohnen! — Da fehlen aber offenbar im Texte die Worte: „mit Schwestern." — D'rum schlag' ich vor, daß wir die Fräuleins hereinkommen lassen."

„Die Fräuleins, die Fräuleins!" schrieen Alle lachend, und einen Augenblick später stürzten die „Fräuleins" herein, worauf die Gesellschaft zu tanzen begann.

Man denke sich — nach modernen Begriffen — Macbeth's Hexen Cancan tanzen und man wird vielleicht eine Idee von der eklen Scene haben, die nun folgte.

Schließlich warfen sich die müden Paare auf den Fußboden nieder und schliefen in malerischen Gruppen. Es war ein helles Glück, daß die Sonne nie in diese Räume schien, wahrhaftig, sie wäre erschrocken.

Wenden wir uns von dem Kellerloche weg in eine glänzendere Versammlung und zwar in das sogenannte adelige Casino, welches im Jahre 1784 gegründet worden und sich damals im Trattnerhofe befand. Der Eintritt war nur „adeligen" und, wie die Ankündigung lautete, „charaktermäßigen" Personen gestattet.

In jenem adeligen Casino wurde schon manches Vermögen verspielt, zu dessen Ansammlung eine ganze Reihe von Generationen

beigetragen, und manch ein Edelmann aus gutem Hause ging um Mitternacht als reicher Mann hinein, und kehrte bei Tagesanbruch als ruinirter Bettler nach Hause zurück — darunter gehörte z. B. der berühmte Graf Czobor.

In der heutigen Nacht wurde nur Picket gespielt. Freiherr von Wechs machte mit dem Baron Pitrus die gewöhnliche Partie, den Point zu zehn Dukaten. Für den, der dies edle Spiel nicht kennt, diene zur Aufklärung, daß man auf solche Weise mit Leichtigkeit in zehn Minuten ebensoviele Hunderte von Dukaten verlieren kann.

Wie gewöhnlich hatte sich ein Kreis von Zuschauern um die beiden Spieler versammelt, die mit vornehmer Gleichgiltigkeit die Chancen des Glückes ertrugen, während sich die Umstehenden flüsternd ihre Bemerkungen über das Spiel mittheilten.

„Armer Pitrus!“ sagte leise ein kleiner Cavalier mit einer etwas altmodisch aussehenden Perrücke und einem wunderbaren Brillant im Busenstreif. „Dieses Picketspiel richtet ihn total zu Grunde! Nach meinen Berechnungen muß er in den letzten vierzehn Tagen nicht viel unter zehntausend Dukaten verloren haben.“

„Teufel!“ sagte ein junger Elegant, an den diese Worte gerichtet waren, „was wird die falsche Vigano von der Josefstadt dazu sagen, der er eine Lustreise nach Italien versprochen hat . . .“

„Pah, gerade sein Pech wird ihn veranlassen, ihr Wort zu halten,“ meinte der Erstere. „Er wird seinen Gläubigern aus dem Weg gehen müssen, wenigstens auf so lange, bis sein Vermögensverwalter wieder Geld schicken kann. Die Wucherer borgen ihm ohnedies keinen Kreuzer mehr, weil sie Angst haben, daß von seinem Erbtheil nicht viel mehr übrig geblieben.“

„Von wem sprechen Sie?“ mischte sich ein Dritter ein, der eben dazukam, ein dicker Herr mit aufgedunsenem Gesicht und großen Kalbsaugen. Es war ein bekannter Aristokrat, der wegen seines Geizes sprichwörtlich geworden.

Das obenerwähnte Gespräch wurde nochmals auf's Tapet gebracht.

„Pah,“ meinte der Dicke, „Baron Pitrus arbeitet noch immer auf eigene Faust und ist daher noch immer besser daran, als Baron Merklin, mit dem es, wie mir scheint, von Neuem zu Ende geht.“

„Zu Ende geht!“ spottete krächzend der Erste, „ei, das war schon

vor ein paar Jahren bekannt, als er auf einmal verreiste und einige Zeit spurlos verschwand. Nach seiner vor Kurzem erfolgten Zurückkunft lebt er alla cavallo in den Tag hinein, ohne daß er sich im mindesten einschränken oder durch irgend etwas verrathen würde, daß er sich in Verlegenheit befände."

„Hm, die Hilfsquellen dieses Mannes sind in der That wunderbar, es scheint also, daß auch er auf eigene Faust arbeitet," meinte der Dicke nachdenklich, „übrigens ist mir die ganze Sache schon vom Anfang an räthselhaft gewesen."

„Nun, Baron Merklin wird wohl selbst wissen, was er thut," sagte kalt der Herr mit der altmodischen Perrücke, „und einem Andern geht's nichts an."

„Auch meine Meinung," pflichtete der Dicke bei, „insolange es der Polizei gleichgiltig ist. Uebrigens da kommt Baron Merklin selber. Wenigstens wird es jetzt wieder etwas lustig hergehen. Man schläft ja ordentlich ein, wenn der Baron Pitrus seine Picketpartie macht."

In der That war Baron Merklin eingetreten, worauf ungemein viel Leben in die Gesellschaft der blaublütigen Herren kam, die Alle mehr oder weniger an Langeweile zu leiden schienen.

„Es lebe der König von Egypten!" rief Baron Merklin lustig. „Wer für Pharao ist, folge mir!"

„Ich möchte doch wissen, woher dieses Wagspiel seinen Namen hat," flüsterte der Dicke seinem Nachbar zu.

„Das ist sehr einfach," erwiderte der Letztere, „weil auf einem der dazu erforderlichen französischen Kartenblätter der Egypterkönig Pharao abgebildet ist."

„Nun, was ist's — rasch, rasch!" rief Baron Merklin wieder. „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß ich heute Revanche für das Dutzend Schlachten nehmen muß, die Sie mir in der letzten Zeit auf dem grün bespannten Felde der Ehre verlieren ließen. Kommen Sie also!"

Keiner der Anwesenden wies den Vorschlag zurück. Die Freiherren von Wechs und Pitrus sogar ließen ihre große Picketpartie im Stich, und fünf Minuten nachher war die ganze Gesellschaft in die Mysterien des bekannten Hazardspieles vertieft.

Baron Merklin wurde nicht vom Glück begünstigt und schien heute nicht sein „Dutzend verlorner Schlachten" wett machen zu sollen. Eine Note nach der andern von dem dicken Häufchen, das er vor

sich aufgestellt hatte, wanderte über den Tisch hinüber zu Baron Pitrus, dem die Glücksgöttin eine Entschädigung für sein Unglück im Picket zugedacht zu haben schien.

Im Laufe des Spieles verlor er auch seine Kaltblütigkeit und zerknitterte krampfhaft die Noten, welche er noch in der Hand hielt.

Plötzlich warf er den ganzen Rest auf eine einzige Karte — es mochten drei bis vier tausend Gulden sein — und die Gesellschaft blickte gespannt auf den Ausgang des kühnen Zuges.

„Hundert Dukaten, daß Merklin verliert!“ flüsterte Baron Wechs zu seinem Nachbar, der durch ein Kopfnicken ausdrückte, daß er die Wette annähme.

Aber — das Glück schien sich zu wenden; denn Merklin gewann in der That und hatte mit einem einzigen Schlage alle Verluste des Abends hereingebracht. Nach einigen Minuten war er sogar bedeutend im Gewinnste und sah schließlich beinahe das ganze Baargeld der Gesellschaft in einem mächtigen Haufen vor sich aufgestapelt.

Einige Spieler hörten zu pointiren auf und begnügten sich, die passive Rolle von Zuschauern zu übernehmen, nur die Freiherren von Wechs und Pitrus hielten noch Stand und zogen es vor, dem launischen Glücke Trotz zu bieten, obschon es ihnen entschieden ungünstig war.

In diesem Augenblicke erschien ein neuer Spieler auf dem Schlachtfeld. Es war ein blasser junger Mann, der im „adeligen Casino“ bereits Proben der unerhörtesten Verschwendung abgelegt hatte. Er war Baron Alexander Wetzlar, der Sohn eines der reichsten Bankiers von Wien, mit dem Spitznamen „der Millionjude,“ und man erzählte dort, daß dieser Letztere sich einst scherzend geäußert: „Mein Sohn ist mir so theuer wie dreißig Töchter.“ Uebrigens war der junge Wetzlar ein gefürchteter Spieler, da er im Bewußtsein seines Reichthums die Kühnsten durch seine Waghalsigkeit aus der Fassung brachte.

Baron Merklin, der eben im Begriffe war, das Spiel als beendigt zu erklären, mußte die übliche Schlußtour ansagen und er wurde ein wenig bleich, als der junge Mann an den Tisch herantrat und ein dünnes Maroquintäschchen herauszog.

„Es ist die Schlußtour, lieber Wetzlar,“ sagte Baron Merklin zögernd, „ich könnte Ihnen heute keine Revanche mehr geben.“

„Thut nichts,“ antwortete gleichmüthig der Angesprochene, in-

dem er leicht hüstelte, und seine Brieftasche vor sich hinlegte. Dann deutete er mit dem kleinen Finger auf den Bancozettelhaufen, den Merklin vor sich liegen hatte und sagte, ohne seine Stimme auch nur im Mindesten zu erheben: „Va banque!“

Baron Merklin fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirne, auf welcher feine Schweißtropfen sichtbar wurden.

Es tauchten vor seinem geistigen Auge allerlei Anforderungen auf, denen er schon in den nächsten Tagen Stand zu halten hatte; sein Heiratsproject mit Eva von Baranyay konnte sich selbst im günstigsten Falle nicht so schnell realisiren, um ihn vor einem abermaligen Ruin in der öffentlichen Meinung zu retten, wenn das Gebäude seiner neuen scheinbaren Herrlichkeit durch einen ungeduldigen Gläubiger zum Einsturz gebracht werden sollte.

Und da stand ihm gegenüber ein Millionär, der die Sache eines Spaßes halber mitmachte, und er mußte dem Manne Stand halten, so verlangten es die Gesetze des Bonton. O, er hätte ihn lieber erwürgen mögen! Aber jetzt sah er sich genöthigt, ihm ein Lächeln zu schenken — freilich war es nur ein angsterfülltes Grinsen.

„Va banque, mein lieber Merklin,“ wiederholte der Andere, „und dann wollen wir soupiren!“

„Erstick' an dem ersten Bissen!“ dachte der Baron sehr uncavaliermäßig.

Eine Minute nachher war die Entscheidung gefallen und er wußte, daß die fünfzig Gulden in seiner Brieftasche die letzte Habe des so glänzend aufgetauchten Barons Merklin seien, dem kein Mensch in Wien mehr einen Kreuzer zu borgen geneigt sein mochte.

Ruhiger, als er sich selbst zugetraut hatte, stand er vom Spieltische auf und lehnte kühl die Einladung ab, im Casino zu soupiren. Er drückte dem Manne freundlich die Hand, der ihn in einer Secunde um mehr als zehntausend Gulden ärmer gemacht hatte und ging, eine Balletarie pfeifend, fort.

Auf der Straße angelangt, drückte er den Hut in die Stirne und lief wie ein Rasender durch die Dunkelheit. Er konnte den Sorgen nicht entgehen, die seinen Geist einhüllten, wie die feuchte neblige Lufthülle, die ihn umgab.

„Es heißt von Neuem arbeiten,“ ächzte er, „und zwar — auf eigene Faust!“

Vierundzwanzigstes Capitel.

Ein leichter und ein schwerer Verlust.

Am nächsten Tage stattete der Baron Merklin seinem zukünftigen Schwiegervater, Herrn von Baranyay, einen Besuch ab. Er wurde von ihm zuvorkommend, aber in gedrückter Stimmung empfangen.

Baron Merklin erkundigte sich eifrig, ob Herr von Baranyay seine Tochter bereits in Kenntniß gesetzt, daß er um ihre Hand angehalten habe, und dieser bejahte es, worauf der Baron wissen wollte, wie sie die Werbung aufgenommen habe.

Herr von Baranyay hütete sich, ihm die volle Wahrheit einzugestehen; hatte er doch noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, seine Tochter trotz ihres Sträubens noch als Freifrau zu sehen, wenn sie sich nur erst den verfluchten frechen Burschen von Vetter aus dem Kopfe geschlagen haben würde. Deshalb sprach er von mädchenhafter Schüchternheit, von unerfahrener Jugend und dergleichen und glaubte, Baron Merklin über seine Heiratsaussichten mit solchen leeren Worten vollständig vertrösten und doch in gutem Glauben erhalten zu können, während dieser im ersten Moment vielleicht schärfer als der Vater selbst einsah, daß es verzweifelt schlecht um seine Pläne stehe.

Er hielt es indessen aus vielen Gründen für angezeigt, Herrn von Baranyay gegenüber gläubig zu erscheinen, und unterhielt seinen Schwiegervater von seinen Einrichtungsplänen und ähnlichen Projecten für den Fall seiner Ehe.

Nachdem sich die beiden Cavaliere eine Stunde lang gegenseitig angelogen hatten — derlei bringt schon manchmal das „feine" Leben mit sich — und beide innerlich erfreut über die vermeintliche Kurz=

sichtigkeit des Partners waren, erhob sich Baron Merklin, um Abschied zu nehmen, schüttelte seinem Schwiegervater in spe die Hand und ging, indem er erklärte, sich die Aufwartung bei Fräulein Eva auf das nächste Mal vorbehalten zu wollen, da der Ungar wohlweislich seine Tochter als unwohl erklärt hatte.

Im Begriffe zur Thür hinauszugehen, kehrte er noch einmal um, und sagte vornehm nachlässig:

„Apropos, Papa, Sie kennen ja meine Lage; es wäre daher thöricht, wenn ich mich Ihnen gegenüber einer falschen Scham schuldig machte. Wollen Sie mir nicht etwas Geld zur Verfügung stellen? Ich befinde mich momentan in ernsthafter Verlegenheit."

Herr von Baranyay war reich, sogar sehr reich und, was er auch sonst für Fehler haben mochte, Geiz war sein Laster nicht. Er hielt es deshalb für ganz passend, daß sich sein zukünftiger Schwiegersohn um ein Darlehen an ihn wende; ja er fühlte sich vielleicht sogar ein wenig geschmeichelt von dem Zutrauen, das der Freiherr in seine Gefälligkeit setzte; genug, er fragte freundlich:

„Wieviel haben Sie nöthig, lieber Baron?"

Merklin zögerte. Er wußte nicht, wieviel er wagen dürfe, und erst als ihm der ungarische Edelmann bemerkte, er solle sich nicht geniren und über ihn verfügen, verlangte er zehntausend Gulden.

Herr von Baranyay ging an seinen Schreibtisch; dann aber besann er sich anders und sagte:

„Ich wollte Ihnen eine Anweisung auf Baron Wetzlar, meinen Banquier, geben; wenn es Ihnen aber recht ist, so ziehe ich es vor, Ihnen die Noten selbst auszuzahlen. Ich habe erst gestern Geld von meinem Gutsverwalter erhalten und deshalb einen größeren Betrag im Hause. Ich muß es morgen deponiren."

Baron Merklin nickte und Herr von Baranyay ging — verfolgt von seines Schwiegersohnes gierigen Blicken — zu einem Wandschrank, der durch das Getäfel verkleidet und dem Uneingeweihten nicht sichtbar war. Daraus nahm er die verlangte Summe und zählte sie dem Baron auf.

Dieser ging mit erleichtertem Herzen und freudefunkelnden Augen fort. Er war zwar der projectirten Heirat, das sah er klar ein, nicht um einen Schritt näher gerückt, indessen hatte er noch immer den Vater unbedingt für sich und Geld genug in der Tasche, um sich

eine Zeit lang über Wasser zu halten. Für das Weitere mußte Gott sorgen, oder — der Teufel.

Nun und der Teufel sorgte noch in derselben Nacht dafür, denn am nächsten Tage war an allen Straßenecken angeschlagen:

„Großer Einbruchsdiebstahl!
Dreitausend Gulden Belohnung für Denjenigen, welcher der Polizei eine Spur von den Thätern nachweisen kann!“

Dann verlautete es weiter:

„In vergangener Nacht drang, wie sich aus den Aussagen des Beraubten ergiebt, eine ganze Bande von Gaunern in Mäntel gehüllt und die Gesichter mit schwarzen Larven bedeckt in die vereinzelt stehende Wohnung des ungarischen Gutsbesitzers, des Herrn von Baranyay. Sie überfielen das schlafende Dienstpersonale, das aus drei männlichen und zwei weiblichen Individuen besteht, banden und knebelten sie, worauf sie in das Schlafzimmer des Hausbesitzers einbrachen und ihn auf dieselbe Weise behandelten.“

„Sie gingen hierauf mit einer Ruhe und Sicherheit an's Werk, die dem Beraubten, der die ganze Scene mit ansah, die Gewißheit beibrachte, daß sie mit allen Gelegenheiten seiner Behausung vertraut sein mußten. Die Gauner gingen nämlich, ohne einen Moment zu zaudern, auf einen geheimen Wandschrank los, der durch das Getäfel vollständig verborgen war und raubten Banknoten im Betrag von über fünfzigtausend Gulden, eine Summe, die Herr von B. den Tag vorher von seinem Gutsverwalter erhalten hatte.“

„Das Dienstpersonale, auf welchem der Verdacht der Mitwissenschaft an dem Verbrechen ruht, ist verhaftet worden. Es sind bereits alle Maßregeln getroffen worden, um den frechen Gaunern so schnell als möglich den Raub zu entreißen und sie ihrer wohlverdienten Bestrafung zuzuführen.“

Es war dies recht löblich von der Polizei gedacht; sintemalen aber dieselbe denn doch nicht allwissend ist, so mochte es noch eine hübsche Weile dauern, bis diese Maßregeln von Erfolg gekrönt werden konnten.

Wir können wenigstens versichern, daß es noch am selben Abende in dem Kellerloche der Gaunerherberge, welches wir schon einmal geschildert haben, recht hoch herging. Die Gesellschaft, die wir ohnehin

schon kennen, war vollzählig versammelt und schien heute in ausnehmend guter Laune zu sein.

„Na, jetzt hat die Noth und das solide Leben ein Ende," schrie einer der Spitzbuben, indem er eine geleerte Flasche an der Wand zerschmetterte, „der Teufel soll mich holen, wenn ich morgen nicht in einer Equipage mit der rothen Sali im Prater fahr'."

„Wirst Dich schön ausnehmen in Deinen zerfetzten Lumpen!" spöttelte ein Anderer.

„Was Lumpen?" schrie der Erste wieder. „Ich kauf' mir ein' blauen Frack mit goldene Knöpf, wie ihn die nobeln Leut' tragen und die rothe Sali muß ein' seidenen Mantel haben, so lang, daß alle Gässen und Plätz' von Wien sauber z'sammenkehrt sein, wo's hingeht."

„Er kann's halt nit vergessen, daß seine Sali eine Straßenkehrerin*) g'wesen ist," witzelte ein Dritter.

„Ruhig!" rief ein Vierter, der an der Thür Wache hielt. „Der Herr kommt."

In der That trat der verlarvte Anführer der Gauner ein und übernahm sofort den Vorsitz.

„Wir haben," sagte er mit volltönender Stimme, welche durch die Larve kaum etwas an ihrer Klarheit verlor, „wir haben gestern zum ersten Mal an einer größeren Unternehmung die Organisation unserer Gesellschaft erprobt und ich glaube, sie hat sich bewährt."

Ein Murmeln der Zustimmung durchlief die Gesellschaft.

„Ihr seht," fuhr er mit steigender Stimme fort, „daß ich Recht hatte, Euch die kleinen Geschäfte auf eigene Faust so strenge zu verbieten; ein einziger Zug entschädigt uns für monatelanges Zuwarten. Ich verlange also in Zukunft blinden Gehorsam. Verstanden?"

Abermals gab ein Murmeln und einige laute „Ja" Zeugniß von der Zustimmung der Mitglieder.

„Es bliebe," fuhr der Anführer fort, „also nur noch übrig, den Gewinnst zu vertheilen, der auf jedes einzelne Mitglied entfällt?"

Ein allgemeines Ah der Befriedigung zeigte, wie sehr dieser Vorschlag dem Wunsche der Gesellschaft entsprach.

„Dieser Gewinnstantheil ist sehr bedeutend — er beträgt über zweitausend Gulden per Kopf!"

*) Unter Kaiser Josef mußten die Zuchthaussträflinge beiderlei Geschlechts die Straßen reinigen.

Abermaliges freudiges Gemurmel, nach welchem der Anführer eine kleine Pause eintreten ließ und dann fortfuhr:

„Indessen habe ich beschlossen, diesen Gewinnstantheil nicht in seiner vollen Ausdehnung zur Vertheilung zu bringen, sondern jedem Mitgliede einstweilen nur fünfzig Gulden auszuzahlen, und zwar in kleinen Bancozetteln.“

Es ging wieder ein Murmeln durch die Reihen, aber diesesmal war es kein Merkmal der Beistimmung, sondern ein höchst deutlich nuancirtes Murren des Unwillens und der Enttäuschung. Vom unteren Ende des Tisches ließ sich sogar eine laute Stimme vernehmen, die gegen ein solches Vorgehen protestirte.

„Wir lassen uns das nicht gefallen!“ riefen Andere, diesem Beispiele folgend. „Wir wollen, was uns gebührt!“

Der Anführer sprang von seinem Sitze auf und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Flaschen klirrend zusammenstießen.

„Ihr habt blinden Gehorsam geschworen,“ donnerte der Anführer, „und ich brauchte Euch eigentlich den Grund meiner Maßregel nicht anzugeben; indessen will ich es dennoch thun. Wollt Ihr Euch durch verdächtige Geldausgaben die Polizei auf den Hals locken? Ich kann Euch, ohne den Bestand der Gesellschaft zu gefährden, keine größeren Summen in die Hand geben. Wartet, bis die erste böse Zeit, wo die Gefahr der Entdeckung am größten, vorübergegangen ist. Wenn einmal Gras über die Geschichte gewachsen ist, soll Jeder bekommen, was auf ihn entfällt. Wer ist mit dieser Anordnung nicht zufrieden?“

Zwar schauten die Mitglieder der Bande noch immer etwas mürrisch drein, es wagte jedoch Niemand sich offen zu widersetzen. Ein Jeder nahm stillschweigend die Abschlagzahlung entgegen.

„Geht nach Haus!“ herrschte sie darauf der Chef an. „Heute ist keine Unterhaltung und vermeidet überhaupt jeden überflüssigen Lärm. Das Geld ist erst halb verdient; der schwerste Theil der Aufgabe ist, sich die Polizei vom Leibe zu halten; sie hat verdammt feine Spürnasen.“

Fünf Minuten nachher war das Kellerloch wie ausgestorben. Diesmal blieb der verlarvte Anführer der Letzte auf dem Platze, um sich zu überzeugen, daß seine Befehle befolgt wurden.

Es läßt sich denken, daß seit dem Momente des Raubes im Hause des Herrn von Baranyay die größte Unruhe und Verwirrung

herrschte über den Gaunerstreich, der dem Hausherrn einen so empfindlichen Verlust beigebracht hatte.

Was den ungarischen Edelmann anbelangte, schien der Schaden an und für sich trotz seiner Größe wenig Eindruck auf ihn gemacht zu haben, er war reich genug, um eine noch viel bedeutendere Summe verschmerzen zu können; er beklagte nur, daß sich das Schicksal in der letzten Zeit gegen ihn verschworen zu haben scheine, um ihn auf alle mögliche Weise der gewohnten Behaglichkeit zu berauben.

Sogar sein geliebtes „Wiener Diarium" konnte er heute nicht lesen, ohne an die fatale Geschichte erinnert zu werden, denn — als er das Blatt aufschlug, grinste ihm wirklich in fetten Lettern der „Raub bei Herrn von Baranyay" entgegen und dabei wurde alle Augenblicke die Glocke von irgend einem Polizei-Agenten gezogen, der vom Director Beer abgesandt, eine neue Auskunft über ein unbedeutendes in der ersten Untersuchung übersehenes Detail verlangte. Es war zum Rasendwerden für den alten Edelmann.

Als wieder ein Riß an der Glocke die Ankunft eines neuen Störenfrieds signalisirte, gab Herr von Baranyay im wüthenden Tone den Befehl, ihn krank oder, wenn man wolle, todt zu melden; er könne Niemand empfangen.

Diesmal war es nur ein Bote, der ein Billet brachte. Dasselbe war von Baron Merklin und zeigte dem Edelmanne an, daß der Schreiber einen Theil des entlehnten Geldes dazu verwendet habe, einen schönen Brillantschmuck zu kaufen, den er dem Fräulein Eva verehren wolle. Zugleich bat er deren Vater im Interesse beider Theile, das verabredete Heiratsproject durch eine officielle Verlobung der Verwirklichung näher zu bringen, und sprach die Erwartung aus, daß seine Braut keine Einwendung gegen diesen Schritt erheben würde, da er dann nicht weiter in sie dringen und die Anberaumung der Heirat ganz ihrem eigenen Ermessen überlassen würde. Schließlich zeigte der Baron an, daß er noch an demselben Abend seine Aufwartung machen würde, um sich eine — hoffentlich ihn beglückende Antwort zu holen.

Herr von Baranyay las das Schreiben des Barons kopfnickend durch, ging nach dem Zimmer seiner Tochter und gab es ihr, ohne ein Wort zu sagen.

Eva nahm es ruhig hin und überflog die Zeilen mit einem Ausdruck geringschätziger Nachlässigkeit; dann ließ sie es mehr auf

den Tisch fallen, als daß sie es hingelegt hätte, und fragte, ihren Vater mit großen klaren Augen anschauend:

„Wozu theilst Du mir das Schreiben des Barons mit?“

„Wozu?“ sagte der Vater ärgerlich. „Nun, um Dir zu wiederholen, daß ich mit Merklin's Antrag einverstanden bin und von Dir ein Gleiches erwarte. Ich hoffe, daß Du Dich endlich eines Besseren besonnen hast.“

Herr von Baranyay ließ eine Pause eintreten, um seiner Tochter Gelegenheit zu einer Antwort zu geben. Eva blieb jedoch stumm, und er fuhr in eindringlichem Tone fort:

„Weißt Du, was eine Präfection ist?“

„Nein, Vater.“

„Nun gut, ich werde es Dir erklären. Denke Dir, ein ungarischer Adeliger sei der letzte männliche Sproße seiner Familie und besitze nur Mannesgüter, das will sagen solche Güter, welche blos auf die männliche Linie übergehen. Wenn er nun ein weibliches Glied seines Hauses zum männlichen Erben einsetzt und dazu die königliche Einwilligung in Gestalt eines Privilegiums erhält, so nennt man diesen Act die Präfection, oder zu deutsch: die Manneseinsetzung. Dieser Act kann entweder ein Verkauf oder ein Testament sein, welche durch den königlichen Consens befestigt oder rechtsgiltig werden, oder besteht in einem einfachen Recurs an den König. Das Weib, das präficirt wird, kann ledig, verheiratet oder verwitwet sein, wenn es nur eine Verwandte des Erblassers ist, ob nun Tochter, Schwester, Nichte, Tante, Base, gilt gleich. Aber zwei Bedingungen dürfen nie fehlen: nämlich zuerst muß derjenige, der präficirt, durchaus keinen männlichen Erben haben; dann beruht es noch auf dem königlichen Consens. Dieser letztere ist unumgänglich nöthig, erstlich, weil die Präfection zugleich die Ertheilung des Adels in sich schließt, zweitens weil die Güter des Erblosen kraft des Anheimfallrechtes der Krone zufielen und daher der König nur durch eigene Einwilligung darauf verzichten kann. Daher ist die Präfection nichts weiter als eine königliche Schenkung. Die Beschenkte oder Präficirte wird dann als Mann, Stamm und Haupt der Nachkommenschaft betrachtet. Deshalb nehmen die Kinder, ob sie nun einen Unadeligen heiratet oder schon früher geheiratet hatte, den Namen der Mutter an und werden allen übrigen Edelleuten im Lande gleich geachtet. Der königliche Consens muß endlich

binnen Jahr und Tag im Comitat in der Generalcongregation publicirt werden. Also ist's jetzt in Ungarn."

„Das ist recht gut und schön," meinte Eva, „aber was hat das mit meiner von Dir beabsichtigten Verbindung mit Baron Merklin zu schaffen?"

„Was es damit zu schaffen hat? Daß Dein Sohn nicht nur den Namen Baranyay fortführen darf, wenn ich um die Präfection ansuche, sondern daß er den Namen Freiherr Merklin-Baranyay zu führen berechtigt sein wird. Ich wiederhole Dir also, daß diese Verbindung einen meiner innigsten Wünsche in Erfüllung brächte, daß sie den Rest meines Lebens verschönern würde und mich ruhig und zufrieden in's Grab steigen ließe; wenigstens wüßte ich, daß meine Nachkommen das besäßen, was unsere Familie so oft vergebens anstrebte — das Baronat."

„Hm, ein hohler Titel und Deines einzigen Kindes Glück!" sagte das Mädchen in bitterem Tone.

„Das ist's ja eben," eiferte der hartnäckige alte Herr, „ich bin überzeugt, daß Du selbst mit der Zeit einsehen wirst, daß ich Alles nur zu Deinem Besten that, und in dieser Gewißheit habe ich dem Baron Merklin mein Ehrenwort dafür empfändet, daß Du seinen Wünschen als meine gehorsame Tochter ein geneigtes Ohr leihen würdest."

Eva wurde blaß und stammelte, ihren Vater verstört anstarrend: „Du hast Dein Ehrenwort verpfändet?!"

Und dabei war ihre Miene so muthlos und verzweifelt, daß der alte Edelmann einige Gewissensbisse empfand.

„Meine süße Taube," fügte er in schmeichelndem Tone hinzu, „es ist ja nur für Dein Wohl; ich hoffe, Du wirst fröhlicher dreinsehen, wenn ich den ersten Enkel auf meinen Knieen schaukeln werde."

Eva schien ihn nicht zu hören. Sie wiederholte nochmals wie mechanisch ihre frühere Frage:

„Dein Ehrenwort hast Du verpfändet?!"

Dann schien sie wie aus einem Traume zu erwachen.

„Gut," sagte sie mit fester Stimme, „ich werde nach Deinem Verlangen thun, Vater, und den Baron Merklin heute empfangen, wenn er kommt."

„O, ich wußte es ja, daß Du ein Engel bist!" jubelte der

alte Edelmann, ihr die Wangen streichelnd. „Wahrhaftig, ich fühle mich um zwanzig Jahre jünger!“

„Laß' mich jetzt allein, Vater,“ sagte das Mädchen in einem Tone, der fast wie ein Aechzen klang, „ich habe rasende Kopfschmerzen und mein armes Gehirn braucht Zeit, sich an das unverhoffte Glück zu gewöhnen.“

Der Alte schaute sie zweifelnd an, hielt es aber für das Gerathenste, nicht zu ergründen, ob diese Wort ernst oder ironisch gemeint seien, und nahm mit einem Kusse von seiner Tochter Abschied.

Eva blieb nun allein und versank in tiefes Nachdenken.

„Ja, das ist der einzige Weg,“ sagte sie leise vor sich hin, „aber welche Kämpfe werde ich noch zu bestehen haben! Mein Gott!“ — fügte sie, die Hände leidenschaftlich ringend, hinzu — „laß mich nicht schwach werden und lieber sterben, als unterliegen!“

Als am Abende Baron Merklin kam, glaubte er seinen Augen nicht trauen zu dürfen; denn er wurde von Eva mit einem freundlichen Lächeln empfangen.

Sollte er sich getäuscht haben, als er eine ausgesprochene Abneigung gegen ihn an ihr wahrgenommen haben wollte? Oder wäre sie so sehr Meisterin in der Verstellungskunst, daß sie, sich dem Gebot der unabänderlichen Noth fügend, zum bösen Spiele gute Miene machte? Dazu war ihr ganzes Benehmen zu offen und ungezwungen. Sie schaute ihn mit einer gewissen Miene des Vertrauens an, die er sich trotz seiner Menschenkenntniß nicht enträthseln konnte. Aber er küßte ihr galant die Hand und überreichte ihr den gekauften Brillantschmuck, der „zwar nicht würdig sei, ihre herrliche Gestalt zu schmücken, wie sie es verdiente;“ was indessen die Steine zu wünschen übrig ließen, möge „sein demüthiges, liebendes Herz ersetzen, das er seiner Königin ebenfalls zu Füßen lege.“

„Ich nehme es an, Ihr Herz,“ erwiderte Eva lebhaft, „und will es auf die Probe stellen, ob es so hart sei, wie diese Brillanten.“

„Thun Sie es, holde Göttin,“ erwiderte Baron Merklin scherzend, „eigentlich haben Sie es ja schon gethan und mein armes Herz unheilbar verwundet.“

Herr von Baranyay war ein stumm glücklicher Zuhörer dieser Unterhaltung.

„Gemach, gemach, Herr Baron von Merklin!“ fuhr das Mäd-

chen in ernstem Tone fort, „die Probe soll erst abgelegt werden und zwar jetzt, wenn es Ihnen genehm ist.“

Der Baron wurde stutzig. Was konnte sie von ihm verlangen wollen? Indeß sagte er verbindlich galant:

„Meine holde Gebieterin, ich bin bereit.“

Dem armen Mädchen schien der Athem zu fehlen; sie mußte eine Anstrengung machen, bevor sie beginnen konnte.

„Mein Vater,“ sprach sie, „hat Ihnen sein Ehrenwort verpfändet, daß ich Ihrer Werbung Gehör geben werde; ist dem so?“

Der Baron nickte stumm, er ahnte noch immer nicht, wo sie hinauswollte.

„Nun,“ fuhr Eva fort, „ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich als gehorsame Tochter dem Wunsche meines Vaters folge und mich als Ihre Verlobte betrachte. Hab' ich damit meine Kindespflicht erfüllt?“

Herr von Baranyay und Baron Merklin schauten einander verblüfft an; sie suchten Beide vergebens, den Zweck dieser Erklärung zu errathen.

„Zugleich aber,“ fuhr Eva mit bewegter Stimme fort, „will ich Ihnen eben so offen und ehrlich gestehen, Herr Baron, daß ich nicht hoffe, Sie glücklich machen zu können. Mein Herz würde über eine Verbindung mit Ihnen, so geehrt ich mich sonst durch selbe auch betrachten würde, keine wahre Befriedigung empfinden; Sie werden sich also höchst wahrscheinlich ebenfalls unglücklich fühlen. Wozu zwei Wesen in ein ewiges Joch zusammenschmieden, die nicht miteinander harmoniren?“

Der Baron benützte die Pause, welche Eva eintreten ließ, und sagte in ruhigem Tone:

„Ich nehme vor Allem Kenntniß von Ihrer werthvollen Erklärung, sich als meine Verlobte betrachten zu wollen; dadurch haben Sie mich zum Glücklichsten aller Sterblichen gemacht. Was jedoch die fehlende Harmonie betrifft, stellt sie sich — glauben Sie es meiner Lebenserfahrung — nachträglich beständig ein, wenn man nur den rechten Willen dazu hat. Wer würde übrigens nicht mit einem Engel harmoniren, wie Sie es sind, Fräulein Eva?!“ schloß er mit einer Verbeugung.

„Scherzen Sie jetzt nicht, Baron Merklin,“ rief Eva aufgeregt, „es handelt sich um bitteren Ernst.“

Dann erhob sie sich und trat vor den Baron hin.

„Herr von Merklin," sagte sie bittend, „Sie sind Edelmann und ich wende mich an Ihre Ehre. Ich appellire an den Cavalier, dem sein Stand und sein Wappen die Verpflichtung auflegen, sich keiner unedlen Handlung schuldig zu machen. Werden Sie auch auf Ihrem Rechte bestehen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich dies als eine Gemeinheit betrachten müßte?"

Herr von Baranyay, der mit verschränkten Armen und finster dreinschauend zugehört hatte, hielt sich nun für verpflichtet, dazwischen zu treten. Beinahe drohend rief er:

„Eva, Du gehst zu weit und ich —"

„Lieber Schwiegerpapa," wehrte ihn der Baron beschwichtigend ab, „ich bitte, diese Angelegenheit mir gänzlich überlassen zu wollen."

Dann wandte er sich wieder mit seinem geschmeidigen Lächeln an das Mädchen, das ihn mit gespannten Blicken betrachtete und sagte:

„Auch dann, Fräulein Eva, selbst auf die Gefahr hin, mir Ihren heftigsten Unwillen zuzuziehen, kann ich den kostbaren Preis, den das gütige Geschick mir so unverhofft bescheert, nicht thöricht aus den Händen lassen."

Eva schaute ihn mit einem Blicke der tiefsten Verachtung an. Darauf sagte sie tonlos:

„Sie haben Recht, Baron Merklin, den kostbaren Preis nicht aus den Händen zu lassen. Haben Sie ihn schon in Gulden und Kreuzern abgeschätzt?"

Der Baron biß sich auf die Lippen und runzelte die Augenbrauen. Dann sagte er mit einem gezwungenen Lächeln:

„Schöne Eva, der Preis dünkt mir unschätzbar!"

Das Mädchen starrte trostlos in's Leere, als ob sie nach einem Ausweg aus dem Labyrinth des Unglücks suchte, in welchem sie gefangen war.

„Mein Gott, mein Gott," flüsterte sie leise, „es wird mir nichts anderes übrig bleiben. Herr Baron" — fuhr sie kalt fort, sich an Merklin wendend — „gönnen Sie mir wenigstens Zeit, mich in meine neue Lage zu finden; vielleicht wird es mir möglich werden, mit der Zeit günstiger darüber zu denken, als ich es jetzt im Stande bin."

Und sie erhob sich und verließ mit einer Verbeugung das Zimmer, ohne die Hand zu beachten, welche Baron Merklin ihr zum Abschied entgegenstreckte.

Herr von Baranyay schaute ein wenig niedergeschlagen drein,

Die Scene, die sich soeben abgespielt hatte, schien einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, während sich Baron Merklin vergnügt die Hände rieb und seinen Schwiegervater in spe über die Chancen der projectirten Heirat zu beruhigen suchte.

„Hm, es ist besser abgelaufen, als ich zu hoffen wagte," sagte der Baron lächelnd, „das süße Kind thut noch ein wenig spröde. Es ist jedoch schon jetzt vorauszusehen, daß ihre Klugheit den Sieg über jede Jugendschwärmerei davon tragen wird, die ihr jetzt noch etwa das romantische Köpfchen verdreht."

„Ich wollte, Sie hätten richtig prophezeit," sagte der alte Edelmann seufzend, „ich für meinen Theil schaue nicht so vertrauensselig in die Zukunft. Eva ist wie ihre Mutter — Gott hab' sie selig! — was die sich einbildete, das mußte wohl oder übel geschehen."

„Nun, wir wollen sehen," sagte Merklin, indem er mit seinem ewigen Lächeln die Falten seiner Manschetten durch die Finger gleiten ließ, „es sind schon scheuere Täubchen zahm geworden."

Er schüttelte dem Edelmanne vertraulich die Hand und ging, zufrieden mit sich und seinen steigenden Glückschancen, um, wie er sagte: „den Rest seiner Junggesellenfreiheit zu genießen."

Der alte Edelmann aber blieb allein mit seiner Unbehaglichkeit. Weder sein Nachtmahl, noch sein Pfeifchen wollten ihm recht munden. Eva ließ sich unwohl melden, und so saß er allein, mürrisch und verdrossen, beinahe unzufrieden mit sich selbst, was ihm während seines langen Lebens nur selten vorgekommen war.

Am nächsten Morgen saß er noch um einige Grade verdrießlicher beim Frühstückstisch, da Eva noch immer nicht sichtbar war.

„Janos," sagte er mürrisch zu seinem alten Diener, „geh' zu meiner Tochter und frage, wie sie sich befindet. Sag', es wär' mir sehr angenehm, wenn sie bereits hergestellt und nicht genöthigt wäre, auf ihrem Zimmer zu bleiben."

Janos ging und blieb sehr lange aus, viel länger als die Ausführung des einfachen Auftrages in Anspruch nehmen konnte, auch wenn Eva dem Diener ihrerseits eine Botschaft an ihren Vater hätte mit auf den Weg geben wollen.

Der Alte schellte, aber es kam Niemand, was den leicht aufbrausenden Edelmann auf den Gipfel des Aergers und der schlechten Laune brachte. Er machte seiner Galle Luft, indem er an der Schelle

zog, als ob er Sturm läuten wollte; ihm selbst begannen vor dem Läuten beinahe die Ohren zu klingen.

Endlich kam Janos, aber mit einem Gesichte, das so verstört und erschrocken aussah, daß Herr von Baranyay auf die Vermuthung kam, es müsse sich etwas Außerordentliches zugetragen haben.

„Was ist's? Was geht vor?“ fragte er hastig.

„Kisasszony (Fräulein)“ — stammelte der Diener.

„Sprich, Kerl!“ donnerte der Edelmann, indem er den armen Alten an der Brust faßte, „oder ich werf' Dich mit sammt Deiner Armensündermiene zur Thüre hinaus. Was ist's mit meiner Tochter?“

„Sie ist fort,“ stotterte der Diener heraus, „sie ist nicht auf ihrem Zimmer!“

Herr von Baranyay beugte den Kopf vor, als ob er nicht recht gehört hätte.

„Fort?!“ fragte er mit unsicherer Stimme; „ja hast Du den Verstand verloren?“

„Sie ist in der That fort,“ wiederholte der Diener, „und scheint auch die Nacht nicht zu Hause verbracht zu haben, da ihr Bett unberührt ist.“

Dem alten Edelmanne zitterten die Knie; er fühlte eine Anwandlung von Schwäche und ließ sich in einen Lehnstuhl fallen.

Es zogen vor seinem Geiste blitzschnell die Scenen des letzten Abends vorbei; er stellte sich den Gemüthszustand seiner Tochter vor, er malte sich aus, wie verzweifelt sie sich fühlen mußte, da sie keinen Ausweg sah, der verhaßten Bewerbung, die ihr aufgedrungen wurde, zu entgehen, und er fragte sich entsetzt, ob sie nicht in ihrer Trostlosigkeit den Tod als Befreier aus der Noth aufgesucht habe.

Und sie war sein einziges Kind — das einzige Wesen, das ihm auf dieser weiten Welt nahe stand! Der kalte Schweiß trat ihm in großen Perlen auf die Stirne und seiner Brust entrang sich ein verzweifeltes Stöhnen.

Noch immer starrte er, wie geistesabwesend, auf den Diener, der auf seine Befehle wartete. Endlich sagte er mit heiserer Stimme, in einem kaum hörbaren Flüstertone:

„Glaubst Du . . . Janos, daß . . . sie sich . . . in die Donau . . . gestürzt hat?“

Der Diener fuhr erschreckt zurück.



Hinter der Mauer.

„O, gnädiger Herr!“ sagte er in vorwurfsvollem Tone, „Fräulein Eva ist keiner so unchristlichen Handlung fähig!“

„Sie ist aber trostlos, weil ich sie zwingen wollte, den Baron von Merklin zu heiraten, ich alter, verblendeter, eitler Thor!“ stieß Herr von Baranyay heraus, in seiner Angst ganz vergessend, daß er einen Fremden, einen Diener zum Vertrauten seiner geheimen Familienangelegenheiten machte.

Aber der Diener blieb stumm. Was hätte er ihm auch darauf antworten sollen?

Der alte Edelmann schlug die Hände vor's Gesicht und blieb eine Weile regungslos, sich einem dumpfen Brüten überlassend; dann sagte er tonlos zu dem Diener:

„Geh', Janos, führ' mich auf ihr Zimmer.“

Er fühlte sich nicht stark genug, die wenigen Schritte ohne Stütze zurückzulegen.

Als er im Zimmer Eva's anlangte, blieb er am Eingang stehen und schaute suchend herum, als erwarte er noch immer, seine Tochter aus irgend einer Ecke hervorkommen zu sehen. Dann ging er mit schwankenden Schritten von einem Möbel zum andern, ob er nicht irgend etwas finden werde, das ihn auf die Spur der Verlorenen bringen könnte.

Endlich öffnete er den Schreibtisch — ein zusammengefaltetes Papier blickte ihm entgegen.

„An meinen Vater,“ lautete die Aufschrift.

Er öffnete es mit zitternden Händen . . . es flirrten ihm die Buchstaben vor den Augen . . . er konnte es nicht lesen.

„Lies mir's vor, Janos,“ sagte er mit erstickter Stimme zu dem Diener, „mir schwimmt es vor den Augen.“

Der Diener nahm zögernd das Blatt; er fühlte sich offenbar verlegen, auf solche Art in Mitwissenschaft so heikler Angelegenheiten gezogen zu werden; auch fürchtete er, das Schreiben könne eine Trauerbotschaft enthalten, welche bei der Aufregung des alten Edelmannes von den gefährlichsten Folgen für ihn sein könne. Er überflog deshalb die wenigen Zeilen, bevor er der wiederholten ungeduldigen Mahnung seines Herrn entsprach und das Schreiben vorlas. Dasselbe lautete:

„Lieber Vater! Ich schreibe diese Zeilen zu Deiner Aufklärung und Beruhigung. Was mich aus Deinem Hause getrieben hat — Du weißt es. Bevor ich an der Seite des Mannes, den ich vom

Grund meines Herzens verachte, in Seide und Sammt ein unglückliches Dasein herumschleppe, will ich lieber mit meiner Hände Arbeit für meine Lebensbedürfnisse sorgen. Fürchte nicht, daß ich mir ein Leid anthue; ich baue noch zuviel auf eine schönere Zukunft, um zu diesem Aeußersten zu schreiten. Forsche nicht nach meinem jetzigen Aufenthalte, Du wirst ihn nicht erfahren, da ich den Namen gewechselt habe, um vor jeder Entdeckung sicher zu sein. Eva."

Darunter standen in größeren Buchstaben, offenbar mit zitternder Hand hingeworfen, noch die Worte:

„Auf Wiedersehen, Vater!"

Der alte Edelmann sprach kein Wort. Er streckte die Hand nach dem Briefe aus, steckte ihn in die Tasche und ging auf sein Zimmer.

Es hatte ihm die Gewißheit, daß seine Tochter noch am Leben sei, eine gewisse Beruhigung gebracht, die ihn schon wegen des Gegensatzes zu dem ersten heftigen Schrecken beinahe in einen behaglichen Zustand versetzte. Andererseits war ein gewisses Gefühl des erbitterten Trotzes gegen seine Tochter in ihm erwacht.

„Wie?" grollte er. „Mein Kind wagt es, sich meiner väterlichen Obhut zu entziehen? Um ihren eigenen Willen dem meinen zum Trotz zur Geltung zu bringen, geht sie davon? Ist das nicht der Inbegriff von Entartung, Herz- und Gefühllosigkeit, daß sie ihren alten, einsamen Vater, dessen Alles sie ausmachte, so schnöde verlassen konnte!"

Wie es alle egoistischen Menschen thun, dachte er ausschließlich an die Kränkung, die ihm widerfahren war, erwog aber nicht seine eigene Schuld.

Aber endlich mußte er doch sich gestehen, daß er binnen kurzer Zeit durch eigene Schuld zwei Verluste erlitten hatte — sein Geld und seine Tochter; nur war der erste Verlust leicht, der zweite sehr schwer zu verschmerzen.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Ein böser Streich wird gespielt.

In dem Salon des Hauses, welches der räthselhafte Mann, der sich Mephisto genannt, der schönen Italienerin Livia zum Wohnorte angewiesen, saß die Letztere am Fenster, den Arm auf den Sims gestützt, und starrte hinaus, als hoffe sie mit ihren Blicken das Dunkel der Nacht durchdringen zu können.

Livia schien doppelt schön an diesem Abende, und der Glanz ihrer Augen wetteiferte beim Kerzenscheine des Kronleuchters mit dem Funkeln der Brillanten, mit denen sie sich geschmückt hatte. Sie trug ein Kleid von schwarzer Seide mit langer Schleppe, herzförmig ausgeschnitten und die mattweiße Haut des Busens wurde durch das Schwarz noch blendender. Ihr Haar trug sie in einen eigenartigen Knoten geschürzt, und mit einer Schnur großer Perlen durchflochten; die Arme, deren Form, Rundung und Weiße bezaubernd genannt werden mußte, waren bis zur Schulter entblößt und mit goldenen Armspangen geschmückt.

Plötzlich sprang sie empor und preßte das Antlitz dicht an die Scheiben — sie hatte das Rollen eines Wagens vernommen.

Aus dem Aufhören der Geräusches errieth sie, daß derselbe vor dem Thore der Umfassungsmauer stille hielt, und sie täuschte sich nicht, denn im nächsten Momente sah sie den Schatten eines Mannes den breiten Kiesweg, der nach dem Hause führte, herankommen.

Livia verließ das Fenster und trat in die Mitte des Salons, die Blicke auf die Thüre gerichtet; ihre Miene verrieth, daß sie die Beute einer lebhaften Erregung sei — ihr Busen hob und senkte sich

stürmisch, als wolle er die Fesseln sprengen, die ihn einengten, und sie hielt beide Hände auf das Herz gepreßt, als wolle sie damit dem Pochen desselben Einhalt thun.

Die Thüre ging auf.

Der Baron Wechs, in weltlicher Kleidung, trat in den Salon. Er blieb nahe an der Thüre stehen und schien von dem Anblicke des verführerisch schönen Weibes geblendet.

Livia eilte ihm entgegen und bot ihm die Hand, die er mit einer Gluth an die Lippen führte, welche die Grenzen gewöhnlicher Courtoisie weit überschritt.

Die Dame merkte dies; Wangen und Nacken färbten sich purpurn, rasch entzog sie ihm ihre Hand und zwang sich zu einem Lächeln.

„Mein Freund," sagte sie mit bittenden Blicken, „lösen Sie mit einem Worte die bangen Zweifel, welche mein Herz belasten. Kommt Er?"

„Er wird kommen."

„Heute noch?" frug Livia bebend.

„In einer Stunde."

Ein Strahl der Freude flog über das Antlitz der schönen Frau; sie eilte auf den Baron zu und bot ihm abermals beide Hände.

„Das ist Ihr Werk, Mephisto!" sagte sie.

Wechs schüttelte den Kopf.

„Nicht so ganz," antwortete er; „mein Hauptverdienst besteht nur darin, daß ich nach langer Mühe endlich den glücklichen Moment zu erfassen wußte . . . Der Baron von Selzer hat sich seit einiger Zeit so fest an die Fersen des hohen Herrn geheftet, daß er jedem Andern den Verkehr mit demselben versperrte. Nur durch eine List gelang es mir, den Baron heute zu entfernen. O, er wird wüthen — aber was liegt mir daran, selbst wenn er erführe, daß ich es war, der ihm den bösen Streich gespielt."

„Was haben Sie gethan?"

„Wenig; ein anonymes Billetdoux, welches den Baron verständigte, seine Gattin habe heute mit irgend Einem ein Rendezvous in Mödling. Der Baron ist furchtbar eifersüchtig. Und als ihm seine Frau mittheilte, daß sie den Abend in ihrem Landhause zubringen wollte, da zweifelte er nicht mehr, daß der Schreiber des Briefes die Wahrheit gesprochen. Er legte seiner Frau kein Hinderniß in den Weg und ließ sie fortfahren; eine Stunde später aber fuhr er nach. Nun, mehr wollte ich nicht; der Dukaten, den mich die Nachricht kostete,

daß die Gräfin ihr Landhaus zu besuchen gedenke, war wohl angewendet, der lästige Aufpasser entfernt. Ich hatte Abends freies Spiel und ich — habe es gewonnen."

„Wie war seine Miene, als Sie ihm mittheilten, daß ich hier in Wien sei?"

„Die freudigste Ueberraschung sprach aus derselben."

Livia warf einen frohen Blick auf ihn.

„Sprach er von mir?"

„Gewiß. Ich war heute Abends ein allgemeiner Gegenstand des Neides. Er legte seinen Arm in den meinen und promenirte längere Zeit mit mir auf und nieder. Da sprach er von Ihnen."

„O, sprechen Sie — erzählen Sie seine Worte wieder."

„Wenn ich das vermöchte! Signora, Sie müssen einen sicheren Platz in seinem Herzen haben, wenn er so von Ihnen spricht, wie er's zu mir gethan."

„Und er äußerte das Verlangen, mich zu sehen?"

„Die lebhafteste Ungeduld sprach aus seinen Blicken, wie aus seinen Worten. In diesem Augenblicke waren der Baron Selzer und die schöne Polin, mit welcher er den Herrn für immer gefesselt zu haben meint, total vergessen, und es gab nur einen Gedanken für ihn: Livia!"

„Ach, wie glücklich machen mich Ihre Worte!"

Baron Wechs blickte auf die Uhr.

„Die Zeit ist nahe," sagte er, „in welcher Sie ihn sehen werden; ich mußte ihm meinen Wagen zurücklassen — horch! mir ist's, als hörte ich das Rollen eines solchen."

Livia flog an das Fenster und blieb in lauschender Haltung an demselben stehen.

„Es ist so," sprach sie mit bebenden Lippen, „das Geräusch kommt näher . . ."

„Ich eile, ihn zu empfangen. Schließen Sie die Vorhänge an den Fenstern. Nun, Signora, Sie reichen mir nicht die Hand?"

Die Italienerin gab dem Baron Wechs die Rechte..

Wie früher küßte er sie mit Inbrunst. Ein Schauer schien Livia's Körper zu durchbeben und sie senkte die Augen vor den brennenden Blicken des Barons zu Boden. In sichtlicher Verwirrung riß sie sich los und eilte wieder dem Fenster zu.

Baron Wechs sandte ihr einen glutherfüllten Blick nach und

enteilte dann, ein triumphirendes Lächeln auf den Lippen, aus dem Salon.

Kurz nachher hielt der Wagen, dessen Nahen Livia gehört, vor dem Hause.

Sie zog den Vorhang am Fenster zu und lugte nur durch eine Spalte in's Freie.

Diesmal sah sie zwei Männer dem Hause nahen, und wenige Minuten später tönte ein leises Klopfen an der Thüre.

Sie wandte sich um. Die Thüre ging auf, und ein Mann, der, obwohl in der Kleidung eines einfachen Edelmannes, durch seine Haltung dennoch hohe Geburt verrieth, trat in das Gemach.

Sein einnehmendes Antlitz strahlte vor Vergnügen, als er des reizenden Weibes gewahr wurde.

Donna Livia stieß einen Freudenruf aus, eilte auf den Gast zu und sank, wie hingerissen von ihrem Gefühle, zu seinen Füßen, selbe mit den Armen umschlingend.

Der Fremde hob sie rasch empor und zog sie an seine Brust.

„Mia bellezza (meine Schönheit)," sagte er in sanftem, liebevollem Tone, „welch' ein glücklicher Augenblick ist es, der Dich wieder in meine Arme führt?"

Livia legte die Arme um den Nacken des Besuchers, lehnte das reizende Köpfchen an seine Schulter und sah ihm mit begeisterten Blicken in das Antlitz.

„Du hast meiner nicht vergessen?!" frug sie, „Du zürnst mir nicht, daß ich die Stadt an den Ufern des Arno verlassen und hierher geeilt bin, wo ich zum Mindesten dieselbe Luft mit Dir athmen kann?"

Der Fremde küßte sie auf die Stirne.

„Meinem Schäfchen zürnen?" entgegnete er in heiterem Tone, „bin ich denn zum Währwolf geworden, seit ich das sonnige Florenz verlassen habe; oder meinst Du, die kühlen Lüfte, die hier wehen, haben mein Herz schon in Eis verwandelt?"

Bei diesen Worten führte er Livia, den Arm um ihre Taille schlingend, zu dem Sopha und ließ sich mit ihr auf demselben nieder.

„Ach, wie schön Du bist!" sagte er, ihre beiden Hände ergreifend, „ist's doch, als hätte Mutter Natur in der Zeit, in welcher ich Dich nicht gesehen, abermals die Verschwenderin gespielt und ein Füllhorn neuer Reize über Dich ausgegossen."

„Es ist das Glück, welches mich verschönt," antwortete Livia,

ihres Gastes Hände an ihren Busen pressend; „die süße Wonne, welche mein Herz empfindet, spiegelt sich wieder in meinem Angesichte."

„Und Du liebst mich noch — die Trennung konnte Dich nicht vergessen machen auf den Freund, den der Klang Deiner süßen Stimme so oft entzückt hat?"

„Vergessen!" sagte Livia, im Tone leichten Vorwurfes; „dachtest Du das jemals von mir? — Nein, gewiß nicht — ich wäre recht unglücklich, wenn ein solcher Gedanke je hätte Dein Herz beschleichen können. Du scherzest nur — Du weißt ja doch, daß all mein Denken und Fühlen Dein Eigen war, ist und sein wird."

Der stattliche Mann zog das schöne Weib sanft an sich.

„Meine gute Livia," sprach er mit liebendem Blicke, „es geht ein neuer Frühling auf in meiner Brust, seit ich Dich wiedergefunden. Dank für Dein Kommen!"

„An mir ist's, Dir Dank zu zollen. Ach, wie traurig floß mir das Leben dahin in der Stadt, die mir öde und ausgestorben schien, seit Du sie verlassen. Wie lange währte es, ehe ich mich an den Gedanken gewöhnen konnte: Du seiest fern von mir. Wenn die Stunde herannahte, in welcher Du zu kommen pflegtest, da sorgte ich für den frischen Blumenstrauß, den Du so sehr liebtest. Ich stellte meine Harfe zurecht, ich suchte die Lieder hervor, die ich Dir singen wollte, und wenn dann ein Schritt sich meiner Thüre nahte, da klopfte mein Herz, wie immer, wenn es Dich erwartete; da eilte ich Dir entgegen, um — aus einem süßen Traume zu erwachen. Die Harfe blieb unberührt, die Blumen verwelkten, ohne daß Du ihren Duft gesogen, und ich fühlte mich so elend, so einsam, so verlassen, daß ich auf mein Lager sank, um zu weinen."

„Mein armes Kind!"

„Und doch trieb ich's am nächsten Tage ebenso und es währte lange, ehe ich der holden Täuschung nicht mehr unterlag. Mit ihr schwand aber auch mein letztes Glück; so lange sie währte, hatte ich doch Augenblicke, in denen ich vergaß, daß mehr als hundert Meilen Weges zwischen uns lagen — jetzt aber verließ mich dieser Gedanke nicht mehr und bannte alle Freude, alle Lebenslust aus meinem Herzen."

„Und da entschlossest Du Dich —" begann der Gast lächelnd.

„O nein," fiel ihm Livia in die Rede, „da wurde ich traurig und krank, und die Furcht, Dir zu mißfallen, kämpfte mit der Sehnsucht, zu Dir zu eilen und Dich auf den Knieen anzuflehen, der armen

Livia nur hie und da einen Augenblick des Glückes zu schenken, aus dem sie Kraft saugen könne für ihr übriges Leben. — Und da wagte ich es und — kam hierher. Das Glück führte mir einen edlen Mann in den Weg, der mir dies Haus als mein Asyl besorgte und es unternehmen wollte, Dich auf mein Hiersein vorzubereiten. Er versprach mir, offen und ehrlich zu sein. Sollte sich Dein Antlitz trüben, wenn er Dir meine Anwesenheit verrieth, sollte sich nur ein Wölkchen zeigen auf Deiner edlen Stirne, das darauf hinwiese, mein Kommen erfülle Dich mit Mißmuth, dann wollte er mir dies ehrlich mittheilen; dann wäre ich zurück geflohen in meine Einsamkeit, um dort zu sterben."

„Zu sterben! Und ich hätte mich als Ursache Deines Todes betrachten müssen! O Du böses Kind — um eines Wölkchens auf meiner Stirne Willen? Ach, Du weißt nicht, um wie viel schwerer eine Krone drückt, als ein Herzogshut! Damals war ich ein freier Mann, und Sorgen, wie sie jetzt mein Haupt belasten, waren mir fremd und unbekannt. Da schleicht sich leicht ein Wölkchen auf die Stirne, das selbst die froheste Botschaft nicht verdrängen kann. Wie leicht wär's also, Dich zu verlieren."

Livia schmiegte sich schmeichelnd an den hohen Freund.

„Der Himmel war mir gnädig," sagte sie, „das Wölkchen, das mein Glück bedrohte, zeigt sich nicht. Und nun bist Du bei mir, mein Haupt, es ruht an Deinem Herzen und meine Augen freuen sich Deines Anblickes; der liebe Ton der Stimme, der mir so oft voll süßer Melodie im Ohr geklungen, tönt wieder und ich wähne mich zurückversetzt in das kleine Haus, dessen Fuß die blauen Wellen des Arno bespülen."

„Das liebe kleine Haus — ich glaube, es gehörte seiner Zeit zu dem Schlosse des Herzogs von Vilano — wie herrlich lag die Landschaft vor demselben —"

„Wie funkelten die Fluthen des Stromes im Mondesscheine, wenn wir in stiller Nacht auf der Terrasse saßen!"

„Wie süß klang Deine Stimme, wenn Du ein Liedchen sangst und fern das Echo hallend Antwort gab!"

„Es war doch schön in Florenz!"

„Ja, es war schön," wiederholte der Gast nachdenklich.

Livia wand sich leicht aus seinen Armen und schritt einer Ecke des Salons zu, wo eine prachtvolle goldene Harfe vor einem sammtüberzogenen Stuhle stand.

Im nächsten Augenblicke rauschten die zarten Accorde durch das

Gemach; bald mischte sich ihnen der Sängerin herrliche Stimme im süßen Liebesliede; jetzt zart und schmeichelnd, dann feurig in wildschäumender Begeisterung; bald traurig und wehmuthserfüllt; bald wieder jubelnd ob unnennbarer Seligkeit.

Der Gast, welcher auf dem Sopha geblieben war und den Livia's letzte Worte nachdenklich gemacht, war bald von den lieblichen Tönen gefangen; mit vorgeneigtem Haupte, die Augen mit glühendem Ausdrucke auf die Künstlerin geheftet, saß er da und lauschte ihrem Spiele; und als der letzte Ton der sangesgewandten Kehle verklungen, der letzte Harfen-Accord verrauscht war, da stand er leise auf und nahte sich langsam der Stelle, an welcher Livia, das Haupt an die Harfe gelehnt, saß.

Er faßte ihr Köpfchen und bog es sanft zurück; er sah Thränen in den Augen und auf den Wangen schimmern, und neigte sich, dieselben wegzuküssen.

„Mia bellezza!" flüsterte er zärtlich.

Wir überlassen das Freundespaar, welches sich nach langer Trennung wiedergefunden, der Wonne des Augenblickes und wenden uns nach jenem Gebäude, das der Baron Ludolf von Selzer bewohnte.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, als ein Wagen in den Hof fuhr. Die Diener eilten herbei, den Schlag zu öffnen.

Baron Selzer sprang aus demselben mit finsterer Miene und übereinandergebissenen Lippen. Er eilte, ohne die sich fast bis auf den Boden verneigenden Bedienten eines Blickes zu würdigen, in sein Zimmer, warf Hut und Degen von sich und begann dann, mit zorniger Miene, das Gemach mit langen Schritten zu durchmessen.

Schändlich — empörend!" murmelte er vor sich hin. „Wer mir doch diesen Streich gespielt hat! Ein solcher ist's, und nichts weiter. Der Inhalt des Billets ist sonst nichts, als eine freche Lüge, und ich mag von Glück sagen, daß ich nicht mit der Thür in's Haus gefallen bin, sondern mich auf eine geheime Beobachtung beschränkte, die völlig resultatlos blieb. Aber diese elende Mystification kostet mich meine Nachtruhe und —"

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach das Selbstgespräch des Barons.

Ein Diener meldete ihm, daß der „Herr Professor" vorgelassen zu werden bitte.

Der Baron ertheilte die Erlaubniß, und im nächsten Momente stand der Mann vor ihm, den wir schon einmal in dem Zimmer Alfred von Merklin's begegnet sind.

„Was führt Ihn so früh zu mir, Hoffmann?“ frug der Baron, ohne von dem Besucher sonderlich Notiz zu nehmen.

Der Angeredete sah den Baron mit einiger Verwunderung an.

„Freiherrliche Gnaden,„ murmelte er, „gestern Abends, ehe Sie fortfuhren —“

Der Baron zuckte die Achseln.

„Nun ja, ich gab Ihm einen Auftrag,“ fiel er ein, „er wird Ihm nicht viel Mühe gemacht haben.“

„Wissen freiherrliche Gnaden das schon so gewiß?“

Der Baron stutzte; er blickte den „Professor“ forschend an und trat dann dicht auf ihn zu.

„Er ist also doch allein hingefahren?“ frug er leise, während ein feines Lächeln um seine Mundwinkeln spielte.

„Wohin meinen freiherrliche Gnaden?“

„Zum Henker, Hoffmann, Er ist unausstehlich mit seinem Gefrage. Sag' Er 's gerade heraus — was ist vorgefallen?“

Hoffmann verneigte sich.

„Ich nahm,“ sprach er, „um zehn Uhr meinen Posten an der Basteithüre ein, welchen freiherrliche Gnaden mir zu behüten befohlen. Ich hatte mich gut verborgen, so daß ich sehen, aber nicht gesehen werden konnte. Um elf Uhr fuhr ein Wagen heran — im Schritte; man wollte offenbar nicht zu viel Geräusch machen — und hielt vor der kleinen Thüre. Ein Mann stieg aus, und gab dem Kutscher und dem neben diesem auf dem Bocke sitzenden Jäger einige Instructionen. Beim Scheine der Wagenlaterne erkannte ich diesen Mann.“

„Wer war es?“ frug Selzer hastig.

„Erlauben mir, freiherrliche Gnaden, den Namen noch eine Weile zu verschweigen. Der Mann ging fort. Der Jäger war vom Bocke gestiegen und promenirte vor der kleinen Thüre auf und nieder. Plötzlich ging selbe auf. In einen Mantel gehüllt erschien eine Person auf der Schwelle, vor welcher der Jäger sich bis auf den Boden neigte und rasch den Wagenschlag aufriß.“

Die Miene des Barons war immer gespannter geworden.

„Weiter — weiter!“ murmelte er.

Der neue Gast stieg ein, der Jäger schwang sich auf den Bock

und dann ging es, Anfangs langsam, dann jedoch, sobald der Wagen außer dem Bereiche des Burgglacis war, im Galop von dannen."

„Und Er — Er blieb —"

Hoffmann schüttelte den Kopf.

„Bin ich solch' ein Stümper, freiherrliche Gnaden?" entgegnete er. „Der Wagen fuhr langsam — ich hatte nur wenig Mühe, mich auf das Bedientenbrett zu setzen. Ein sonderbarer Sitz allerdings für einen Doctor der Philosophie — indessen galt es Ihren Dienst und —"

„Schwätze Er nicht so viel," unterbrach ihn der Baron im aufgeblasenen Tone, „wo fuhr der Wagen hin? Zum Seizerhof?"

„Nein. Auf die — Landstraße."

„Auf — auf die — Land — straße?!" stammelte Selzer mit weit aufgerissenen Augen.

„Ja. Er hielt dort vor dem Thore einer Gartenmauer. Der Fahrende stieg aus und wurde hier von dem Manne in Empfang genommen, den ich zuerst mit dem Wagen vor die kleine Thüre hatte kommen sehen."

„Wer ist dieser Mann?" frug der Baron, mit dem Fuße stampfend.

„In der Tiefe des Gartens," fuhr Hoffmann, als ob er die Frage überhört hätte, fort; „stand ein Haus, in dessen erstem Stockwerke nur ein breites Fenster erleuchtet war. An diesem zeichneten sich die Umrisse einer weiblichen Gestalt ziemlich scharf ab. Als die beiden Herren den Garten betraten, wurde es oben finster, die Dame hatte den Vorhang zugezogen.

Der Baron biß die Zähne übereinander; sein Antlitz war bleich, seine Augen lohten vor Ingrimm..

„Der Mann — der Mann!" stammelte er.

„O, Sie kennen ihn gut, freiherrliche Gnaden — der Mann war — der Baron Wechs."

„Der — Domherr?"

Hoffmann nickte.

„Und der Andere?" frug der Baron.

Hoffmann starrte ihn verwundert an.

„Sie fragen nach diesem?" entgegnete er. „Sagte ich nicht, daß er aus der kleinen Pforte kam?"

„Vielleicht war's doch ein Anderer."

„Ich sah sein Gesicht — ich täusche mich nicht."

Der Baron schlug sich vor die Stirne.

„O, jetzt hab' ich's!" rief er aus. „Schlich der Baron Wechs nicht die ganze Zeit um ihn herum; — er konnte mit seinem Plane nicht hervor, weil ich ihm im Wege stand. Ich mußte entfernt werden — das geschah gestern — der Brief — o ich Thor, ich ging in die Falle!"

„Ich verstehe freiherrliche Gnaden nicht."

„Das geht Ihn auch nichts an."

Der Baron durchmaß sein Zimmer mit langen Schritten.

„Er war es — er war es!" sprach er zu sich selbst. „Ich durchschaue sein ganzes Spiel. Ich war blind — blind, wie ein Maulwurf, mich so überlisten zu lassen! Hoffmann, wie lange blieb er — der Andere — in dem Hause?"

„Es mochte gegen zwei Uhr sein, als er es verließ."

„Wer bewohnt das Haus?"

„Es ist Eigenthum des Baron Wechs."

„Die Dame aber, die Dame!"

Hoffmann zuckte die Achseln.

„Er muß das herausbringen, um jeden Preis," knirschte der Baron. „Nehm' Er die Polizei zu Hilfe."

„Die Polizei?" sagte Hoffmann in bedenklichem Tone. „Bedenken freiherrliche Gnaden doch nur! Wäre der Baron allein im Spiel, dann ließe sich etwas mit der Polizei machen, aber so — nachdem der bewußte Herr dort gewesen —"

Der Baron stampfte mit dem Fuße.

„Ich muß erfahren, wer die Dame ist."

„Vielleicht läßt sich dies errathen."

„Errathen? Wie will Er das anstellen?"

„Durch Combination."

„Combinir' Er in's Teufelnamen, aber bring' Er's heraus."

„Vielleicht. Meine Aufgabe war nicht so leicht. Ich mußte, ehe der Wagen stille hielt, von meinem Sitze springen, um ein Versteck zu suchen. Es gelang. Man reparirt die Umfassungsmauer und hat zu dem Zwecke ein kleines Gerüst daselbst errichtet, das mich verbarg. Es war ziemlich langweilig. Plötzlich klangen, durch die stille Nacht, vom Hause her die Töne eines Liedes, von frischer prächtiger Frauenstimme gesungen. Einzelne Worte verriethen, daß die Dame in italienischer Sprache sang. Der Vortrag verrieth die geschulte

Künstlerin, und als ich dann in meinen Erinnerungen nachforschte, da fiel mir ein, daß der hohe Herr, als er noch in Toscana weilte, in intimen Beziehungen zu einer Sängerin gestanden —"

Der Baron preßte die Hand an die Stirne.

„Ja — ja — man erzählte sich das," murmelte er.

„Daß selbst die Frau des hohen Herrn die Künstlerin vielfach ausgezeichnet —"

„Es heißt so, Hoffmann. Und da glaubt Er —

„Die Sängerin habe Florenz verlassen und sei ihrem hohen Freunde nachgezogen, nach Wien; — das glaube ich."

„Er hat Recht. Es kann nicht anders sein. Donna Livia, so ist ihr Name — o, das empfiehlt uns Vorsicht — diese Person ist höchst gefährlich. Hoffmann, Er ist doch ein verwendbarer Mensch — ich will Ihm nicht vergessen, zu welch' wichtiger Entdeckung Er mir verholfen hat."

Hoffmann, ein Unicum von Servilismus und niedriger Kriecherei, verneigte sich mit geschmeicheltem Lächeln vor dem Baron, dessen Anerkennung ihn die geringschätzende Art und Weise, mit der ihn Selzer gewöhnlich behandelte, vergessen machte.

„Hier muß die Polizei freilich aus dem Spiele bleiben, — vorläufig wenigstens," fuhr der Baron fort. „Der Kampf gegen die Italienerin und ihren Verbündeten muß mit ganz andern Mitteln geführt werden, wenn er zum Siege führen soll. Noch ist nicht Alles verloren. Die kleine Polin ist zum Mindesten ebenso schön, wie die italienische Sängerin, und wenn diese eine aus früheren Zeiten stammende Macht über ihn besitzt, so wirkt Wanda durch den Reiz der Neuheit. Von heute an gilt's den Kampf zwischen mir und dem Baron Wechs — ich will jeden Schritt erwägen, jedes Wort bedenken — nur so kann ich siegen, und ich will siegen, Hoffmann, Er hält doch zu mir?"

„Für immer, freiherrliche Gnaden."

„Es ist Ehre zu holen bei dem Kampfe. Wechs hat mir einen sehr bösen Streich gespielt, das zeigt, daß er klug, schlau und tapfer ist; aber er versteht nicht maßzuhalten; er wird selber in den Pfahl rennen, den ich ihm in den Weg stecken werde. — Was die Italienerin betrifft — hm, so wird es wohl einen dunkeln Punkt in ihrem Leben geben, der zu ihrem Untergange führt. Der Punkt muß gefunden werden — versteht Er mich, Hoffmann?"

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Schöne Worte.

Wir müssen nun in eine frühere Zeit zurückkehren, um unsere Leser mit Begebenheiten aus dem Leben der Donna Livia bekannt zu machen; und zwar führen wir sie an eine der sonnigen Stellen des schönen Toscana, dieses von der Natur so begünstigten Theiles von Italien, zu einem herrlichen Schlosse, welches als eines der stolzesten Gebäude in jenem Lande emporragt.

Es war an einem der Abende von erquicklicher Kühle, welche dort so ersehnt sind, als ein Cavalier aus dem Thore des Schlosses, das damals in der Blüthe seines Glanzes war, hervorritt. Zahlreiche Diener standen zu beiden Seiten der Zugbrücke, in ehrfurchtsvoller Stellung und mit entblößtem Haupte, bis der Reiter vorüber war; aber dieser ritt ohne Begleitung fort und die Diener bedeckten ihre Häupter wieder und zogen die Zugbrücke auf, als er sein Pferd zum raschen Schritte antrieb.

Es war der Herr des stattlichen Schlosses, der junge Erbe der Besitzungen, Herzog Giovanni di Vilano. Seine schlanke, anmuthige Gestalt beugte sich bei den Huldigungen, die ihm überall erwiesen wurden, als Anerkennung auf den Hals des Rosses, auf dem er dennoch mit stolzer Haltung saß, sich bewußt, daß es sich so für den Nachkommen eines der edelsten Familien Italiens gezieme.

Als er etwa eine Viertelstunde von seinem Schlosse entfernt war bog er von der Hauptstraße ab, in einen schmalen Nebenweg, spornte sein Pferd schärfer und sah bald eine ihm wohlbekannte ländliche Wohnung vor sich.

Rasch sprang er vom Pferde, band den Zügel desselben an

einen Baum, ging auf das Haus zu und trat auf der Südseite desselben durch eine offene Fensterthür in eines der Zimmer desselben.

Ein Mädchen, jung und schön, saß dort allein. Sie hatte eine zarte Gestalt, ein schönes, offenes Antlitz, dessen Züge mehr denen einer Engländerin, als einer Italienerin glichen; ihr blendend weißer Teint ward durch das zarte Roth ihrer Wangen gehoben.

Als sie den Herzog erblickte, gerieth sie in sichtbare Aufregung und ihr Mund äußerte Worte, von denen sie selbst nichts wußte.

„So seid Ihr zurückgekehrt, Signor?"

„Endlich!" antwortete der Herzog, indem er seinen Arm um ihre schlanke Taille legte und sie zärtlich zu sich heranzuziehen suchte.

„Laßt mich los, Herzog von Vilano!" rief sie heftig, sich seiner Umarmung entwindend.

Unentschlossen stand er da, betroffen über solchen Empfang von ihr, die seine erste und theuerste Liebe war.

„Bist Du von Sinnen?" rief er.

„Nein, aber bald werde ich es sein; und ich habe zum Himmel gefleht, daß lieber Wahnsinn über mich kommen möge, als daß ich das Elend dieser letzten Tage ertrage."

„Geliebte, theuerste Geliebte, was meinst Du?"

„Geliebte?! — Nennt mich nicht so, Herzog von Vilano! Schweigt, Heuchler, ich kenne Euch jetzt! — Thörin, die ich war, so lange auf Euch zu hören!"

„Leonora!"

„So hat also der ehrenwerthe Herzog von Vilano nur zur Erheiterung seiner Muße mit Leonora Montalto sein Spiel getrieben?!" rief sie heftig. „Er, der —"

„Sei ruhig, Leonora!" unterbrach er sie. „Ehe Du mit Deinen Anklagen fortfährst, sage mir ihren Ursprung. Meine Liebe ist nie von Dir gewichen."

„Ei, und doch sucht Ihr Euch eine Gattin in der Erbin der della Rovere? — Ah, Herr Herzog, jetzt wechselt Ihr die Farbe!"

Leonora Montalto hatte Recht; die Röthe der Aufregung in seinem Gesichte war der Blässe gewichen.

„O, jetzt ist Eure lange und wiederholte Abwesenheit erklärt," fuhr sie fort, „es war recht schön, mir zu sagen, daß Geschäfte Euch vom Hause fern hielten."

„Ich hatte allerdings Geschäfte mit dem Fürsten della Rovere abzumachen," erwiderte er, seine Fassung wiedergewinnend.

„Und mit dem Geschäfte hattet Ihr Vergnügen zu verbinden," sagte Leonora, indem sie ihre schöne Lippe spöttisch aufwarf, „Ihr mußtet an der Seite seiner reizenden Tochter schmachten."

„Wenn ich auch Angela bisweilen gesehen habe — ich liebe sie nicht."

— Leonora schwieg eine Weile, als kämpfe sie mit ihrer heftigen Aufregung, dann sprach sie mit Ruhe:

„Meine Mutter hat mir, ich weiß nicht wie oft, befohlen, Eure wiederholten Besuche nicht zu dulden — denn Ihr würdet mich nie zu Eurer Gattin machen; Ihr werdet es auch nie thun, Giovanni."

„Wende Dich zum katholischen Glauben," rief er bewegt, „und Du sollst morgen mein Weib sein."

„Man sagt, daß Ihr im Begriffe seid, Euch mit Angela della Rovere zu vermählen," erwiderte sie, über seine letzten Worte hinweggehend.

„Man täuscht Dich, Leonora."

„Ihr täuscht mich," entgegnete sie mit Leidenschaft, „Ihr, für dessen Wahrhaftigkeit ich mein Leben zum Pfande gesetzt haben würde. Das habe ich nun zum Lohne!"

„Du bist wie alle Deines Geschlechtes, Leonora; wenn ihre Eifersucht erregt ist, dann ist's mit der Vernunft am Ende — Alle sind einander gleich."

„Könnt Ihr sagen, daß in diesem Falle mein Verdacht unbegründet ist?"

„Leonora," antwortete er, indem er sie noch einmal an sein Herz drückte, „laß uns die Zeit nicht mit nichtigen Beschuldigungen hinbringen; ich hege keine Liebe für Angela della Rovere!"

Und, o, der schönen Worte, der Leichtgläubigkeit eines Weibes! — Leonora Montalto lieh noch einmal ihr Ohr seiner süß überredenden Stimme, bis sie Alles für wahr hielt; und das Pärchen war wieder glücklich mitsammen, wie sonst.

Aber diese Ruhe sollte für Leonora nicht lange währen. So wie die Wochen und Monde dahin eilten, wurden die Besuche des Herzogs immer seltener und geschahen in immer längeren Zwischenräumen. Er hielt sich öfter und länger im Gebiete von della

Rovere auf und die Leute erzählten als etwas nicht mehr zu Bezweifelndes, daß er im Begriffe sei, sich mit Angela zu verloben.

Signora Montalto und ihre Tochter waren nur erst zwei Jahre zuvor als Fremde nach Toscana gekommen. Die Mutter war in tiefer Trauer über ihren Gatten, den sie damals eben durch den Tod verloren hatte, und sie lebten gänzlich zurückgezogen. Kaum kannte man sie dem Namen nach und außer dem Herzog von Vilano fand man keine Besuchende bei ihnen. Die Signora war von Geburt aus aus einer englischen Familie, der reformirten Religion treu anhänglich und hatte ihre Tochter ebenfalls in den Grundsätzen des Protestantismus erzogen, was in dem streng katholischen Italien eine gewisse Zurückgezogenheit veranlassen mußte. Der Herzog von Vilano in seiner hohen Stellung würde ebenso wenig gewagt haben, eine „Ketzerin" zur Gemahlin zu nehmen, als er es gewagt hätte, dem Papste auf Sanct Peters Stuhle zu trotzen.

Und so finden wir an einem stillen mondhellen Abend eine dicht verhüllte Gestalt im tiefen Schatten einer Cypressenallee innerhalb der Thore des Schlosses Vilano ängstlich harrend stehen. Es gingen Leute vorüber und wieder vorüber, die Gestalt regte sich nicht.

Aber jetzt kam Einer, dessen Schritt sie schon erkannte. Die Gestalt kam verstohlen aus ihrem Verstecke heraus und folgte dem Herzoge von Vilano. Dieser Letztere stand still und betrachtete den Dringlichen.

„Wer seid Ihr und was habt Ihr hier zu suchen?" fragte er barsch.

„Ich kam, Herr Herzog, um Euch Lebewohl zu sagen, Euch Glück und Freude für Eure Vermählung zu wünschen," lautete die Antwort.

Und — Mantel und Hut zurückgeworfen — stand Leonora Montalto's zarte Gestalt vor ihm.

„Du hier, Leonora?!"

„Ja, ich habe lange — lange gekämpft; Stolz, Groll, Eifersucht, o wie haben sie in mir gestritten; aber Alles ist in mir vergessen in meiner unglückseligen Liebe!"

Er drückte sie an sein Herz wie in ihren glücklichen Tagen.

„Ihr holt morgen Eure Braut — ich habe die Vorbereitungen gesehen, die Geschäftigkeit der Diener beobachtet. Mir ward kein Lebewohl gesagt, kein Wort des Trostes, kein letzter Besuch gewährt."

Es schien, als ob er ihren Worten nicht widersprechen konnte, denn er erwiderte nichts.

„Wißt Ihr, wie lange es her ist, seit wir uns zuletzt sahen?" fuhr sie fort. „Wie lange —"

„Mache mir keine Vorwürfe," unterbrach er sie, „ich habe mehr gelitten, als Du, und zu einem letzten Besuche traute ich mir den Muth und die Kraft nicht zu."

„Und das soll also das Ende Eurer Liebe zu mir sein, die, wie Ihr sagtet, bis zum Grabe dauern sollte!"

„Und, bei Gott, ich sprach die Wahrheit: ich habe nie eine Andere als Dich geliebt und werde nie eine Andere lieben. Doch, Leonora, was verlangtest Du, das ich thun sollte? Zu Dir kann ich von Heirat nicht sprechen, und meine Stellung gebietet, daß ich mich vermähle."

„Sie ist Eures Standes, darum habt Ihr um sie gefreit."

„Sie ist — was die Hauptsache — katholischen Glaubens. Verschiedenheit des Standes ist zu besiegen, Verschiedenheit des Glaubens bei uns in Italien nicht."

„O, daß die Zeit käme, wo alle Menschen eines Glaubens wären, eine Gottesverehrung Alle vereinigte! Spätere Jahrhunderte werden diesen Frieden auf Erden sehen!"

„Wollten die Heiligen, daß es jetzt so wäre, Leonora, oder daß wir uns nie gesehen hätten!"

„Wie? Das wünschet Ihr?" rief sie verächtlich aus. „Ihr, der Ihr Euch freiwillig von mir trennt."

„Ich habe ehrenhaft gehandelt, Leonora!" rief er, heftig erregt auf und niedergehend.

„Ehrenhaft, sagt Ihr?"

„Ja, ehrenhaft. Du warst mir zu lieb', um meine Maitresse aus Dir zu machen, und — von Ehe konnte ich nicht zu Dir sprechen."

Es folgte eine lange Pause. Sie stand an eine der Cypressen gelehnt, der Mond warf sein Licht auf ihr schönes Antlitz, über welches die Thränen des Kummers herabrannen.

„So dürfen wir denn von nun an uns nur Bruder und Schwester sein," sagte er leise.

„Bruder und Schwester!" wiederholte sie mit klagender Stimme, ihre brennende Stirne gegen den kalten Baum drückend.

„Nach einiger Zeit, Leonora, wenn unsere Gefühle ruhiger geworden sind; bis dahin dürfen wir uns nicht sehen."

„Nicht sehen?!" rief sie erschreckt aus. „Wollt Ihr nie wieder zu uns kommen? Werden wir nie wieder zusammen sein — wie Bruder und Schwester, wie Ihr eben sagtet?"

„Nein, Leonora, ich darf nicht so großes Unrecht an Fräulein Angela thun."

„So großes Unrecht!" wiederholte sie voll Staunen.

„Nicht wirkliches Unrecht, das weiß ich; aber ich werde am Altare versprechen, sie zu lieben und zu ehren, und wenn ich auch das Erstere nicht kann, so will ich doch das Letztere thun. Und gerade, weil ich mir dessen bewußt bin, ist es um so mehr meine Pflicht, ihre Gefühle nicht zu verletzen.

„O ich sehe, ich sehe," unterbrach sie ihn mit Indignation, „ihre Gefühle, die müssen geschont, geachtet werden, während die meinigen — lebewohl, Giovanni!"

„Noch ein Wort, Leonora," sagte er, sie zurückhaltend. „Du wirst wahrscheinlich nun Viel hören, von dem frohen, glücklichen Herzog von Vilano; man wird Dir erzählen, wie heiter er auf der Jagd, auf dem Ball, bei fröhlicher Tafel gewesen; wenn Du es hörst, so denke, daß der glückliche Herzog eine Fessel trägt, eine Fessel, die sein Herz bis zum Grabe umgiebt. Kennst Du diese Fessel, Leonora?"

Schluchzen hemmte ihre Antwort.

„Es ist seine Liebe zu Dir. Lebe denn wohl, Theuerste, Geliebteste! Noch eine Umarmung — es ist unsere letzte in dieser Welt!"

Kurz darauf geleitete eine glänzende Cavalcade die Erbin von della Rovere nach ihrem neuen Wohnsitze; Aller Blicke waren auf den herrlichen Zug gerichtet; die goldgestickten Livréen der herzoglichen Hausbediensteten funkelten in der Sonne.

Der alte Fürst della Rovere, einer der ersten und verdientesten Cavaliere Italiens, hatte am Morgen dieses Tages die Hand seiner Tochter dem Herzoge Giovanni di Vilano gegeben, und als sie sich dem Schlosse näherte, das von nun an ihre Wohnung sein sollte, war jede Stelle, von der man den Zug wahrnehmen konnte, dicht besetzt.

„Bei meinem heiligen Schutzpatron, ein köstlicher Anblick!" rief ein junges Mädchen aus einer Gruppe Schaulustiger, die an einem Fenster, unter dem der Zug vorbeikam, versammelt waren. „Sieh nur

einmal den Seneschall, den Herrn Pietro an! Und wie die glänzenden Livréen Aller im Glanze der Abendsonne funkeln!"

„Nein," sagte eine Andere, „sieh' lieber auf die lieblichen Damen, die folgen, die weibliche Dienerschaft der jungen Herzogin. Bei den heiligen Reliquien, wenn ihre Schönheit die ihrer Damen übertrifft, so muß sie einzig sein!"

„Pst! da ist der Herzog von Vilano in seiner glänzenden Carrosse. Wie stolz er da sitzt! Ja, die Vilano sind ein stolzes Geschlecht. Und sieh', an seiner Seite — o wie schön und lieblich! — Seht nur, Signora Montalto, solche Schönheit könnte wohl ein Königreich gewinnen!"

Leonora Montalto, welche in der Ecke der Fenstervertiefung, geschützt vor dem Blick der Vorüberziehenden, stand, mochte wohl gehört haben, aber sie antwortete nichts.

„Sag' was Du willst von seinem Stolze, er ist der schönste Mann, den es giebt!" rief enthusiastisch ein junges Fräulein. „Sieh' nur, wie er sitzt . . . er fährt barhaupt . . . sein Hut liegt auf dem Knie . . . wo willst Du ein solches Antlitz, eine solche Gestalt finden?"

„Wie sieht denn aber sie aus?" fragte eine alte Duenna, die weiter zurück stand und bis jetzt nicht hatte frei hinaussehen können. „Von seiner Schönheit wissen wir genug; laß' uns von ihr auch Etwas hören. Aber Ihr Mädchen bleibt Euch immer gleich; wenn eine Schaar weiblicher Engel vom Himmel käme und auf der andern Seite ein häßlicher Cavalier stände, so würdet Ihr den Engeln den Rücken kehren und Eure Augen nach dem männlichen Teufel richten. Ist sie so schön, wie die junge Marietta, des Herzogs Schwester?"

„O Mutter, der gleicht sie nicht. Marietta von Vilano hatte ein lebhaftes Antlitz und Augen, schwarz wie die dunkelste Nacht und glänzend wie die Diamanten."

„Nun, und die der Herzogin sind nicht schwarz?" schrie die Duenna auf. „Sie müssen schwarz sein, sie ist von reinem italienischen Blut."

„Sie sind blau, wie der Himmel, ihr Antlitz ist von blendender Schönheit und ihr goldenes Haar fällt beinahe bis auf die Taille, wenn es ungepflegt herabhängt. Aber nun kannst Du sie sehen, Mutter; hast Du schon je etwas so Liebliches geschaut?"

„Dio mio!" rief die Duenna staunend über den Anblick. „Der Herzog von Vilano hat wahrlich seine Freiheit nicht umsonst geopfert!"

„Siehst Du das reiche weiße Kleid mit dem Diamantgürtel, die Aermel am Ellbogen mit Spitzen und Juwelen eingefaßt? Und darüber, kaum den schönen Nacken bedeckend, ist der Herzogsmantel von blauem Sammt, zugehakt mit einem Diamantstern. Sieh', jetzt zieht sie ihren Handschuh aus . . . ihre Hand ist zur Backe gehoben . . . die kleine zarte Hand, wie sie zu ihrer Schönheit paßt! Und sieh, jetzt legt er seine Hand auf die ihrige, als sie sie wieder herabfallen läßt; aber sie zieht die Hand zurück und will den Handschuh wieder anziehen. Nun beugt er sich zu ihr, um mit ihr zu sprechen und sie wirft ihm einen verstohlenen Blick zu mit erröthenden Wangen und ihrem Auge voll Liebe. — Jetzt grüßt sie das Volk . . . o, wie sie rufen: Langes Leben der Herzogin Angela! langes Leben und Glück dem Herzog und der Herzogin von Vilano!"

„Sie ist sehr schön, aber —"

„Nun, was? Du verstehst in den Mienen zu lesen, Mutter, was siehst Du?"

„Daß sie stolz und eigenwillig ist. Wehe Jeder, die den Grafen mit einem Blicke der Gunst ansähe; denn sie liebt ihn."

„Ist daran zu zweifeln? Hat sie ihn nicht geheiratet, und ist er nicht so schön? Sieh' die Cavaliere, die ihm zum Bankett folgen — kann wohl ein Einziger sich mit ihm vergleichen?"

„Hm, die schönsten Männer bringen oft die wenigste Liebe zum Altar," erwiderte die Mutter. „Doch, wer ist der in dem Priestergewande? Gewiß der Pater Ambrogio, der Beichtvater der jungen Neuvermählten — ein strenger Mann, wie man sagt, und so zeigt es sein Gesicht. Verbeugt Euch, Kinder, der heilige Mann giebt den Segen!"

„Wie böse würde ich sein, wenn ich Laura wäre — nicht zur Hochzeit kommen zu können!" rief das Mädchen wieder. „Sie hatte so fest darauf gerechnet und schon ihren Anzug in Bereitschaft, der an Glanz dem der Braut gleichen sollte."

„Pah, die hat genug zu thun mit ihrem eben geborenen Kinde," murmelte die gute Duenna. „Erst Fröhlichkeit, dann Sorge; auf eine Hochzeit folgt gewöhnlich eine Taufe. Kommt, Ihr Mädchen, es ist nun nichts mehr zu sehen."

„Nein, Mutter, da folgen noch Damen, die auch schön sind."

„Ach," sagte ein hübsches junges Mädchen, das bis dahin ge-

schwiegen hatte, „es wäre nur Zeitvergeudung, sie anzusehen, nachdem man die Herzogin Angela gesehen hat."

„Welche geht da weg? Signora Montalto? — Ei, es ist ja noch nicht Alles vorbei! — Sie ist fort — das scheint ein wunderliches Mädchen zu sein."

„Weißt Du, was die Leute reden?" rief eine Andere.

„Nun, was reden sie denn?"

„Daß ihre Mutter von den abscheulichen Menschen jenseits des Meeres abstammt, die keine Religion haben, von den Eretici (Ketzern)."

Die fromme Duenna faßte ihre Nichte bei den Ohren.

„Du kleine Sünderin," rief sie, „solche eresia (Ketzerei) hier zu äußern!"

„Aber es sagen doch die Leute so," fuhr das Mädchen fort, „und sie sagen auch noch, daß sie selbst Ketzer sind . . . und wenn's anders wäre, warum gingen sie nicht in die Messe?"

„Die alte Signora Montalto ist bettlägerig — wie kann sie denn die Messe besuchen?" sagte ein anderes Mädchen lachend.

„Antworte ihr nicht," schloß die Duenna, „wenn sie dergleichen noch einmal sagt, daß Signora Montalto, obgleich sie bewußt, in solchem Bunde mit dem Bösen zu stehen, es wagen könnte, ein so gläubiges Haus, wie dieses, zu betreten, so soll sie öffentlich Buße thun — die kleine Verleumderin."

Das Hochzeitsbankett währte lange; es herrschte Freude und Fröhlichkeit. Vor dem Schluß desselben, als Mitternacht herankam, ward, dem Brauche der Zeit und des Landes gemäß, die junge Gattin, begleitet von ihren Kammerfrauen, in ihr Ankleidezimmer geführt.

Während man sie entkleidete, saß sie vor einem großen Spiegel; die Frauen nahmen ihr das Diamantkreuz aus dem Haar, die Juwelen vom Hals und Armen, das glänzende Brautkleid ward sorglich bei Seite gelegt; und so saß sie da in einem weißen, battistenen, mit Spitzen besetzten Negligée, lieblicher fast noch als im Brautputz, während die Zofen ihr das schöne Haar lösten.

Die junge Gattin blickte unterdeß in dem kostbar eingerichteten Zimmer umher; auf Allem ruhte ihr Auge mit Wohlgefallen, denn Alles war ebenso reich als geschmackvoll, aber vorzüglich auf einem kleinen wunderschönen Putztische; er war von Malachit, mit Silber ausgelegt, ein Geschenk eines russischen Fürsten an den Herzog; in der Mitte war ein Spiegel mit breitem Silberrahmen und auf der

Platte standen geöffnete Krystallflaschen, welche die köstlichsten Wohlgerüche verbreiteten.

Indem Angela dieses Prachtstück anschaute, sah sie neben dem Spiegel ein Papier liegen. Neugierig, was es sein könne, ließ sie es sich durch eine der Zofe reichen.

Es war ein versiegelter Brief.

Eine Ueberraschung von ihrem Gatten vermuthend, öffnete sie ihn und — was erblickte da ihr Auge! Der Inhalt war folgender:

„An die Herzogin Angela von Vilano! — Ihr glaubt Euch vom Herzoge Giovanni di Vilano geliebt; aber es ist ein täuschender Wahn, der Euch umfängt. Der Herzog hat schon längst sein Herz einer Andern geschenkt, und Ihr wißt an Eurer eigenen Liebe zu ihm, daß eine erste Liebe die einzig wahre und unwandelbare ist. Hätte er Euch früher gefunden, so könnte es anders sein; so aber ist er nur Euer Gatte geworden wegen des hohen Ranges Eurer Familie, denn sie, die sein Herz besitzt, war in den Augen der Welt und seines stolzen Geschlechtes ihm nicht ebenbürtig."

Der Herzog war noch beim Bankett, da ward ihm eine eilige Aufforderung, zu kommen. Er verließ den Saal und fand draußen zwei Dienerinnen seiner Gattin.

„Gnädigster Herr, die Frau Herzogin —"

„Hat sich zur Ruhe begeben?" sagte er, als er sah, daß sie mit den Worten stockten.

„Nein, gnädiger Herr, sie hat sich nicht zur Ruhe begeben, denn —"

„Nun was denn? Sprecht doch!"

„Sie hat in ihrem Zimmer einen Brief gefunden — hat ihn gelesen, und — ist in Ohnmacht gefallen."

„Einen Brief! . . . Ohnmacht!" rief er.

„Es war ein beleidigender Brief; Livia, die jüngste der Dienerinnen der Frau Herzogin, las, ehe wir ihr wehren konnten, den Anfang, denn er war offen den Händen der gnädigen Frau entsunken. Unsere Gebieterin ist noch nicht wieder zu sich gekommen, daher meinte Livia, wir sollten dies dem gnädigen Herrn melden."

Der Herzog eilte in das Zimmer seiner Gemahlin.

Angela lag noch regungslos da, aber eine schwache Röthe begann sich wieder auf ihrem Antlitz zu zeigen.

„Was bedeutet das, Livia?" fragte der Herzog eine junge

Dienerin, die kaum vierzehn Jahre zählte, indessen sehr üppig emporgewachsen war.

„Der Brief muß es verursacht haben, den sie hier fand,“ antwortete Livia und reichte ihm das Papier hin. „Die Frau Herzogin sank beim Lesen desselben in Ohnmacht.“

„Legt den Brief zusammen und an dieselbe Stelle, wo er gelegen hat,“ sagte der Herzog, ohne das Papier anzusehen.

Livia that, wie ihr befohlen worden.

„Ihr könnt jetzt gehen,“ sagte der Herzog zu den Dienerinnen und näherte sich seiner Gattin, um ihr beizustehen; „wenn die gnädige Frau Eurer bedarf, sollt Ihr gerufen werden.“

„Hast Du den Brief gelesen?“ waren die ersten zusammenhängenden Worte, welche Angela wieder sprach.

„Nein, Geliebte, gewiß nicht, ohne Deine Erlaubniß. Willst Du, daß ich ihn lese?“

Sie winkte bejahend mit der Hand.

Eine glühende Röthe der Schuld trat auf des Herzogs Gesicht, während er las. Wer konnte den Brief geschrieben haben? Daß auf Leonora Montalto hingedeutet sei, war kein Zweifel; daß sie aber selbst ihn geschrieben oder in irgend einer Weise bei dieser unwürdigen Handlung betheiligt sei, glaubte er nicht; — und doch war es nicht unmöglich, denn was kann man nicht Alles von einem eifersüchtigen Weibe erwarten!

„Nun,“ fragte Angela, „war das nicht hinreichend, um mich krank zu machen?“

Er stotterte einige Worte hervor; um zusammenhängend zu reden, war er nicht gesammelt genug.

„Giovanni!“ rief sie leidenschaftlich, „täusche mich nicht. Sage mir, was ich zu fürchten habe, wie viel von Deiner Liebe für mich geblieben ist, wenn Du anders Liebe für mich hast.“

Er versuchte, sie zu besänftigen; er sagte, daß diesen Brief ein Feind von ihm geschrieben haben müsse; er erwähnte Leonorens, aber ohne ihren Namen zu nennen, erzählte, daß er sie zuweilen besucht habe, aber nicht aus Liebe, darauf möchte wohl der Brief hindeuten.

„Du sagst, daß Du sie nicht liebtest!“ rief sie mit Empfindlichkeit.

Einen Augenblick stockte er, aber ihr Argwohn mußte ihr um jeden

Preis genommen werden; es war dies, wie er dachte, seine Pflicht und so erwiderte er mit festem Ton, obwohl mit Schamröthe:

„In Wahrheit, ich liebe sie nicht; meine Liebe gehört Dir, Angela.“

„Warum besuchtest Du sie denn?“

„Ich kann es Dir nicht sagen, weiß ich es doch selbst kaum — Mangel an Beschäftigung —“

„Du hattest doch kein unrechtliches Verhältniß zu ihr?“ flüsterte sie mit abgewandtem Gesicht.

„Wenn Du sie kenntest,“ antwortete er im empfindlichen Tone, „so würde Dir ein solcher Gedanke unmöglich sein; sie ist edel erzogen und so unschuldig und rein wie Du.“

„Wer ist sie — wie heißt sie?“

„Angela, sprechen wir nicht mehr davon; ich habe Dir gesagt, daß ich sie nicht liebte; ich würde ihrer gar nicht erwähnt haben, wenn ich nicht hätte denken müssen, daß in diesem teuflischen Briefe auf sie hingedeutet wäre. Glaube mir, theures Weib!“ — und er zog sie dabei an sein Herz, — „daß ich Dir nicht solches Unrecht angethan, zu heiraten, wo ich nicht liebte.“

„O,“ rief sie aus, ihre Hände ringend und sich seinen Armen entwindend, „o, daß ich das Schreckliche nie erfahren hätte!“

„Sei ruhig, Theure, und vertraue. Ich sage Dir, es ist ein unwahrer Brief.“

„Wie kann ich wissen, daß er unwahr ist?“ jammerte sie. „Wie kannst Du es mir beweisen?“

„Angela, jetzt kann ich es nur mit Worten, mein künftiges Leben wird es durch die That beweisen.“

„Giovanni,“ fuhr sie mit Heftigkeit fort und sank fast vor ihm auf die Kniee, „täusche mich nicht. Wenn Wahrheit in dieser Beschuldigung ist, so laß' mich ziehen. Noch bin ich nur dem Namen nach Deine Gattin; nur durch eine Ceremonie sind wir vereinigt, und die Kirche zu Rom kann den Bund wieder lösen und wird es thun. Laß' mich ziehen!“

„Angela,“ sagte er kummervoll, „ich glaubte, Du liebtest mich!“

„Ja, ich liebte Dich, Gott allein weiß mit welcher Leidenschaft; aber eben deshalb könnte ich nie eine Nebenbuhlerin ertragen. Laß' mich jetzt auf einmal die Wahrheit erfahren, und wenn es das Schlimmste wäre; denn wenn ich Dir jetzt glaubte und mich später

getäuscht fände, so würde es das größte Unglück für uns Beide sein, meine ganze Zuneigung würde sich in Haß, in glühenden Haß verwandeln."

„Du hast keine Nebenbuhlerin, Angela, Du wirst nie eine haben."

„Ich meine keine Nebenbuhlerin im gewöhnlichen Sinne des Wortes," erwiderte sie stolz, „sondern in Deinem Herzen, Deinem Gemüthe — das würde ich nicht ertragen können."

„Angela, höre mich. Ich habe Dich gesucht, habe Deine Liebe zu erlangen gestrebt; ich habe Dich zu meiner Gattin gemacht. Wie hätte ich das gekonnt, wenn mein Herz einer Andern gehörte? Sprich nicht von Trennung, Angela" — fuhr er fort und drückte sie, als er sie heftig weinen sah, leidenschaftlich an sein Herz — „glaube mir, daß Du keine Nebenbuhlerin hast und daß ich Dir nie eine geben werde; Du bist das Weib meines Herzens, meine einzige Liebe und sollst es stets bleiben."

O der süßen Worte! Und die Herzogin glaubte ihnen und verdrängte aus ihrem Gemüthe den schrecklichen Gedanken, daß ihr schöner Gemahl sein Herz hätte einer Andern schenken können.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Furcht vor der Ketzerin.

Monate verflossen und die Herzogin Angela di Vilano war die Glücklichste unter den Glücklichen. Wohl trat noch von Zeit zu Zeit die Erinnerung an jenen schrecklichen Brief ihr vor die Seele, doch nur wie ein schwerer Traum; ihr Glück beruhte auf der fast abgöttischen Liebe zu ihrem Gatten.

Wie stand es aber mit ihm? Liebe läßt sich nicht hervorrufen, nicht beseitigen nach dem Willen des Menschen, und obwohl der Herzog seine Gemahlin mit der größten Achtung, mit der vorsichtigsten Aufmerksamkeit behandelte, so war doch sein Herz Leonoren Montalto treu.

Jetzt trat der Fall ein, daß der Herzog auf einige Zeit das Schloß verlassen mußte; Geschäfte riefen ihn, die ihn auf ein paar Wochen fern halten konnten. Es war ihre erste Trennung. Als Giovanni aus dem Thore des Schlosses ritt, sank Angela einsam auf ihr sammetenes Sopha, und wenn auch keine Thräne das Auge verdunkelte, keine Furcht des Kummers auf der schönen Stirn sich zeigte, so war es doch, als ob ihr das Herz brechen sollte.

Am nächsten Morgen ward der Gräfin gemeldet, daß Jemand bei ihr vorgelassen zu werden wünsche, ein junges schönes Mädchen sei es, sagte der Diener, und Angela befahl, sie hereinzulassen.

Jung und schön, ja das war sie, als sie mit gesenktem Blicke eintrat. Unsere freundlichen Leser und Leserinnen ahnen wohl, wer sie war, aber die Herzogin wußte es nicht. Unter Stottern brachte das Mädchen vor, daß sie von dem Abgange einer Dienerin gehört und daß sie den Wunsch hege, die freigewordene Stelle auszufüllen.

„Wie ist Dein Name?“ fragte Angela, schon günstig für sie eingenommen durch das Aeußere und das gewinnende Wesen des Mädchens.

„Gnädigste Frau, ich heiße Leonora Montalto.“

„Und in welchem Hause warst Du bisher?“

„Gnädigste Frau,“ antwortete sie, und ein tiefer Schatten flog über ihr Antlitz, „ich diente bisher nicht, war auch nicht für das Dienen erzogen. Aber meine Mutter ist gestorben und ich stehe nun allein in der Welt; ich habe so viel von der Güte und Trefflichkeit der Herzogin von Vilano gehört, daß ich für mein Leben gerne derselben dienen möchte.“

Noch eine kurze Unterredung, einige Anordnungen und Leonora ward unter die Kammerzofen der Herzogin aufgenommen. Sie stieg schnell in der Gunst ihrer Gebieterin; ihr Wesen war so liebenswürdig, ihre große Schönheit und die über sie verbreitete Schwermuth machte sie höchst interessant.

Herzogin Angela stand eines Tages am östlichen Fenster ihres Purpurzimmers — so ward es genannt von den prächtigen Vorhängen, mit denen es geschmückt war — und harrte erwartungsvoll auf ihren Gatten, denn es war der Tag, an dem er seine Rückkehr verheißen. Vom Morgen an hatte sie gestanden. Am andern Ende des Zimmers waren ihre Mädchen mit Stickarbeit beschäftigt.

„Komm hierher, Livia,“ sagte die Herzogin endlich zu dem jüngsten der Mädchen, „kannst Du jene Baumgruppe unterscheiden, durch die man einen Blick auf die Landstraße hat? — Nein, dort nicht, viel weiter. — Siehst Du Etwas?“

„Nichts als den Weg, gnädigste Frau. Und doch, wenn ich recht sehe, jetzt scheint sich dort Etwas zu bewegen . . . ja, ja, jetzt erblicke ich's deutlich . . . es sind Reiter . . . es wird der Herr Herzog sein mit seiner Begleitung.“

„Ich denke auch, daß er es ist,“ sagte Angela ruhig, denn die stolze Frau wollte ihre Erregung vor ihren Mädchen nicht kundgeben. „Du kannst nun wieder an Deine Stickarbeit gehen.“

Der Herzog ritt in scharfem Trott auf sein Schloß zu, gefolgt von seinen Dienern; als er aber die Gestalt seiner Gattin am Fenster unterschied, da nahm er seinen Hut ab, grüßte mit der Hand nach ihr hin und setzte sein Pferd in Galop.

Angela drückte ihr Herz mit der Hand, um das heftige Pochen

desselben zu beruhigen und erwartete sein Nahen. Jetzt ritt er über die Zugbrücke, eben wollte sie das Zimmer verlassen, um ihm entgegen zu gehen, da trat er schon ein.

Ohne zu bemerken, daß seine Gattin nicht allein sei, ging der Herzog auf sie zu, schloß sie in seine Arme und küßte sie zärtlich, obwohl seine Liebe von ihr fern sein mochte. Sie aber entzog sich seinen Armen, eine glühende Röthe bedeckte ihr Antlitz — der Herzog wendete sich überrascht um, und bemerkte, daß sie nicht allein seien: am Ende des Zimmers saßen die Fräulein bei ihrer Stickerei.

„Leonora,“ flüsterte eines der Mädchen, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, „warum wirst Du so blaß?“

„Ist Leonora Montalto krank?“ fragte Livia in einem scharfen Tone, welchem ein gewisser Anklang von Haß beigemischt war.

„Ein plötzlicher Schmerz . . . ein Krampf in der Seite,“ stöhnte Leonora, schwer Athem holend. „Es ist schon vorüber.“

„Ist er nicht ein schöner Mann?“ flüsterte eine Andere Leonoren in das Ohr.

„Er? Wer?“

„Nun, der Herzog von Vilano; Du sahst ihn ja noch nie. Sie passen gut zu einander an Schönheit, der Herzog und die Herzogin.“

„Bitte, achtet auf Eure Arbeit und laßt das Schwatzen,“ sagte Livia verdrießlich.

Der Herzog und seine Gattin standen noch am Fenster, den Rücken den Mädchen zugewendet; sie ließ ihre Hand in der seinigen ruhen, denn die Dienerinnen konnten es ja nicht sehen, und sie sprachen traulich miteinander. Dann erzählte sie ihm von ihrer neuen Zofe, wie lieblich sie sei — da trat der Haushofmeister ein, der meldete, es sei die Tafel bereits servirt.

„Nun sollst Du auch meinen neuen Liebling sehen,“ sagte Angela, indem sie seine Hand nahm, um ihn zum Saal zu führen, „ich will, wenn ich bei ihnen vorübergehe, stehen bleiben, um ihre Arbeit zu besehen, und Du sollst mir sagen, ob Du sie nicht sehr schön findest.“

„Schwerlich, Angela, wird sie neben Dir schön sein.“

„Sie ist ungefähr von meinem Alter,“ fuhr sie fort zu plaudern. Ach, es kam ihr ja der Gedanke nicht in den Sinn, daß ihr Gatte je eine ihrer Dienerinnen mit wirklicher Bewunderung anschauen könnte.

Dann, bei ihren Zofen stehen bleibend, fragte sie: „Nun, Livia, wie geht's mit Eurer Stickerei?"

„Gut, gnädigste Frau," antwortete Livia, von ihrem Sitze aufstehend.

„Das ist eine hübsche Partie, an der Du arbeitest, Leonora; bring' es doch einmal her, damit wir unsere Arbeit zeigen können," fuhr die Herzogin fort.

Zitternd, mit gesenkten Augen stand Leonora Montalto auf und trat heran mit ihrer Stickerei.

Livia beobachtete sie unvermerkt.

„Ist das nicht ein schönes Muster?" rief Angela, jetzt wirklich ganz mit der Schönheit der Arbeit beschäftigt. „Und ich bin so fleißig gewesen während Deiner Abwesenheit, Giovanni. Ich habe recht Vieles selbst daran gemacht; alle diese Schattirungen der Rosenknospen sind mein Werk, auch dieser Silbergrund."

Die Herzogin hielt inne mit ihrer Rede, denn indem sie ihren Gemahl ansah, um sein Lob zu vernehmen, erschrak sie über die Blässe, die sein Gesicht bedeckte.

„Giovanni, Du bist krank, mein Gemahl, was ist das? Giovanni, Du —"

„O, es ist nichts," unterbrach sie der Herzog, indem er sie rasch aus dem Zimmer führte, „ich bin scharf geritten und die Sonne brannte so heftig, ein Glas Wein wird mich wieder herstellen."

Aber Livia hatte des Grafen Erregung ebenso gut wie die Leonorens bemerkt, sie schloß, daß da ein tiefes Geheimniß zum Grunde liegen müsse und sie nahm sich vor, Alles anzuwenden, um dasselbe zu erforschen.

Es vergingen mehrere Tage. Der Herzog hatte Leonora noch nicht allein gesehen, obwohl er die Gelegenheit dazu suchte; aber eines Morgens, als er in das Arbeitszimmer seiner Gemahlin trat, saß Leonora dort allein, mit dem Sondern verschiedener Seide beschäftigt. Im ersten Augenblicke bemerkte er sie nicht und rief seine Gattin, die er suchte.

„Angela!"

„Die Frau Herzogin ist nicht hier, gnädigster Herr," erwiderte Leonora, indem sie aufstand.

„Leonora," sagte der Herzog, vorsichtig sich ihr nähernd, halblaut, „im Namen aller Heiligen, was brachte Dich hierher?"

„Sie sollen die Wahrheit hören,“ antwortete sie, schwer athmend und sich gegen die Wand lehnend, um sich zu stützen, „ich habe in meinem gräßlich einsamen Hause diese Monate gelebt, ohne Sie zu sehen, unbeachtet, nur wissend, daß Sie glücklich wären mit einer Andern. Giovanni, können Sie sich nicht vorstellen, was ich gelitten? Meine Mutter starb — vielleicht haben Sie's gehört — und die Verwandten verlangten, ich solle nach meinem Vaterlande zurückkommen, um mich zu trösten; aber ich blieb, trotz der dringenden Einladung des Lord Robinson, und zwar nur um — in Ihrer Nähe zu sein. Ich kämpfte mit meiner unseligen Leidenschaft; ich verzehrte mich in Verzweiflung. Zuweilen sah ich Sie in der Entfernung mit Ihrem Gefolge vorüberreiten, und das war mein Himmel. Da kam mir ein Gedanke . . . ich suchte ihn zu bannen, aber immer kehrte er zurück; vielleicht hat ihn ein guter Engel mir eingegeben, vielleicht auch ein böser, um mich zu versuchen.“

„Was meinst Du?“

„Ich dachte: wenn schon Sie auch nur in der Entfernung und selten zu sehen, mir für mein Elend Ersatz gewähre, was für eine Wonne müsse es für mich sein, mit Ihnen unter demselben Dache zu leben, Sie täglich zu sehen; daher finden Sie mich hier in der Umgebung Ihrer Gattin. Tadeln Sie mich nicht, Giovanni —“ fuhr sie fort als sie sah, daß er sie unterbrechen wollte — „Sie sind Schuld an Allem, Sie suchten, Sie gewannen meine Liebe, eine Liebe, wie sie wohl nie ein Mädchen gefühlt hat; und doch muß ich sie unterdrücken. Die heftigste Eifersucht tobt in meinem Herzen und doch muß ich sie zurückhalten. Giovanni, Sie haben diese Qual über mich gebracht; so tadeln Sie mich auch nicht.“

„Du hast etwas höchst Gefährliches gewagt, Leonora. Ich war schon ruhiger über unsere Trennung geworden; jetzt sind wir Beide in der gefahrvollsten Lage.“

„Ja,“ antwortete sie mit Bitterkeit, „Sie hatten Alles, Freunde, eine Frau von seltener Schönheit, Freude und Lust, die Jagd — kurz, was fehlte Ihnen, um Ihren Seelenkampf zu erleichtern? Ich hatte nur ein Haus, meine Einsamkeit und den eifersüchtigen Gedanken an Ihr Glück mit Angela.“

„Ich liebe noch immer nur Dich, Leonora,“ wiederholte er, „aber ich will ehrenhaft gegen Angela handeln und darf es ihr nicht zeigen.“

„Verlange ich denn, daß Sie es zeigen sollen? Oder glauben Sie, daß ich es zugeben würde, wenn Sie es wollten? — Nein, nein, ich kam nicht hierher, um Zwietracht zu säen. Dulden Sie nur, daß ich hier unbemerkt wie in diesen letzten Tagen lebe; o, stoßen Sie mich nicht aus dem Hause!“

„Glaube mir, Leonora, das wird nimmer gut gehen — ich mißtraue meiner eigenen Kraft, ich werde mich nicht verstellen können.“

„Sie können an mich ja nur als eine Zofe Ihrer Gemalin denken,“ unterbrach sie ihn mit Bitterkeit, „mit der Zeit werden Sie mich wirklich als solche betrachten.“

„Es ist noch ein anderes Hinderniß, Leonora,“ sagte er noch leiser, „wie kannst Du in meinem Schlosse leben, ohne Dich den Gebräuchen unseres Glaubens zu unterwerfen? Du weißt, daß Dein Glaube hier nie auch nur geahnt werden darf.“

„Vertrauen Sie auf mich, nur verstoßen Sie mich nicht!“ wiederholte sie.

„Möge es denn sein,“ sagte er nach einigem Nachdenken. „Du verdienst um mich noch größere Opfer als dieses. Aber jede Vertraulichkeit muß zwischen uns aufhören, von diesem Augenblick an sind wir einander fremd.

„Auch das,“ sprach sie resignirt; „doch wenn Sie glauben, daß meine treue Liebe einer Belohnung werth ist, so schenken Sie mir von Zeit zu Zeit einen Blick wie vormals, ein Lächeln, das die Andern nicht bemerken, das ich aber erkennen werde und das meinem Herzen theuer sein wird. Es soll mir ein Zeichen sein, daß Sie nicht jede Erinnerung an unsere Liebe verbannt haben.“

Er faßte ihre Hand und drückte sie zärtlich, aber im nächsten Augenblicke ließ er sie los, wandte sich um und verließ das Gemach.

Leonora brach in Thränen aus und entfernte sich langsam, um ihr einsames Zimmer aufzusuchen.

Kaum war sie über den Corridor gegangen, als die Thüre eines Seitencabinetes vorsichtig geöffnet ward und Livia, die Augen und den Mund weit geöffnet, das Haar zu Berge stehend, heraustrat.

„Ei, so will ich doch von allen Heiligen verstoßen sein,“ rief sie aus, „wenn ich je ein solches Complot gesehen, wie das da ist! Ich wußte wohl, daß Etwas vorging — aber wer hätte sich das vorgestellt! Nicht umsonst hat sich diese Person so an die Herzogin gedrängt — o, die Wölfin im Schafspelz! Da wird auch noch Etwas von ihrer

Irr-Religion gesprochen, ich konnte es nur nicht recht verstehen. Die Heuchlerin wagt es wahrscheinlich nicht, zur Beichte zu gehen, und bleibt deshalb weg. Nun ist auch erklärt, warum sie Beide am Hochzeitstage der Herzogin so weiß wurden, wie ein Todtenkleid, als sie sich ansahen. Also sie ist das Püppchen, von der ich schon lange wußte und durch den Brief am Hochzeitsabend der Gattin die Augen öffnen wollte? Ich will ohne Absolution sterben, wenn es je eine so schlaue Conspiration gegeben hat. — Doch, ich will mich jetzt noch nicht darein mischen. Mag meine junge Herzogin selbst für sich sorgen; sie hat mir schon lange nicht gefallen. Wie hat sie dieser Dirne den Vorzug gegeben und sie mit Gunstbezeugungen überschüttet — ihre Nebenbuhlerin — o, wenn sie das wüßte! Aber ich werde Augen und Ohren offen halten. Zwei Verliebte können nicht lange unter demselben Dache leben, ohne sich selbst zu verrathen; es giebt über kurz oder lang eine Explosion — so wahr ich Livia Coltelli heiße!"

Es war Aufregung im Schlosse; dem Herzoge von Vilano war ein Erbe geboren. Als Giovanni sich in der ersten Vaterfreude über sein Kind beugte und seine theure Gattin umarmte, fühlte er sich belohnt für Alles, was er durch die freiwillige Trennung von Leonora gelitten; von der Zeit an vergaß er sie fast und Keiner wird ihn deshalb tadeln; er that, was Ehre und Pflicht verlangten. Doch bald folgte ein neuer Beweis der wandelbaren Liebe eines Mannes, — ach, man hat sie nur zu richtig oft mit Worten, die in den Sand geschrieben, verglichen!

Er verflossen mehrere Wochen, bis die Gräfin sich wieder erholte. Endlich war sie soweit genesen, daß sie wieder erscheinen konnte, und sie hatte die Einladung zu einem glänzenden Feste im Palaste Riccardi angenommen.

Sie saß in ihrem Ankleidezimmer vor dem großen Spiegel, demselben, vor welchem sie am Abend ihres Hochzeitstages gesessen hatte. Nur Leonora und Livia waren bei ihr, beschäftigt, sie zum Feste zu schmücken.

Da trat der Herzog ein.

„Giovanni," rief Angela; „die kleine Livia meint, ich sollte Etwas im Haare tragen, einen Kranz oder eine Diamantkrone — ist das nöthig?"

„Meines süßes Weib, leg' an, was Dir am liebsten ist; Du bedarfst keines Schmuckes."

„Hörst Du, Livia," sagte die Herzogin, „beeile Dich und mache mir das Haar fertig. Du kannst das Juwelenkästchen wegsetzen, Leonora. Aber mein Kind muß ich erst nochmals sehen," fuhr sie fort. „Laß' die Amme es bringen."

Der Herzog ließ die Amme kommen, nahm ihr das Kind ab und legte es auf den Schooß seiner Gattin.

„O, der süße Engel!" rief sie. „Giovanni, kann es wohl ein lieblicheres Kind geben?"

Der Herzog lächelte zufrieden und küßte des Kindes Stirn.

„Aber es ist Zeit," sagte die glückliche Mutter, „wir müssen gehen. Livia, bring' das Kind der Amme," fuhr sie fort und indem sie es weggab, bedeckte sie es noch mit Küssen.

Der Herzog war hinter seine Gattin getreten, wo auch Leonora stand. Seine Augen fielen auf sie und er erschrak über die kummervolle Blässe auf ihrem Gesicht. Unglückliche Leonora, und er war in der letzten Woche so glücklich gewesen!

Mitleid, vielleicht mit einem Vorwurf gegen sich selbst vereinigt, durchdrang plötzlich sein Herz. Womit konnte er ihr vergelten?

Da erinnerte er sich plötzlich ihrer Worte bei ihrer letzten Unterredung und blickte sie an. Dieser Blick konnte nicht mißverstanden werden, das Auge glänzte von zärtlicher Liebe.

Leonora erwiderte den Blick durch ein glückliches Lächeln, das ihren Dank aussprach und zeigte, daß dieser vollkommen sei. Hätte damals Jemand die Beiden beobachtet, er hätte an ihrer Leidenschaft für einander und an einem geheimen Einverständnisse nicht zweifeln können.

Und Eine hatte sie wirklich beobachtet — die Herzogin stand ihnen mit dem Rücken zugewendet, aber in dem großen Spiegel vor ihr hatte sie Alles gesehen, was vorgegangen war. Ihr Gesicht ward todtenbleich und ihr Zorn war furchtbar.

„Du kannst Dich jetzt entfernen," sagte sie mit erzwungener Ruhe zu Leonora, welche die Wahrheit schon ahnte. „Sag' der Livia, sie solle nicht eher kommen, als bis ich sie rufe."

Die Scene, die nun erfolgte, zu beschreiben, dürfte schwer sein. Das Gefühl der jungen Gattin war furchtbar gekränkt, der Schlag war so plötzlich gekommen. An der Treulosigkeit ihres Gatten zweifelte sie nicht mehr. Vergebens bemühte er sich, ihr Alles zu erklären,

sie hörte nicht auf ihn, nannte Alles, was er vorbrachte, Unwahrheit, wodurch er seinen Verrath nur verschlimmere.

Inmitten dieses heftigen Ausbruches der Leidenschaft trat Livia ein, welche den Befehl ihrer Gebieterin vielleicht nicht richtig verstanden hatte. Der Herzog nickte ihr stolz mit der Hand, sich zu entfernen. Später ging der Herzog zum Feste, zu dem er geladen war; seine Gemahlin blieb zu Hause.

„Gott im Himmel!" rief sie aus, als sie allein im Zimmer war, „so belohnt zu werden von Giovanni, den ich so liebte! Ist es denn möglich, daß ein Mann, ein Ehemann, ein Vater, sich solcher Verrätherei schuldig macht! Wollte Gott, ich wäre gestorben, ehe ich seine Treulosigkeit erfahren, oder ehe ich ihn je gesehen! Welche Schmach, seine Geliebte in meine Nähe zu bringen! Heilige Jungfrau, mußte ich so beschimpft werden! Nie ist eine Gattin so behandelt worden, wie ich — erniedrigt in den Augen meiner eigenen Dienerinnen, beschimpft durch ihn, der mich vor Beleidigungen schützen sollte; verlacht, verspottet von ihr! O, es ist schrecklich!"

Indem sie die letzten Worte sprach, stand sie auf, ging zu dem Putztische, öffnete eine geheime Schublade, nahm den unheilvollen Brief, den sie am Abend ihres Hochzeitstages erhalten, hervor und las ihn schaudernd noch einmal.

„Ja, nun ist Alles klar," sagte sie dann; „Leonora Montalto war die Geliebte! Mich duldet er nur, sie liebt er. Und ich Thörin traute seinen trügerischen Worten — o, Schande über seine Falschheit, Schande über meine Leichtgläubigkeit!"

Als sie so in ihrer Wuth, die dem Wahnsinn nahe kam, im Zimmer auf und niederging, trat Livia ein.

„Meine theure Gebieterin," sagte sie, in Thränen ausbrechend — es waren Krokodilsthränen — „ich kann es nicht ertragen, Sie so leidend zu wissen und nicht bei Ihnen zu sein. Verzeihen Sie, daß ich gegen Ihren Befehl hereinkomme."

Die Herzogin suchte ihre Stirne zu glätten, den Kummer, den Niemand sehen sollte, durch stolze Miene zu verbergen, und befahl ihr, das Zimmer zu verlassen.

„Nein, gnädigste Frau, erlauben Sie, daß ich noch einen Augenblick bleibe, wenigstens so lange, daß ich Ihnen entdecke, was ich von der Schlange weiß."

Die Herzogin fuhr zusammen, aber sie unterdrückte jede Auf-

regung und Livia begann ihre Erzählung. Es war natürlich eine übertriebene Darstellung der Unterredung des Herzogs mit Leonora, die sie mit angehört hatte. Am Schlusse derselben entfuhr der Herzogin eine leise Wehklage.

„Was meinen Sie nun, gnädigste Frau, was verdient sie?" fragte lauernd Livia.

„Den Tod!" drang über die bleichen Lippen der Gräfin.

Ja — den Tod, so ist's," wiederholte Livia mit Ruhe; „keine andere Strafe ist ihrer Schuld angemessen, und keine andere kann Sie für die Zukunft sicherstellen, gnädigste Frau."

„O versuche mich nicht!" rief die Herzogin, die Hände ringend. „Ich sprach übereilt."

„Geben Sie nur den Befehl, gnädigste Frau," fuhr Livia fort, „und er soll ausgeführt werden."

„Wie kann ich?" fragte Angela, in Seelenangst im Zimmer auf und abgehend. „Wie könnte ich leben, mit der Schuld des Mordes auf meiner Seele?"

„Es ist keine Schuld, Frau Herzogin."

„Livia!"

„Ich habe Erkundigungen über dieses Mädchen eingezogen, ich hielt es für meine Pflicht —"

„Nun?"

„Sie können sie vernichten, wie diesen kleinen Vogel in seinem goldenen Käfig — ohne Sünde, ohne Ihr Gewissen zu belasten."

„O, Livia, ich sage Dir noch einmal, versuche mich nicht. Schlecht und arglistig, wie sie ist, ist sie doch ein Geschöpf Gottes."

„Kaum, gnädigste Frau," sagte Livia mit einem Blicke tiefer Verachtung; „ich habe Gründe, zu glauben" — fuhr sie mit leiser Stimme fort, als fürchte sie, daß die Wände Ohren hätten — „daß sie eine der verworfensten Creaturen ist, die Feinde des einzig wahren Glaubens, Apostaten von der katholischen Kirche sind."

„Was sagst Du?!" fragte Angela schwer athmend.

„Daß wir — eine Ketzerin beherbergt haben, hohe Gebieterin," fuhr Livia fort, „vielleicht eine Auskundschafterin unserer heiligen Gebräuche. Kein Wunder also, daß Unglück dieses Haus heimsucht."

„O, es wäre gräßlich!" rief Angela schaudernd; „eine Ketzerin umgarnt meinen Gatten! — Gehe gleich zum Pater Ambrogio, und

bitte ihn, hierherzukommen; denn darüber müssen wir Gewißheit erlangen."

Leonora Montalto saß noch in angstvollem Zweifel in ihrem Zimmer, als sie den Befehl erhielt, zur Herzogin zu kommen.

Sie gehorchte sofort und fand zu ihrem Schrecken den Beichtiger, Pater Ambrogio, neben der Herrin sitzend, der ohne Aufschub und fest den Blick auf Leonora richtend, so daß ihm keine Miene entgehen konnte, seine Prüfung begann.

Sie sah, daß Alles entdeckt war und sagte zu sich selbst:

„Gehe es, wie Gott will — ich werde die Wahrheit bekennen."

Und sie bekannte: daß sie nicht der katholischen Kirche angehöre, daß sie vom Papst nichts wisse, daß sie den Einen wahren Gott verehre und nur Einen Mittler zwischen ihm und dem Menschen, daß sie nur die Bibel als Wort Gottes anerkenne, daß diese ihre Führerin sei, daß ihre Mutter, im freien England geboren, sie so gelehrt, und daß sie in diesem Glauben leben und sterben wolle.

Das war genug, und mehr als genug, um in ihr die verabscheuungswürdige Ketzerin zu erkennen. Sie ward nach diesem Bekenntniß wieder auf ihr Zimmer geleitet.

„Ach Vater!" rief die Herzogin, weinend zu Ambrogio's Füßen sinkend, nachdem Leonora entfernt war, „das ist noch nicht Alles — sie hat es gewagt, ihr Auge zu meinem Gatten zu erheben und sein Herz mir abwendig zu machen — er hat sie schon lange gekannt — ach, ich fürchte, daß sie auch ihn bereits mit dieser Ketzerei angesteckt hat!"

Der Pater erbleichte. Der Gedanke, den mächtigen Herzog von Vilano, den gläubigen Diener der Kirche, den großmüthigen Wohlthäter derselben, abtrünnig werden zu sehen, machte ihn erzittern.

Er trennte sich voll Kummer von der Herzogin und — er hatte sogar mehr Furcht vor der Ketzerin, als alle die Anderen.

Achtundzwanzigstes Capitel

Hinter der Mauer.

Tiefe Stille herrschte im Schlosse; die Stunde, wo sich Alle zur Ruhe zu begeben pflegten, war schon vorüber.

Leonora saß im stummen Sinnen in ihrem Zimmer; sie war im Nachtgewande, aber ihr Haar hatte sie noch nicht berührt, es fiel noch in langen Locken herab, so wie sie es aufgelöst hatte. Den Kopf auf die Hand gestützt, dachte sie nach, wie das Alles noch enden würde, was dieser Tag gebracht.

Da ward leise die Thüre geöffnet und — Livia erschien.

„Du wirst in diesem Bette heute Nacht nicht ruhen, es wird Dir ein anderes Bett bereitet," sagte sie mit leisem, aber deutlichem Flüstern.

„Was meinst Du damit?" fragte das erschreckte Mädchen.

„Daß Du diese Nacht sterben mußt!"

Leonora stieß einen Schrei aus.

„Schreien und Widerstand ist vergeblich," sagte Livia kalt, „Dein Urtheil ist unwiderruflich."

„Du lügst — ich habe ja nichts gethan, wodurch ich den Tod verdient hätte."

„Wie? Das wagst Du zu behaupten? — Ich will Dir sagen, was Du verbrochen hast: Du hast Dich mit thörichter Liebesleidenschaft zwischen den Herzog und die Herzogin gedrängt, Du hast die Religion dieses Hauses beschimpft."

„Ich habe Keinen in seinem Glauben gestört und werde solches auch nie thun. Daß ich den Herzog liebe, ist wahr; aber ich liebte ihn lange bevor er Angela sah."

„Was?" schrie Livia mit von Zorn gerötheten Wangen und finsterer Stirne, „Du wagst es, Deine Schande zu gestehen?"

„Es ist keine Schande," antwortete Leonora traurig, „eine Liebe, wie die meinige, ist kein Verbrechen."

„Folge mir," wiederholte Livia, „für nutzloses Wehklagen ist keine Zeit."

„Wer gebietet meinen Tod? Er gewiß nicht; und kein Anderer hat ein Recht, mich zu verurtheilen."

Das hatte Livia erwartet und war darauf vorbereitet. Sie hatte sich des Siegelringes des Herzogs bemächtigt, den er gerade an diesem Tage zurückgelassen hatte.

„Kennst Du diesen Ring?"

„Nur zu gut!" seufzte Leonora.

„So weißt Du, wer Dich verurtheilt hat."

„O, Giovanni!" jammerte Leonora, indem sie niedersank. „Das kommt mir von Dir?!"

Jeder Gedanke an Widerstand schwand mit dem Gedanken, daß er sie verurtheilt habe. Aber endlich zweifelte sie von Neuem und fragte:

„Aber ich glaube, er ist noch nicht vom Feste zurückgekehrt?"

„Unnütze Frage," erwiderte Livia, „er ist zurückgekehrt und hat den Befehl gegeben."

„Flehe ihn an, auf einen Augenblick zu mir zu kommen, nur ein Wort des Abschiedes mir zu gönnen."

„Ich kann ihn nicht darum bitten, er ist bei der Herzogin."

„Erst mein Glück, dann mein Leben geopfert! O, Giovanni, treuloser und doch theurer Giovanni!"

„Wenn Du noch länger zauderst, muß ich Leute rufen, die Gewalt brauchen."

„Gönne mir nur einen Augenblick, daß ich bete."

„Du beten? — Ketzerin! — Du kannst auf Deinem Wege zum Tode beten, Du wirst Zeit genug dazu haben."

Und warum hatte Livia eine so grausame Freude daran, die Unglückliche zum Tode zu drängen? Weiber sind doch sonst nicht so gefühllos! Ach, auch in ihrem Innern wüthete die Eifersucht, denn — so jung sie war, so kindhaft noch — auch sie liebte den Herzog mit glühender Leidenschaft, die er nicht beachtete; Leonora Montalto,

die durch seine Liebe Beglückte, war also auch ihre gehaßte Nebenbuhlerin.

Livia trieb das unglückliche Mädchen fort, von ihrem Zimmer weg, durch die dunkeln Gänge des Schlosses; eine Leuchte, die sie trug, warf ein schwaches und ungewisses Licht.

Endlich gelangten sie zu einem Gange, nicht weit von der Schloßcapelle.

Hier waren zwei männliche Gestalten emsig mit einer Arbeit an der Mauer beschäftigt. Eine Leuchte hing an der Wand gegenüber und eine andere stand auf dem Boden.

Leonora hielt schaudernd still, aber Livia faßte sie beim Arm und sie ging weiter.

Die beiden Mädchen näherten sich den Männern, deren Gesichter verhüllt waren.

Jetzt galt es noch eine Lüge, um das Werk der Finsterniß zu vollenden.

„Er sendet Dir durch mich seine letzte Bitte," flüsterte Livia, „willst Du sie hören? Er bittet Dich, bei seiner Liebe für Dich, bei der Erinnerung an frühere glückliche Stunden, keinen Widerstand zu leisten und nicht zu schreien."

Leonora beugte in Ergebung ihr Haupt.

„Wie soll mir mein Leben genommen werden?" fragte sie. „Durch den Dolch — durch Gift?"

„Durch Nichts — kein Haar wird Dir gekrümmt werden," war die Antwort.

„Du sprichst in Räthseln," seufzte Leonora. „Uebrigens — sei es, was es will, ich will es dulden; es ist ja sein Befehl. Sag' ihm, daß, so wie ich ihn geliebt, ich ihm auch bis zum letzten Augenblick gehorsam gewesen."

Livia ging weiter, Leonora folgte. Die Letztere erkannte nun die für sie bestimmte gräßliche Todesart; aber folgsam dem vermeintlichen Wunsche ihres Geliebten, duldete sie Alles ohne Widerstand.

Die Glocke schlug Eins, als erstickte Seufzer anzeigten, daß die Strafe begonnen habe, welche an das finsterste Gebahren des Mittelalters erinnerte. Aber es unterbrach kein lauter Ton das unheimliche Schweigen der Nacht.

Eine Stunde wurde an dem Werke der Rache gearbeitet, und

als es vollendet, war Leonora Montalto für immer von der Welt entfernt.

Die Herzogin hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben, sondern ging in unaussprechlichem Schmerze in ihrem Zimmer auf und nieder.

Livia, Leichenfarbe im Gesicht und mit klappernden Zähnen, trat ein und meldete:

„Gebieterin — sie ist fort!"

Der Morgen graute, ehe der Herzog heimkehrte. Erschöpft an Geist und Körper, warf er sich auf sein Lager und schlief einige Stunden. Er würde wohl noch länger geruht haben, wenn ihn nicht Lärm und Aufregung im Hause erweckt hätten.

Als er nach der Ursache fragte, erfuhr er von seinen Leuten: Leonora Montalto habe Verkehr mit dem Satan gehabt, dies sei am Tage vorher an's Tageslicht gekommen; der Satan sei in der letzten Nacht leibhaftig erschienen und habe sie hinweggeführt.

Der Herzog war über dieses abergläubische Märchen auf's Höchste erzürnt und bestrebte sich eifrig, die Verschwundene aufzufinden. Es gelang ihm dies jedoch nicht, Leonora war und blieb verschwunden und zwar auf eine ebenso unbegreifliche als geheimnißvolle Weise. Er ließ nochmals nachforschen, meilenweit in der Umgegend suchen — vergebens; er befragte seine Gemahlin, aber sie beobachtete fortwährend ein kaltes, stolzes Schweigen. Der Schloßgraben, jeder Winkel des Schlosses ward durchsucht — umsonst.

Doch wunderbar! als der Herzog am ersten Morgen durch einen entfernten Corridor ging, glaubte er seinen Namen in schwachem, flehendem Tone ausgesprochen zu hören. Da er jedoch nichts weiter fand, so schrieb er es seiner aufgeregten Einbildungskraft zu.

Nach einiger Zeit war der Friede zwischen dem Herzog und seiner Gemahlin wieder hergestellt; aber das Glück der Gattin war dahin, alles gegenseitige Vertrauen zwischen ihnen hatte für immer aufgehört.

Da kam eine schwere Nacht.

Es war in der Mitternachtsstunde. In der Kinderstube des Schlosses saß die Amme und hatte auf ihrem Schooße den sterbenden männlichen Erben des Herzogs von Vilano, der jetzt acht oder zehn Monate alt war. Noch vor wenigen Tagen war er ein schönes, gesundes Kind gewesen, da hatte ihn ein heftiges Fieber ergriffen, und jetzt war er todtkrank. Angela lag neben ihm auf den Knieen, die Augen von

Thränen blind; der Graf rieb ihm die kalten Händchen, um sie zu erwärmen.

„Glaubst Du nicht, daß es etwas besser ist?" fragte Angela die Amme.

Diese zauderte mit der Antwort; sie mochte ihre wahre Meinung der unglücklichen Mutter nicht sagen.

„Sind seine Händchen etwas wärmer?" fragte Angela weiter.

Der Herzog schüttelte den Kopf.

„Wenn diese letzte Medicin anschlägt, so haben wir Hoffnung, gnädigste Frau," sagte die Amme.

Die Herzogin drückte ihre brennenden Lippen auf die Stirn des Kleinen.

„Du wirst krank werden, Angela," sagte der Herzog, „dieses beständige Wachen ist Dir schädlich. Begieb Dich wenigstens eine Stunde zur Ruhe, ich bitte Dich."

Ja, gnädigste Frau," sagte Livia, die auch zugegen war, „Sie haben nun alle diese Nächte ohne Schlaf hingebracht, Ihre zarte Gesundheit erträgt das nicht."

„Leg' Dich zu Bette," bat von Neuem der Graf, „wenn auch nur auf eine kurze Zeit."

Endlich ließ sich Angela bewegen. Ihr Gatte führte sie in's Schlafzimmer.

Aber kaum waren sie hineingetreten, als ein langer gellender Schrei ertönte. Sie eilten zurück.

Da saß, das Kind noch auf dem Schooße haltend, die Amme, die Augen weit offen, auf die eine Ecke des Zimmers gerichtet, starr vor Schreck. Sie war's, die so geschrieen hatte.

„Mein Kind! Mein Kind!" seufzte Angela.

„Um Gotteswillen, was hast Du?" fragte der Herzog die Amme, da er sah, daß mit dem Kinde keine Veränderung vorgegangen war. „Du siehst ja aus, als ob Du ein Gespenst gesehen hättest."

„Ich habe auch eins gesehen, gnädigster Herr," antwortete sie schaudernd; „so gewiß, als wir hier Alle beisammen sind — ich sah Leonora Montalto's Geist!"

Der Herzog verfärbte sich, aber er sagte nichts.

Angela hängte sich furchtsam an ihren Gatten.

Livia hielt sich am Stuhl der Amme, um sich zu stützen.

„Welche Albernheit!“ rief der Herzog, sich fassend, „wie konnte Dir ein solcher Gedanke kommen?“

„Und wäre es mein letztes Wort, das ich zu sprechen hätte, gnädigster Herr,“ fuhr die Amme fort, „und noch in meiner Sterbestunde werde ich sagen, was ich jetzt sage: ich sah eben Leonora Montalto's Geist; sie war im Nachtkleide und stand dort, weiter hin, wo die Lampe ihren Schatten wirft.“

„Thorheit!“ rief der Herzog. Dann fragte er Livia und noch eine andere Dienerin, die im Zimmer war: „Saht Ihr auch Etwas?“

Sie verneinten es; aber Livia war bleich und zitterte krampfhaft.

In diesem Augenblicke drang ein tiefer, schwerer Seufzer über Angela's Lippen — das Kind war todt.

Von dem Augenblicke an nahm die Gesundheit der Herzogin sichtlich ab; schon seit der Entdeckung der Liebe ihres Gatten für Leonora war sie langsam hingeschwunden; das Seelenleiden hatte seine Wirkung auf den Körper geübt, sie kränkelte immer mehr und nach dem Tode des Söhnleins sank sie rasch.

So lag sie eines Tages auf ihrem Krankenbett in ihrem prächtigen Zimmer. Zur Seite saß der Gatte, in der einen Hand die ihrige haltend, in der andern ein Tuch, mit dem er ihr von Zeit zu Zeit die Stirn trocknete.

„Harre noch ein wenig bei mir aus, Giovanni,“ flüsterte sie, „nur eine kurze Zeit.“

„Ausharren, Angela? Wollte Gott, Du würdest mir erhalten.“

„Es ist unmöglich,“ seufzte sie, die Hand auf ihre Brust legend, „ich fühle es.“

„Angela,“ sagte der Herzog nach einer Weile, „ich wollte eine Frage an Dich richten, beantworte sie mir, ich bitte Dich, wenn Du kannst.“

Sie sah ihn forschend an.

„Was,“ fuhr er mit leiser Stimme fort, „was wurde aus — Leonora Montalto?“

Inmitten der Todtesblässe zeigte sich eine hektische Röthe auf ihren Wangen.

„O,“ antwortete sie, schwer athmend, „wie magst Du doch jetzt von dem reden, was unsern glücklichen Frieden störte! Ich liege sterbend vor Dir, und Du denkst nur an sie!“

„Du mißverstehst mich, Angela; ich wollte —“

„Nein, nein," fuhr die Herzogin fort, „diese Gedanken regen mich schrecklich auf . . . . laß' uns sie verbannen, wenn Du willst, daß ich ruhig sterbe."

„Gott gebe, daß Dein Tod noch ferne sei!" seufzte er.

„Ja . . . nur noch einige Tage . . . bei Dir!" flüsterte sie.

Der Herzog faltete seine Hände und wiederholte ihr Gebet.

„Reiche mir mein kleines Kästchen her," bat sie; „ich habe einige Kleinigkeiten hineingelegt, die ich als Andenken vertheilen will; es steht im Ankleidezimmer."

Der Herzog ging, um es zu holen. Eben war er in ein Nebenzimmer getreten, als ein schauerlicher Angstschrei der Herzogin sein Ohr traf.

In demselben Augenblick lief er zu ihr zurück und nahm sie in seine Arme. Die Dienerinnen eilten gleichfalls herbei.

„Theuerste Angela, was regt Dich so auf?" fragte er.

Aber er fragte vergebens. Sie lag in seinen Armen, krampfhaft aufseufzend und sich in Angst fest an ihn klammernd.

Endlich kamen gebrochene Worte über ihre Lippen.

„Als Du weg warst," stöhnte sie, „da blickte ich auf . . . . ich sah . . . dort im dunkeln Winkel . . . sie . . . ja, ja, es war Leonora Montalto . . . ich sah sie zu genau!"

„Wen?" fragte er erbleichend.

„Ich sage Dir . . . es war sie . . . kein Zweifel darüber . . . Leonora Montalto . . . im langen weißen Kleide . . . o, Giovanni, verlaß' mich nicht wieder!"

„Ich will Dich nicht verlassen, Angela; aber das ist eine Täuschung, eine Phantasie gewesen . . . wir hatten gerade von ihr gesprochen."

„Erinnerst Du Dich noch," seufzte sie, „in der Nacht . . . wo unser Sohn starb . . . die Amme hatte damals dieselbe Erscheinung . . . es kann . . ."

Die Stimme versagte der Herzogin.

Ihr Gemahl erschrak, denn es ging mit ihr eine schnelle Veränderung vor.

„Ich sterbe, Giovanni!" sagte sie, in furchtbarer Nervenerschütterung zitternd. „Komm' . . . stütze mich . . . ein Arzt . . . ein Priester . . . Pater Ambrogio soll kommen . . . o, warum kommt mir denn die Erinnerung an das Verschwinden Leonorens?

. . . Sie hat die That vollführt . . . die Grausame . . . ohne meine Genehmigung wäre sie nicht geschehen . . . Giovanni, kann ein Priester wirklich die Sünden vergeben? . . . Oder kommt Vergebung nur von Oben? Wer vergiebt mir meine Schuld? . . . Gott? . . . Ach, es war bestimmt ein Mord . . . ich sehe Leonora dort . . . ha, hinter der Mauer! hinter der Mauer! . . . Hol' sie hervor . . . rette sie! . . . Wo bist Du, Giovanni?" . . . Ich sehe nicht mehr . . . nicht mehr!"

Die Stimme erstarb; der Graf beugte sich über seine Gattin — sie war todt.

Nach ihrem Tode war auch Livia aus dem Schlosse verschwunden; es hieß, sie habe sich einer Truppe wandernder Komödianten angeschlossen.

Mehrere Jahre nach dem Tode der Herzogin Angela wurden im Schlosse Vilano bedeutende bauliche Veränderungen vorgenommen. Es wurden die Mauern eines geheimen Durchgangs oder Corridors, der von der Schloßcapelle nach dem benachbarten Kloster führte, eingerissen.

Der Herzog, zum zweiten Male verheiratet, sah der Arbeit zu; neben ihm stand sein achtjähriges Töchterchen Marietta, ein reizendes Kind, mit ihrer Duenna Elena.

„Wie langsam das geht!" rief Marietta, die es nicht erwarten konnte, daß die Mauer herabkam.

„Die Mauern sind dick, mein Kind," sagte der Vater. „Alle diese Nischen, die aufgeführt sind, und die in alten Zeiten Statuen enthielten, müssen auch noch herunter."

„Da brechen sie gerade eine Nische ab — nicht wahr, Papa?"

„Noch nicht; sie nehmen erst die Wand weg, die davor gebaut ist. Aber — sie scheint neuer zu sein, als die anderen!"

„Noch sehr neu, gnädigster Herr," bemerkte einer der Arbeiter, „die Steine sind alt, aber sie ist gewiß erst vor einigen Jahren — es mögen zehn, zwölf Jahre sein — neu aufgemauert."

„O, das nicht," sagte der Graf lächelnd; „diese Corridors sind seit meiner Lebenszeit nicht angerührt."

„Dieser Theil ist's gewiß geworden, verlassen Sie sich darauf, gnädigster Herr."

Während der Arbeiter noch sprach, stürzte der Rest der Mauer krachend nieder und die Ansicht der Nische war frei.

Eine Statue stand nicht darin, aber — der Leichnam der unglücklichen Leonora Montalto, in aufrechter Stellung, in ihrem Nachtgewande, so frisch, als ob sie erst gestern gestorben wäre, weil unberührt von der Luft. Die Züge freilich waren kaum zu erkennen, aber das Haar, das in langen Locken auf den Nacken herabfiel, war noch dasselbe.

Also das war ihre schreckliche Todesart gewesen — sie war lebendig eingemauert.

Dem Herzoge schwanden fast die Sinne.

„Papa, führe mich hinweg!“ rief Marietta, indem sie sich furchtsam an ihn drängte. „O, wie das gräßlich aussieht! Bring' mich weg, Papa!“

Die Arbeiter waren nicht weniger erschreckt und zitterten.

Aber einer derselben faßte sich, er berührte den Leichnam mit dem Werkzeug — da fiel er zusammen, ein Haufen Staub.

Der Herzog wandte sich um und trug mit wankenden Schritten sein Töchterchen in's Schloß, in die Gemächer seiner zweiten Gemahlin, der Mutter der reizenden Marietta.

Der Herzog überlebte diese Entdeckung kaum ein Jahr. Seine Umgebung behauptete, daß der Geist der unglücklichen Leonora Montalto dem Sterbenden erschienen sei und daß künftig jedesmal, so oft der Tod einen Abkömmling der Herzoge von Vilano abfordern werde, dieselbe Erscheinung stattfinden würde.

Seine zweite Gattin, eine sehr fromme Frau, welche ihr Töchterlein Marietta im gleichen Sinne erzogen, starb ein paar Jahre darauf und unsere Leser wissen bereits, was seitdem mit Marietta vorgegangen.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Handelt von einer verschwundenen reichen Erbin.

Wir wenden uns nun wieder zu dem alten ungarischen Edelmanne, Herrn von Baranyay.

Nachdem derselbe einige Stunden im Grübeln über das „Verbrechen" seiner Tochter, wie er es zu nennen beliebte, zugebracht hatte, kam er zu dem Entschlusse, Eva dadurch zu strafen, daß er sich nicht im Geringsten um sie kümmere, keine Nachforschungen um sie anstelle und sie überhaupt als nicht mehr existirend betrachte.

„O," dachte er, „sie wird schon als Reuige vor mir erscheinen, und ich habe dann immer noch Zeit, mir zu überlegen, ob ich ihr verzeihen will, wenn sie dessen auch nicht würdig ist — in der That nicht würdig."

Herr von Baranyay ertheilte demgemäß seine Befehle. Die Zimmer seiner Tochter wurden gesperrt, alles, was an sie erinnerte, mußte sorgfältig entfernt werden, ihren Namen zu nennen war strenge untersagt, ja bei Strafe sofortiger Entlassung.

Am unbehaglichsten fühlte sich der alte Ungar noch bei der Idee, dem Baron von Merklin das beschämende Familiengeheimniß mittheilen zu müssen. Er sah hier keinen Ausweg. Hätte er dem Baron gegenüber von irgend einer Ausflucht Gebrauch gemacht, etwa, daß Eva eine Verwandte besucht, würde der Baron ohne Zweifel gedacht haben, er wolle sein Ehrenwort durch irgend eine Hinterlist zurückziehen, ein Gedanke, der ihm unerträglich war. Lieber wollte er dem Baron die ganze Wahrheit eingestehen.

Der Herr Baron machte selbstverständlich große Augen, als ihm sein zukünftiger Schwiegervater von dem Verschwinden seiner Tochter Mittheilung machte. Er wollte es anfänglich nicht glauben; als er

sich jedoch überzeugt hatte, daß seine Braut wirklich die Flucht vor dem Glücke einer Vereinigung mit ihm ergriffen hatte, war er außer sich.

„Ich begreife Sie nicht, Herr von Baranyay," schrie er, mit großen Schritten im Zimmer auf und abgehend. „Ihre Tochter ist fort und Sie lassen vierundzwanzig kostbare Stunden verstreichen, ohne die ganze Wiener Polizei in Bewegung zu setzen. Sie waren bei dem Verluste Ihres Geldes gleichmüthig, und ich begreife das, denn Sie haben dessen noch so viel, um den Abgang leicht verschmerzen zu können; aber — Sie haben nur ein einziges Kind, und ertragen es, dasselbe zu verlieren?"

„Pah," erwiderte der alte Edelmann, „ich ziehe es vor, zu warten, bis sie zurückkommt, und wenn es nicht bald ist, werde ich sie, bei Gott, enterben. Ich bin nicht gewohnt, mit mir scherzen zu lassen, am allerwenigsten von meinem eigenen Kinde."

Baron Merklin mußte sich noch Mühe geben, ihn zu besänftigen, und er versuchte es, wenn auch nicht mit großem Erfolge, ihn zu einem milderen Urtheil über den Schritt Eva's zu bringen. Im Stillen nahm er sich vor, seinerseits Nachforschungen über die Verschwundene anstellen zu lassen; es war der entschlüpfte Goldvogel zu kostbar, um nicht alle möglichen Versuche zu machen, ihn wieder einzufangen.

Verstimmt und niedergeschlagen ging Merklin fort; alle seine Berechnungen waren durchkreuzt und er hatte das mit der größten Umsicht nicht voraussehen können. Wie dem auch war, so viel sah er klar ein — seine Hoffnungen auf des alten Edelmannes Reichthümer waren zur Zeit „keinen Groschen werth," wie die Wiener zu sagen pflegen.

Die Tage verstrichen, und Herr von Baranyay fing an, zu fühlen, daß er die fortwährende Abwesenheit seiner Eva nicht mit dem Gleichmuth werde ertragen können, von dem er in den ersten Momenten geträumt hatte.

Anfangs kämpfte er wegen dieses Gefühls der Sehnsucht an und schalt sich selbst über seine Schwäche, wie er es nannte; dann machte er sich wieder Vorwürfe über seine Grausamkeit, die das arme Kind gezwungen habe, die Heimat zu verlassen, um unter fremden Menschen, ohne Zärtlichkeit und Schonung, vielleicht ein kümmerliches Leben zu verbringen. Wie, wenn sie vor Aufregung und Sorge krank geworden war, und jetzt einsam und ohne Pflege auf dem Kranken-

IX.



Die Liebe zweier Ausgestoßenen.

lager schmachtete? Es war zum Verzweifeln, nur an die Möglichkeit eines solchen Falles zu denken.

Aber bald wuchs die Sehnsucht nach seinem Kinde unbezwinglich und alle anderen Gedanken ausschließend; sie ließ ihm nicht Rast noch Ruhe, stundenlang konnte er in den Gemächern auf- und abgehen, welche Eva bewohnt hatte, die Arbeit betrachten, womit sie sich beschäftigt hatte, vor ihrem gewöhnlichen Sitze stehen und sich einbilden, sie sei noch zugegen, sie mit süßen Schmeichelnamen rufen, als ob sie im Nebenzimmer sei und auf seinen Ruf erscheinen werde.

Endlich lief er doch zur Polizei und versprach eine ungeheure Prämie, falls es gelingen sollte, eine Spur von der Verlorenen aufzufinden, und es bemühten sich die Agenten selbstverständlich auf das Aeußerste, den ausgesetzten verlockenden Preis zu gewinnen, aber — trotz alles Eifers gelang ihnen dieses nicht und so gab man ihm, der jetzt ein täglicher Gast des geheimen Polizeibureaus war, zuletzt den Bescheid, daß eine Entdeckung jetzt, nachdem so viele Tage verstrichen seien, höchst unwahrscheinlich geworden war; er hätte die Anzeige sofort nach dem Verschwinden seiner Tochter machen sollen.

Der alte Edelmann hätte sich selbstmorden mögen, wenn er an seine Halsstarrigkeit dachte. Dann saß er wieder stundenlang brütend zu Hause und hielt sein „Wiener Diarium" in der Hand, in welchem er mechanisch las, ohne den Sinn der Worte fassen zu können. Was gingen ihn die „Politischen Nachrichten", die „Ernennungen und Beförderungen" an, das Ministerium konnte doch nicht dem Kaiser vorschlagen, ihn zum glücklichen Vater einer wiedergefundenen Tochter zu „befördern".

Da durchfuhr ihn plötzlich eine Idee. Seine Tochter wußte doch, daß die amtliche Zeitung sein Leibblatt sei; wie nun, wenn er das Blatt benützte, um sich mit ihr in Verbindung zu setzen?

Zitternd vor Ungeduld warf er einige Zeilen auf's Papier, die er sogleich in das Administrationsbureau der von Ghelen'schen Erben expedirte und im nächsten Blatte las er im „Wiener Diarium" mit einer gewissen Befriedigung seinen inserirten Brief, der der Verschwundenen sagte:

„Fräulein E. v. B. wird vom Vater dringend gebeten, heimzukehren."

Das Wort „gebeten" war nach Angabe „durchschossen," d. h. in hervorstechender Schrift.

Acht Tage erschien täglich diese Aufforderung, ohne daß sich ein Erfolg gezeigt hätte. Die Ursache mochte einestheils darin liegen, daß zu jener Zeit das Annoncen- und Zeitungswesen, mit seiner heutigen riesigen Ausbreitung verglichen, noch in den ersten Windeln lag, anderntheils war vielleicht die Aufforderung an Eva zu nichtssagend und das Mädchen fürchtete bei ihrer Heimkehr dieselben Umstände zu finden, die sie aus dem Vaterhause getrieben hatten.

Herr von Baranyay schrieb nun eine neue Aufforderung, welche präciser, und zwar folgendermaßen lautete:

„E. v. B. wird von ihrem bereuenden Vater gebeten, zu ihm zurückzukehren, wenn sie nicht will, daß er vor Kummer sterbe. Die Ursachen, die zu ihrer Entfernung führten, bestehen nicht mehr.“

Aber trotzdem wartete Herr von Baranyay vergebens auf ein Lebenszeichen von seiner Tochter und er war auf dem Punkte, krank oder verrückt zu werden.

„Sie muß todt sein, sonst hätte sie längst geantwortet,“ murmelte er. „Kinderlos in die Gruft fahren . . . der Name Baranyay für immer erloschen . . . und aus eigenem Verschulden . . . aus wahnwitziger Eitelkeit, ihm das Baronat aufzukleben! . . . O,“ fügte er in grausamer Selbstverspottung bei, „wenn man mit grauen Haaren aller Einsicht baar ist, sind eiserne Ruthen zu gelinde!“

Und was war es einstweilen mit Eva?

Als die Tochter das Vaterhaus verließ, bestand ihre ganze Habe aus dem Baarbetrage von fünfzig Gulden und einem Brillantring, den ihr der Vater an ihrem letzten Geburtstage zum Geschenk gemacht hatte. Wenn sie gewollt hätte, konnte sie ein Vermögen mitnehmen; sie verfügte nämlich seit dem Tode ihrer Mutter über deren reichen Schmuck, der einen Werth von vielen tausend Gulden hatte, und als dessen Besitzerin sie sich rechtmäßig betrachten konnte. Aber nein, dergleichen lag nicht in ihrer Gesinnung; es sollte nicht heißen, daß sie wie die erste beste Leichtsinnige nur „durchgehe“, um, nachdem sie sich in den Besitz einer großen Geldsumme gesetzt, ein schrankenloses Leben zu führen und sich auch nur dem Scheine auszusetzen, als ob sie sich von geheimen niedrigen Motiven zu dem folgenschweren Schritt entschlossen habe, der über ihr ganzes zukünftiges Leben entscheiden mußte.

Es sollten die Worte, welche sie in den Abschiedszeilen an ihren Vater niedergeschrieben hatte, zur Wahrheit werden, dazu war sie

fest entschlossen; sie wollte thatsächlich von der Arbeit ihrer Hände leben und um den Preis des Seelenfriedens auf den langgewohnten Besitz von Reichthum und Luxus verzichten.

Und merkwürdigerweise ergriff sie mit einer Ruhe und Umsicht, als ob sie ihr ganzes Leben lang an Selbstständigkeit gewohnt gewesen wäre, die nöthigen Maßregeln, um sich ihren bescheidenen Mitteln gemäß einzurichten. Sie blieb nur einen einzigen Tag in einem Gasthofe, machte ihren Ring zu Geld und sah sich dann im Besitz von etwa fünfhundert Gulden.

Hierauf suchte sie sich zunächst eine Privatwohnung und Pension auf, wo sie für einen verhältnißmäßig geringen Betrag gänzliche Verpflegung und selbstverständlich auch Unterstand erhielt, und zahlte für die ersten zwei Monate im Vorhinein. Sie hoffte längstens bis dahin ein Mittel zum Verdienst gefunden zu haben; wenigstens hatte sie Zeit, sich darnach umzusehen.

Sie ließ auch die Zeit nicht nutzlos verstreichen und wollte so rasch als möglich an die Ausführung jener Pläne gehen, die sie mit der ihr eigenthümlichen Entschiedenheit gefaßt hatte; sie war nämlich entschlossen, sich eine Stelle als Gesellschafterin bei irgend einer alleinstehenden, ältlichen Frau zu suchen, jedenfalls aber einer solchen, die mit der großen Gesellschaft nicht im Verkehr stände, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, eines Tages von irgend einem Bekannten als das ungarische Edelfräulein E v a v o n B a r a n y a y, die reiche Erbin, erkannt zu werden.

Da griff denn nun E v a zu demselben Mittel, wie ihr Vater, und ließ eine Annonce im „Wiener Diarium“ erscheinen, welche sie so vorsichtig abfaßte, daß dieselbe nicht zu ihrer Entdeckung führen konnte. Sie zeigte nämlich an, daß ein alleinstehendes junges Mädchen, eine Waise, die ihre Jugend in der Zurückgezogenheit einer Provinzstadt verbracht hätte, eine Stelle als Gesellschafterin bei einer kränklichen Dame suche, die einer sorgfältigen, aufopfernden Pflege bedürfe.

Und richtig, schon am dritten Tage zeigte sich ein Resultat ihres Offertes. Sie erhielt nämlich im Zeitungsbureau ein unter der bekanntgegebenen Chiffre eingelaufenes Schreiben, das sie aufforderte, sich persönlich während einer der nächsten Tage an einem bezeichneten Orte einzufinden.

Einfach gekleidet und mit klopfendem Herzen begab sie sich auf

den Weg nach der angedeuteten Wohnung jener Dame, die auf ihr Anerbieten reflectirt hatte.

Ein Stubenmädchen empfing sie, das an solche Besuche gewohnt sein mußte, denn, ohne ein Wort zu sagen oder nach dem Zwecke ihres Kommens zu fragen, wies die Zofe die verlegene Besucherin in das Empfangszimmer.

Eva trat schüchtern und beklommen ein.

Nun sah sie sich einer Frau im mittleren Alter gegenüber, und dieselbe machte auf den ersten Anblick einen höchst widerwärtigen Eindruck auf sie. Sie war in einem höchst despectirlichen Negligée und herabgetretenen Pantoffeln, trotz der vorgerückten Tageszeit noch nicht frisirt und ihre fleischigen schlappen Wangen waren mit einer dicken Schichte rother Schminke bedeckt.

„Kommen S' näher, lieb's Kind," sagte sie mit süßlicher Stimme, „so — noch näher; setzen Sie sich her zu mir, auf's Canapé."

Und sie zwang die Widerstrebende, der Aufforderung zu folgen und sich auf den engen Divan zu setzen, der sie der „Dame" näher brachte, als ihr angenehm war.

Die seltsame Frau schaute sie dann mit prüfenden Blicken an und es mußte das Resultat ein günstiges sein, denn es verbreitete sich ein grinsendes Lächeln über ihr Gesicht. Darauf griff sie dem armen Mädchen, das sich immer beengter fühlte, schmeichelnd unter das Kinn und sagte:

„Also' Sie stehen allein, wie ich aus Ihrer Anzeig' seh', und wären geneigt, eine Stell' als Gesellschafterin anzunehmen, um Ihren Lebensunterhalt zu verdienen?"

Eva begnügte sich mit einem stummen Nicken.

„Ist das die erste Stell', die Sie annehmen?" fuhr die Dame fort, „oder waren Sie schon in einer ähnlichen Position?"

„Nein," erwiderte Eva, „ich habe bis jetzt immer im elterlichen Hause gelebt."

„Na, dann sein S' eh' vom Glück begünstigt, daß Sie bei Ihrem ersten Versuch gleich auf eine so gute Stell' troffen haben. Sie werden bei mir einen leichten, sogar angenehmen Dienst haben."

Eva hielt es für angezeigt, sich um die Obliegenheiten zu erkundigen, die mit ihrer Stellung verbunden wären.

„Sie haben weiter nichts zu thun, als recht lustig zu sein, mein schöner Schatz," war die Antwort.

„Lustig sein?“ fragte Eva erstaunt.

„Na ja, freilich, recht heiter und amüsant gegenüber den vornehmen Herren, die mich mit ihrem Besuch beehren.“

Eva verstand den vollen Sinn dieser Worte nicht, aber es war selbst die leise Ahnung, die in dem Kopfe des unerfahrenen Mädchens auftauchte, vollständig genügend, um sie mit Schrecken und Abscheu zu erfüllen.

„Ich tauge nicht zur Erheiterung von Herren,“ sagte sie tonlos, „und kann deshalb die Stelle, die Sie mir anbieten, nicht annehmen.“

„Ich Ihnen eine Stell' anbieten?“ sagte die Frau mit plötzlich verändertem, höhnischem Tone, „na schaut einmal das Afferl an, das sich für zu fein halt —“

Eva hörte den Rest gar nicht an, sondern eilte schon im selben Moment die Treppen mit einer Hast hinab, als ob sie Jemand verfolgen würde, und mäßigte erst ihre Schritte, als sie bemerkte, daß ihr die Leute auf den Straßen nachschauten.

Als sie in ihrer bescheidenen Wohnung — es war ein schmales Stübchen mit einem Fenster, das die Aussicht in einen engen, mit hohen rauchgeschwärzten Mauern umgebenen Hinterhof darbot — angelangt war, fing sie bitterlich zu weinen an. Endlich beruhigt, stützte sie das Haupt in die Hand und versank in tiefes Nachdenken, dessen Resultat ein klein wenig Beschämung und eine große Portion neuer Hoffnung war.

„Ei,“ sagte sie halblaut zu sich selbst, „ist's nicht wahrhaft lächerlich, oder besser gesagt thöricht, daß ich beim ersten gescheiterten Versuch schon zu weinen anfange, wie ein neugeborenes Kind. Ach, es scheint, daß noch zu sehr die reiche Erbin in mir steckt, deren Wünsche auf den ersten Wink in Erfüllung gingen.“

Man sieht, ihr munterer Sinn und die Entschlossenheit, welche — bei einem jungen Mädchen seltsam genug — eine Haupteigenschaft von Eva's Charakter auszumachen schienen, gewannen bald die Oberhand in ihrem Gemüthe, ohne sie jedoch auf die Länge behaupten zu können.

Da saß sie ohne Freund, einsam und nur auf sich gestellt in dem kahlen Kämmerchen; wohl hätte sie sich zu ihren Quartiergebern verfügen können, aber das junge Mädchen war nicht gestimmt, in ihrer jetzigen Lage neue Bekanntschaften anzuknüpfen, die übrigens in keinem Falle nach ihrem Geschmack gewesen wären, und so saß sie da und

dachte an ihren Vater, an Baron Merklin und an ihren Vetter Andreas.

Wie, wenn sie an den Letzteren schriebe? Würde er nicht augenblicklich zu ihrer Hilfe herbeieilen? Konnte sie sich nicht genügend auf seine Freundschaft und Ehrenhaftigkeit verlassen, um sicher zu sein, daß er ihren Aufenthalt ihrem Vater nicht entdecken würde? Sie wußte ja, daß er sie liebte; er durfte deshalb ihren Entschluß nicht einmal als „romantische Grille“ behandeln, wie ihn die kalte, zum Spott geneigte Welt gewiß beurtheilen würde.

„Aber nein,“ verwies sie sich selbst, „das wäre ja wieder eine Anwandlung von Schwäche und ein deutlicher Beweis von Hilflosigkeit. Ich will zuerst sehen, ob ich die Dinge nicht auch ohne den guten Andreas richten kann.“

Gänzlich in Zweifel über das, was sie zunächst beginnen würde, — denn der erste Versuch hatte sie ganz von der Idee abgeschreckt, ihr Brod als Gesellschafterin zu verdienen — ging sie zu Bette, ohne trotz ihrer Ermüdung den Schlaf finden zu können.

Als sie endlich nach langem Sinnen und Grübeln einschlief, wurde sie von den wildesten Träumen gefoltert.

Bald sah sie sich im weißen Brautkleid, einen Myrthenkranz auf dem Haupte, mit Baron Merklin vor dem Altare stehen. Der Priester fragte sie langsam, so daß ihr jedes Wort wie ein Hammerschlag auf's Herz fiel: „Willst Du dieses Mannes Weib werden?“ Und als sie „Nein“ sagen wollte, da konnte sie kein Wort herausbringen, obschon ihr vor Anstrengung der kalte Schweiß auf die Stirne trat. Statt dessen aber antwortete ihr Vater für sie und rief mit gellend lauter Stimme: „Ja!“

Dann glaubte sie wieder ihren Vetter Andreas zu sehen. Er stand auf einem Schiffe, das sich langsam entfernte, und streckte bittend die Hände nach ihr aus. Sie aber neigte sich vor, als wollte sie hin zu ihm — da gähnte, brauste und zischte das wilde Meer zu ihren Füßen; sie aber konnte sich nicht mehr im Gleichgewichte halten und stürzte — aus dem Bette.

Zwar ist es nicht sehr poetisch, wenn eine Romanheldin, statt in die poetisch brausende Meeresfluth, ganz prosaisch wie ein anderes Menschenkind aus dem Bette auf den Boden fällt, aber — die Thatsache läßt sich nicht wegleugnen und so müssen wir denn auch, vielleicht

zur Enttäuschung unserer freundlichen Leser und Leserinnen, dieses Factum berichten.

Uebrigens war selbst die arme Eva darüber verblüfft. Verstört sah sie, aus ihren Träumen geweckt, sich beim Scheine eines kleinen Nachtlämpchens in ihrem Zimmer um, und mußte sich erst einen Augenblick besinnen, wo sie sei.

Fröstelnd stieg sie wieder in's Bett und zog die Decke über den Kopf, die trüben Gedanken, die sich ihr aufdrängten, mit Gewalt von sich weisend. Mit krampfhaft geschlossenen Händen schlief sie wieder ein, als ob sie sich auf den harten Kampf des Lebens vorbereiten wolle, der ihrer zu warten schien.

Kehren wir nun wieder zu Eva's Vater zurück.

„Elender Schurke, wo hast Du sie verborgen?" schrie Herr von Baranyay seinen Neffen Andreas von Aszalay an, in dessen Zimmer er eines schönen Morgens sehr unerwartet eintrat, oder besser gesagt einstürmte.

Es war nämlich dem untröstlichen Vater in einer schlaflosen Nacht die Idee gekommen, kein Anderer als der „verfluchte Bursche" von Vetter könne seine Eva bewogen haben, das Haus ihres Vaters zu verlassen. Im Handumdrehen war es bei ihm ausgemachte Sache, daß der ungarische Gardeofficier ein schändlicher Entführer sei, der seine Tochter verborgen halte und er hatte am nächsten Morgen nichts Drängenderes zu thun, als demselben einen Besuch abzustatten und ihn auf die oben erwähnte Weise von dem Zweck seiner Visite in Kenntniß zu setzen.

Andreas, der schon über das bloße Erscheinen von Eva's Vater vor Erstaunen starr geworden war, schaute ihn bei der beleidigenden Ansprache bestürzt an und stotterte mechanisch:

„Verborgen? Wen?"

„Stell' Dich nicht so unwissend, verfluchter Bursch'," schrie Herr von Baranyay, oder ich bring' Dich als Menschenräuber vor's Kriegsgericht. Du weißt so gut wie ich, daß ich Eva meine."

„Eva?!" rief Andreas erschreckt aus, „ja ist sie denn nicht zu Hause?"

Der Ausdruck der Bestürzung, der in dem Ton dieser wenigen Worte lag, war viel zu natürlich, als daß der alte Edelmann ihn für gemacht hätte halten sollen. Etwas freundlicher fuhr er fort:

„Du weißt also doch nichts davon? Eva ist schon eine hübsche

Weile fort, und trotz aller meiner Bemühungen will es mir nicht gelingen, ihre Spur aufzufinden."

Der junge Gardist sah ihm wie geistesabwesend in's Gesicht, ohne ein Wort zu sprechen; es war, als ob er über ihm hinweg in's Leere starrte. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und sagte, wie aus einem Traume erwachend:

„Vor Allem, Herr von Baranyay, erzählen Sie mir die näheren Umstände des Unglücks. Ich habe ein Recht, das zu fordern. Es hat mich so schwer getroffen, wie Sie selbst und" — fügte er mit einem tiefen Athemzug hinzu — „vielleicht noch schwerer."

Zu einer anderen Zeit wäre eine solche Redeweise dem alten Edelmanne gegenüber gefährlich gewesen und hätte nicht ermangelt, den sonst so heißblütigen Mann auf's Aeußerste in Harnisch zu bringen; jedoch der schwere Schicksalsschlag, der ihn getroffen, war nicht ohne Einfluß auf sein Temperament geblieben. Es hatte ihn das bedauernswerthe Schicksal mürber und daher auch milder gemacht, als ihn die Natur angelegt hatte, und er begann in sehr niedergeschlagenem Tone die Erzählung der Ereignisse, welche Eva bewogen hatten, das Vaterhaus zu verlassen. Er ließ es ferner nicht an Selbstanklagen und Ausdrücken der Reue fehlen und schloß mit einem dringenden Aufrufe an die Hilfe des jungen Mannes.

„Du bist meine letzte Hoffnung," sagte er, „ich weiß, daß Ihr Euch gegenseitig liebt, und wenn irgend Einer auf der Welt mehr an Eifer und Ausdauer verwenden wird, als ich vergeblich entwickelt habe, um sie aufzufinden, bist Du es."

Der Gardeofficier schwieg. Er hatte dem alten Edelmann aufmerksam zugehört und schien über das Vernommene nachzudenken; vielleicht sann er bereits über einen Plan nach zur Vereinigung mit der Geliebten, deren Spur ihm jetzt noch nicht einmal bekannt war.

Herr von Baranyay hatte entweder seine Gedanken errathen, oder er wollte ihn anspornen, das Unmögliche zu leisten, genug, er fuhr fort:

„Und Andreas, das sage ich Dir, wenn Du sie in meine Arme zurückbringst, so wahr Gott lebt, sie soll Dein sein — und wenn ich dem Baron Merklin hundertmal mein Ehrenwort brechen müßte!"

Der Gedanke an seine verpfändete Ehre hatte ihn in Aufregung

gebracht; er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und sagte zu sich selbst:

„Den kaltherzigen Schuft, der mich um mein Kind gebracht hat — ich fordere ihn zum Duell heraus! Aber traurig ist's nur, daß mir die Augen so spät aufgegangen sind über diesen speculativen Baron, der mit seiner Freiherrnkrone schachern will; es ist aber —"

„Jetzt keinesfalls an der Zeit, lieber Onkel, sich mit solchen Erbärmlichkeiten zu befassen, wie dieser Merklin eine ist," unterbrach ihn der Officier. „Darf ich eine Bitte an Sie stellen, theurer Onkel?"

„Gewiß, wenn es in meiner Macht liegt, sie zu erfüllen. Was wünschest Du?"

„Sie sollen mir Eva's Bild geben, sie wissen ja, ich meine jenes große, schöne Porträt, das Professor Lampi im letzten Sommer erst gemalt hat."

„Eva's Porträt? Höre Andreas, verlange was Du willst, nur das nicht. Ist es denn nicht jetzt mein einziger Trost? Ich will Dir aufrichtig gestehen, daß ich so verrückt bin, stundenlang davor zu stehen und mir einzubilden, daß es Eva selbst ist, die ich vor mir habe."

„Ich brauche das Bild nicht zum Ansehen, theuerster Onkel," sagte der junge Mann, „Eva's Gestalt ist mir viel zu sehr in die Seele geprägt und steht jeden Augenblick lebendig vor meinem geistigen Auge, als daß ich dessen nöthig hätte; aber es handelt sich um die Ausführung eines Planes, der mir eben eingefallen ist —"

„Was für ein Plan ist das?" fragte der alte Herr hastig.

„Er ist vielleicht seltsam — lächerlich —" meinte der Officier zögernd.

„Pah, und wäre er hundertmal das Närrischeste, was existirt, wenn er nur hilft, wenn er nur eine Aussicht zeigt, Eva wieder zu finden."

„Möglich ist es immerhin. So viel steht fest, die Polizei, welche bekanntlich doch sehr scharfe Augen besitzt, hat bis jetzt keine Spur von ihr entdecken können; vielleicht aber gelingt es durch Zufall — dem Militär!"

„Wie — dem Militär?!" fragte der alte Herr verblüfft.

„Ich sage ja, es klänge seltsam — lächerlich. Ich gedenke nämlich meiner Cousine sämmtliche Gardisten auf den Hals zu schicken; die

Garden selbst, wie ihre dienenden Hußaren. Spaß bei Seite, es sind treue Bursche, welche sammt und sonders für mich in's Feuer gehen würden. Ich möchte ihnen das Bild zeigen und mich begnügen, ihnen zu sagen: „Seht Euch diese junge Dame gut an, wer sie findet — ist's mein Kamerad, erhält er meine treue liebende Freundschaft für immer, — ist's ein Hußar, bekommt er tausend Gulden! Nun, Onkel, was sagen Sie dazu?"

Herr von Baranyay zögerte jetzt seinerseits; wie wir schon einmal bemerkt haben, brachte kein Vater seine Tochter gerne mit dem Begriffe „ungarischer Gardist" in Verbindung. Endlich murmelte er:

„Aber — das Aufsehen, das die Sache machen wird. Bedenke doch — die Oeffentlichkeit —"

„Aufsehen, Oeffentlichkeit! Wenn es Civilisten aus der „feinen Gesellschaft" wären, gewiß. Aber unsere Garden und Hußaren wissen ein Geheimniß besser zu bewahren, als die Herren von der Diplomatie aus dem adeligen Casino. Freilich" — setzte er hinzu — „ist damit noch nichts gewonnen; denn es ist verdammt schwierig, in Wien sammt seinen zweiunddreißig Vorstädten Jemand aufzusuchen, der sich verbergen will; indessen zielt mein Plan hauptsächlich darauf ab, einem möglichen Zufall die Handhabe zu bieten."

Der alte Edelmann brach nun in ein schallendes Gelächter aus.

„Je länger ich über Deinen Einfall nachdenke," sagte er, „desto verrückter finde ich ihn. Bei Gott, nur ein Verliebter kann auf die köstlich spaßige Idee kommen, seine Geliebte von den — von den ungarischen Gardisten suchen zu lassen, ha ha ha!"

Der Officier stimmte in die Heiterkeit ein.

„Jedenfalls ist die Idee originell," sagte er, „und ein Romanschreiber oder ein Lustspieldichter würde mich darum beneiden. Hoffentlich wird es nicht nöthig sein, sie zur Ausführung zu bringen und ich will mich einstweilen begnügen, meine eigene Spürkraft in Thätigkeit zu versetzen. Sollte ich die geringste Spur des theuren Flüchtlings auffinden, werde ich Ihnen schreiben."

Er dachte in diesem Augenblicke daran, daß Eva's Vater ihm mit schnöde beleidigenden Worten das Betreten seiner Schwelle verboten und gedroht hatte, ihn in einem solchen Falle „wie einen Hund niederzuschießen."

Herr von Baranyay reichte ihm ohne ein Wort der Erwide-

rung die Hand zum Abschied und wendete sich zum Gehen. Als er aber an der Thüre war, kehrte er nochmals um und sagte zögernd:

„Ich hätte eine Bitte an Dich, Andreas. Vergieb, was ich im Jähzorn Dir an Beleidigungen zugefügt — verzeih' mir's, um des Unglücks Willen, zu dem das Schicksal mich verurtheilt hat."

„Ich habe sie vergessen," erwiderte der edle junge Mann, „so wahr ich der Hoffnung bin, daß Eva wiederkehrt."

„Und wenn sie wiederkehrt, soll die reiche Erbin Dein sein, mein braver Junge."

„Onkel, ich suche nicht die verschwundene reiche Erbin des Hauses Baranyay, ich suche das arme, unglückliche Mädchen Eva."

Die Beiden schieden, indem sie sich die Hände drückten.

Der Schmerz ist versöhnend, wie die Freude.

Fräulein Eva von Baranyay wurde nicht von ihrem Vater entdeckt, noch von ihrem Vetter; dafür ließ ihr Mißgeschick sie jedoch von ihrem ärgsten Feind bemerkt werden — vom Baron Merklin.

Eines Abends ging Eva zu dem Kaufmanne, für dessen Geschäft sie arbeitete — nach reiflicher Ueberlegung hatte sie nämlich am passendsten gefunden, ihren Lebensunterhalt durch Handarbeit zu gewinnen, welche damals besser als heutzutage bezahlt wurde und die sie früher zur Zerstreuung anfertigen gelernt hatte — sie ging also zu dem Kaufmanne, um eine Partie fertiger Waare abzuliefern.

Baron Merklin, angezogen durch die schöne Gestalt und den elastischen Gang, folgte ihr zuerst eine Weile, ohne sie zu erkennen; bald aber kam ihm das Alles so bekannt vor, daß er im Geiste unter seinen zahlreichen weiblichen Bekanntschaften zu suchen anfing, wer darunter sich solcher Vorzüge erfreute, und zuletzt schoß es ihm wie ein Blitz durch den Kopf, das Mädchen, das da im einfachsten Kleide und dem schmucklosen Hütchen auf dem schönen Haare vor ihm herschreite, könne Niemand anders als seine flüchtige Braut, die schöne Tochter des reichen ungarischen Edelmannes sein.

Die arme Eva bemerkte nicht, daß sie beobachtet werde, vielleicht hätte sie sonst irgend ein Mittel angewendet, ihren Verfolger zu täuschen und ihn auf eine falsche Fährte zu bringen. So ging sie aber, nachdem ihr Geschäft beendigt war, schnurstracks nach Hause zurück, so daß ihr Baron Merklin mit Bequemlichkeit folgen und sich ihre Wohnung notiren konnte. Er fragte sogar ein Dienstmädchen des Hauses, das am Thore stand, wer das junge Mädchen wäre, das

so eben hineingegangen sei, und gab ihr, nachdem er erfahren, daß Eva unter angenommenem Namen wirklich daselbst wohne, einen Dukaten, gegen das Versprechen, dem Mädchen nicht zu sagen, daß sich Jemand nach ihr erkundigt habe.

Baron Merklin begnügte sich nicht damit, denn er durfte Eva keinen Augenbick aus den Augen verlieren; wäre es doch höchst lächerlich gewesen, wenn sie ihm jetzt unter den Fingern weg entschlüpft wäre. Deshalb nahm er einen Mann auf, dem er eine reichliche Bezahlung versprach, wenn er das Haus Tag und Nacht in unauffälliger Weise bewachen und dem jungen Mädchen, das er auf das Genaueste beschrieb, überall hin, wie ein Schatten, folgen wolle, bis er ihn in dem Geschäfte ablösen werde. Dann ging Merklin mit sich zu Rathe über das, was er zunächst thun solle.

Nach reiflicher Ueberlegung machte er sich auf den Weg nach der Wohnung des Herrn von Baranyay.

Der alte Edelmann nahm ihn mißmuthig auf und behandelte ihn mit einer Kälte, die zu verbergen er sich gar nicht die Mühe nahm.

Aber Merklin ließ sich dadurch nicht im mindesten in seiner Zuversicht beirren, denn er schrieb die üble Laune des Alten nur dem Umstande zu, daß er ärgerlich darüber sei, von seiner entflohenen Tochter noch keine Spur entdeckt zu haben, und benahm sich mit gewohnter Vertraulichkeit.

Eine Zeit lang bereits hatte er über gleichgiltige Dinge geplaudert, ohne von Herrn von Baranyay mehr als einsilbige Antworten erhalten zu haben, als der Baron anfing, zu dem Zwecke seines Besuches überzugehen.

„Die lange Abwesenheit Ihrer Tochter," sagte er, „hat die Sachlage wesentlich geändert; daher halte ich es für nothwendig, Sie ausdrücklich zu befragen, theurer Freund, ob Sie noch immer, trotz des anscheinend ernsten Widerstandes Ihrer Tochter, bei dem Versprechen stehen bleiben wollen, das Sie mir in Bezug auf meine Werbung ertheilt haben? Wenn Ihre Tochter plötzlich nach Hause käme, würden Sie sich — ich fürchte dies wenigstens — vor Freude bewogen fühlen, ihr nachzugeben und das mir gegebene Wort hintansetzen."

Herr von Baranyay wurde nun sehr verlegen.

„Hm," sagte er, „ich muß Ihnen offen gestehen, lieber Baron, daß ich die Dinge in der That jetzt anders ansehe, und mein Kind, wenn es zurückkehren sollte, zu nichts zwingen würde."

Herr von Baranyay hatte erwartet, daß Baron Merklin diese Eröffnung mit Vorwürfen und Beschuldigungen erwidern würde; zu seinem größten Erstaunen jedoch nahm er sie mit merkwürdiger Ruhe und Gelassenheit entgegen. Hätte der Edelmann aber gewußt, welchen Zweck Merklin's Frage gehabt, und daß seine Antwort ihm die Gelegenheit geraubt hatte, sein Kind noch am selben Tage in die Arme schließen zu können, er würde sich vielleicht nicht so sehr über die „vernünftige Ruhe" des liebenswürdigen Freiherrn und Spitzbubenanführers gefreut haben, welcher letztere, nachdem er erfahren hatte, was er wissen wollte, sich bald verabschiedete.

„Alter Narr," murmelte er, die Treppe hinabsteigend, ingrimmig vor sich hin, „ich will Dich und Dein sprödes Töchterlein schon lehren, mit mir zu spielen! Jetzt habe ich Euch alle Beide in der Hand, und ich müßte ein elender Stümper sein, wenn ich es nicht dahin brächte Euch für immer unter mein Joch zu bringen."

Darauf machte er dem Manne einen Besuch, welchen er mit der Ueberwachung Eva's betraut hatte, und überzeugte sich, daß das kostbare Vögelchen noch im Netze sei, er also ruhig an die Ausarbeitung seines Planes gehen könne, den er, mit sich selbst und seiner Erfindungsgabe zufrieden, „göttlich" nannte, ein Ausdruck, der jedesfalls seltsam zu dem Teufelswerke paßte, das er zu unternehmen gedachte.

Es war am zweiten Tage nach der Unterredung zwischen Baron Merklin und Eva's Vater, als die Stadt ein Gerücht durchlief, daß in der vorigen Nacht aus einem Kämmerlein, das sie bewohnt hatte, ein Mädchen verschwunden sei, welches seit kurzer Zeit eingezogen und von Nadelarbeiten lebend, dort gewohnt hatte. Mehrere Umstände, so die durcheinander geworfenen Möbel, ein Fetzen eines Kleides, das die Verschwundene getragen hatte, so wie ein Stück Tuch mit einem Knopf, das aus einem Ueberrock gerissen zu sein schien, ließen auf einen Kampf und möglicherweise auf eine gewaltsame Entführung schließen. Man behauptete noch, das Mädchen sei von auffallender Schönheit gewesen.

Eva war aber eine Insassin der Verbrecher-Herberge geworden, wo sie in einem kleinen Zimmer mit vergittertem Fenster und verriegelter Thüre sich mit Grauen die Frage stellte, ob es wirklich der Verabscheute sei, in dessen Händen sie sich befinde. Schon der Gedanke daran machte sie schaudern; wußte sie doch, daß in dem Herzen dieses Mannes für Milde und Barmherzigkeit kein Raum sei.

„Eher ließe sich ein Tiger erweichen, als dieser kaltherzige berechnende Schurke,“ sagte sie zu sich selbst. „Aber ich bin eine Ungarin, und eine solche verzagt nicht so schnell. Freilich gilt es jetzt, alle Kräfte zu sammeln, denn der Kampf ist ungleich: ein schwaches, gefangenes Mädchen gegen eine Bande von Schuften, deren Führer ein Teufel in Menschengestalt ist — o, es müßte ein Wunder geschehen, um siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen!“

Und doch verlor Eva den Muth nicht. Es war merkwürdig, welch' starker männlicher Geist in diesem schönen Körper wohnte. Sie vergoß nicht eine Thräne, sie verlor keinen Augenblick den Muth, entschlossen, lieber den Tod als Entehrung und Schande zu wählen, oder diesem Merklin ihre Hand zu reichen.

Währenddem lag Baron Merklin auf einem Divan seines Schlafzimmers, das die ganze Eleganz einer Cavalierswohnung zeigte. Er dachte über seine Lage nach, die noch immer bedenklich war; die Pläne jedoch, die er für die Zukunft hegte, erfüllten ihn mit stolzer Zuversicht und ein behagliches Dehnen und Strecken, so wie ein lustiges Liedchen, das er vor sich hinsummte, legten Zeugniß ab, daß er sich in einer angenehmen Stimmung befand.

„Der gestrige Fang,“ sprach er nach einer Pause, „macht mich wenigstens zum Sieger in Einer Sache. Jetzt mag sich Eva sträuben und sperren, wie sie will; das Spiel ist aus. Sie soll weinen und auf den Knieen vor mir um Gnade bitten, es wird mir nur Vergnügen machen, das herrliche Kind eine schöne Scene aufführen zu sehen; unsere Herberge wird sie nur als meine Gattin verlassen. Selbstverständlich muß die Ehe früher nach allen Richtungen hin unwiderruflich besiegelt sein“ — setzte er hinzu, sich die Hände reibend und ein rauhes Gelächter ausstoßend — „ich fühle schon jetzt, daß ich meine Frau heiß liebe und Alles thun werde, sie glücklich zu machen. O, sie soll sich nicht über mich zu beklagen haben, und mehr kann sie nicht beanspruchen.“

Nach diesem Selbstgespräch ließ sich Baron Merklin von seinem Diener ankleiden und bereitete sich zum Ausgehen.

Schon war er die Treppe hinab, als er noch einmal zurückkehrte und einen Brief schrieb, der an Herrn von Baranyay gerichtet war. Er kam darin auf die Bemerkung des alten Edelmannes zurück, daß er Eva trotz seines verpfändeten Ehrenwortes nicht zwingen wolle, ihm die Hand zu reichen, und erklärte, daß er dies von Herrn

von Baranyay gerecht finde, sich jedoch trotzdem nicht ganz der Hoffnung entschlagen könne, das herrliche Mädchen, das er seine Braut nennen zu können so glücklich war, dereinst trotz alledem noch als seine Gattin heimführen zu können. Er schloß sein Schreiben mit den Worten:

„Das Geschick, das wir zumeist in unserer eigenen Hand haben, obwohl Thoren es Vorsehung nennen und es als eine höhere Macht anstaunen, nimmt oft sonderbare Wendungen. Vielleicht tritt eine solche zu meinem Glücke ein.“

Nachdem er das Billet abgesandt, ging er an die Ausführung seiner Pläne, die mit teuflischer Klugheit entworfen waren.

Eva wußte nicht, wo sie sich befand, noch daß es eine Verbrecherbande sei, mit deren Hilfe sie Baron Merklin entführt habe; er konnte also keck vor sie hintreten, ohne befürchten zu müssen, daß sie etwas von seiner zweiten geheimen Existenz erfahre, was ihr eine Waffe gegen ihn in die Hand geben könnte. Im ärgsten Falle konnte sie ihn nur anklagen, sie gewaltsam entführt zu haben; daß sie übrigens das nicht thäte, dafür wollte er schon Sorge tragen, oder besser gesagt, er brauchte es gar nicht, denn — würde sie ihre Schande freiwillig der Welt preisgeben? Würde man nicht wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten die zweideutigsten Gerüchte verbreiten, denen sie sich nicht aussetzen durfte? Im allerbesten Falle würde sie beklagt werden, ohne ein Mittel zu haben, das Leck ihrer jungfräulichen Ehre zu heilen. Er war also vor Differenzen von gerichtlicher Seite in Bezug auf die Entführungsangelegenheit vollkommen geschützt und konnte ruhig einen Schritt weiter auf der Bahn des Verbrechens gehen.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt.

Druck von Jos. Stöckholzer v. Hirschfeld.

J. Einzelen

fürs Trains Offtr.

der 7ten Kompagnie

Feldspital.

Bermann, Moritz,

Schöne Sünderinnen oder Ein neuer Mephisto historischer Roman

Bd.: 1. Band

Wien ; Pest ; Leipzig 1875